<3670012906001 7

<3670012906001 7

Bayer. Staatsbibliothek

P. O. germ
298

Canonia Zeÿ=
=harding

Ps. 81. 13 – 16. Jes. 48. 17.

Karl von Eckartshaüsen.

Frehsius sc. et v

Sittenlehren
und
Erzählungen,
für alle
Stände der Menschen,
zur
Bildung der Herzen.

Von
Hofrath von Eckartshausen.

Die Wahrheit zeigt den wahren Werth der Menschen.
Ihr Spiegel zeigt das Lamm als Lamm den Wolf
als Wolf.

Augsburg,
bey Johann Baptist Balthasar Merz, 1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Seite.

An meine Leser. = = = 1
Edle Thaten zur Ehre der Menschheit. 5
Der gute Martin. = = = 22
Eingeschickter Brief. = = = 26
Antwort. = = = = = 27
Das Findelkind. = = = = 28
Auch der Arme kann edel denken und handeln. = = = = 29
Jakob Stem, und Friedrich sein Bruder. 32
Die Wohlthat. = = = = 37
Verschiedenheit menschlicher Freuden. = 39
Von der Güte des Herzens. = = 42
Vom Theilnehmen. = = = 44
Vom Mitleiden. = = = 46
Eine Note in mein Tagbuch. = = 52
An einen Unglücklichen. = = = 57
Edle Antwort einer baierischen Fürstinn. 57
Charakter eines sogenannten Spaßvogels. 58
Charakter eines Niederträchtigen. = 61
Der Taugenichts. Ein charakteristisches Gemälde. = = = = 64
Eliton, oder der Charakter eines Menschen, den man Vulgo einen Magen nennen kann. 66
Eine Reisebegebenheit. = = = 67
Der Mensch ohne System. Eine charakteristische Schilderung. = = = 70
Charakter des Tugendhaften. = = 74

Seite.

Der liebenswürdige Mann. Eine charakteristische Schilderung. = = = 76
Charakter eines Andächtlers. = = 82
Der Gleißner mit System. = = 84
Charakter eines Abergläubischen. = 90
Der Teufel als Geisbock. Eine wahre Geschichte. = = = = 97
Eine weitere Geisbocksgeschichte. = 103
Wie man einen feuerigen Geisbock kann erscheinen lassen. = = = 104
Gedanken vom Aberglauben. = = 106
Der Schatz. = = = = 110
Eine weitere Schatzerhebung. = = 113
Geisterscheinung. = = = 114
Von Kobolden, Hexen und Druden, Irrlichtern und Gespenstern. = = 133
Irrlichter. = = = = 138
Von der Natur des Alpdruckes, oder der sogenannten Drude. = = = 140
Von der Hexerey. = = = 141
Eine Geistererzählung. = = 144
Etwas über Vorurtheile an meine Mitbürger. = = = = 147
Vorurtheile, welche die Menschheit herabsetzen. = = = = 151
Etwas über das Bild der Wahrheit. = 170
Folgen der Bigotterie. = = 179
Der Kaufmann und die Wahrheit. = 182
Der Magister. = = = 183
Anhang. = = = = 184
Anekdoten. Silvan und Amynt. = 186
Der Wahrsager. = = = 189
Der Bauer und der Advokat. = = 190
Auf den Luftballon. = = = 192
Kubro und Parmenio. = = 192

Menon

Seite.

Menon und Silvio. = = = 194
Von der Freundschaft. = = = 194
Von der Klugheit bey der Erwerbung und Erhaltung seiner Freunde. = = 204
Bedfort, oder so wird oft das gute Herz getäuscht. = = = = 206
Milheim, oder das ist das Loos vieler Guten. 217
An meinen Hund. = = = 229
Ueber den Umgang des männlichen und weiblichen Geschlechts gegen einander. = 230
Charakter eines tugendhaften Mädchens. 237
An sanfte Mädchen. = = = 245
Etwas zur Mädchenkenntniß. = = 246
Von dem wahren Liebhaber, und von dem, der es nur zu seyn scheint. = 250
Von der Schamhaftigkeit. = = 259
Stirius an Ismenen. = = = 263
Von der Heurath. = = = 267
Ueber die Ehe. = = = = 274
Das glückliche Ehepaar. = = 305
Die gemeinsten Hindernisse wider die gute Erziehung: und die ordentlichen Hilfsmittel für selbe. = = = = 308
Die Statue. = = = 332
Der Schattenriß. = = = 333
Elimar und Frontin. = = = 335
Charakter eines guten Vaters. = 337
Peltons Gegentheil. = = = 339
Eine Scene aus dem häuslichen Leben. 340
Lehren eines Richters an seinen Sohn. 343
An Aurelia die in ein Kloster gehen will. 364
Aureliens Antwort. = = = 366
Meine Klagen über die Menschen, geschrieben nur für die, welche Herzen mit Gefühl haben. = = = = 369

Selbst-

Seite.

Selbstüberlegung. 385
Ueber die Kenntniß seiner Fehler, und der Selbstverbesserung. 390
Regeln zur Selbstkenntniß zu gelangen. 401
Beyträge zur Moralität. Von dem Verlangen nach Vergnügen. 408
Von dem Vergnügen der Sinne, oder welches mit den Sinnen vornehmlich empfunden wird. 416
Ueber die Philosophie unsers Jahrhunderts. 430
Theokles an Euphranor. 434
Ueber das Glück. Eine Skize. 435
Suche Genügsamkeit in deinem Herzen. 437
Weisheit im Schooße der Natur. 443
Der Baum nach Sintenis. 445
Er hat fünfzig Jahre gelebt. 449
Hans und Susanne. 451
Ueber die Leidenschaft des Zorns. 453
Gedanken über die Rache. 457
An einen Feind. 458
Die Liebe der Feinde. 459
Von dem Stolze. 461
Von der Bescheidenheit. 462
Von der Menschenfurcht. 467
Von der Dankbarkeit. 472
Ueber den Begriff der Tugend. 485
An ein Blümchen. 489
Der Morgen. 490
Die Nacht. 493
Der Gottesacker. 499

An

An meine Leser.

Wie Freunde wollen wir uns unterhalten, liebe Mitbürger! die Stunden, die ich diesen Blättern weihe, sollen Stunden der Eintracht und des brüderlichen Theilnehmens seyn.

Ohne vielem Gepränge, ohne Schmeicheley wollen wir mit Redlichkeit und aufrichtigem Herzen sprechen; so sprechen, wie sich unsre alten lieben Vorältern sprachen. Das gefällt, das gefällt nicht, wollen wir sagen — das ist schön, und das ist nicht schön — Dieses ist unsere Bestimmung, jenes führet zu unserm Glücke — das entfernt uns von unserer Glückseligkeit — und jenes erniedrigt uns unter die Menschheit.

So wollen wir reden im männlichen Tone, ohne Vorurtheile, ohne Rücksicht auf jene eingebildete Glänzeleyen, die den Menschen von Menschen entfernen, und uns oft weit unter die Thiere herabsetzen.

Mensch ist Mensch; die Natur kennt keinen Unterschied; ich will auch keinen kennen. Wir

leben alle; theilen alle die Freuden der Schöpfung; sind alle zu einem Endzwecke erschaffen, und zerfallen alle wieder auf gleiche Art im Staube; keine Titel und Karakter werden also nie meine Blätter anfüllen. Ich werde auch weder mit Euer Hochgebohren, noch mit Euer Hochwohlgebohren, noch mit allem, was gnädig und gestreng seyn mag, in meinem Sittenblatte reden; nein, nur der Bruder Mitmensch ist der Gegenstand meiner Unterhaltung. Wer sich unter diese Zahl nicht rechnen will, der lege meine Blätter in einen Winkel; denn er wird weder Schmeicheleyen, noch kriechende Lobsprüche in selben finden.

Der, der sein Ansehen in Tändeleyen sucht, die er der Kramlade zu verdanken hat, oder der, der auf seine Geburt stolz ist, oder auf die Geldsäcke, die seine harten Vorältern auf Unkösten der Rechtschaffenheit durch Blut und Schweiß seines Mitmenschen anpfropften, der zerreiße diese Blätter beym ersten Wort; denn sie könnten manchmal ein Spiegel für ihn seyn, die ihm seine häßlichen Züge darstellten, wie sie sind.

Jeder, der den Blick der Wahrheit nicht ertragen kann, soll diese Blätter nicht lesen; sie sind zur Schützung der Tugend und der Rechte der Menschheit geschrieben.

Man erwarte nicht bloße Empfindeleyen, mit welchen sich Frauenzimmer so gern beym Nachttische beschäftigen, und mit denen sich die süßen Herren nach der Mode unterhalten.

Ich

Ich will Menschen zu meinen Lesern haben, die sich nicht begnügen, bey Erzählung einer schönen That nur zu weinen, um nichts weiter mehr zu thun; sondern die von edler Wärme der Seele glühen, die hingehen, und schöne Thaten auch nachahmen.

Ich habe oft über unsere Empfindeleyen nachgedacht; oft gesehen, daß unsere sogenannte Empfindsamkeit Schwachheit, und keine Herzensgüte zum Grunde hatte. — Da eilen wir hin zum Theater; weinen bey rührenden Stücken, daß eine Zähre die andere schlägt, und kehren wieder, wie Eis, zu unsern armen Nebenmenschen zurück, und beweisen, wie wahr der Satz sey, daß es leichter ist, fromm zu schwärmen, als fromm zu handeln.

Wie ist es möglich, rief ich oft auf, daß diese nämlichen Leute, die da so ganz Rührung, so ganz Empfindung sind, ohne Gefühl in ähnlichen Zufällen des Lebens seyn können.

Da kam mir zuweilen der Gedanke, vielleicht geht der Reiche nicht mit jener Stimmung des Herzens, mit jener Güte der Seele zum empfindsamen Buche, oder zu der lehrenden Bühne, mit der der gute Mensch hingehen soll; vielleicht geht er nur dahin, um sich besser abzuhärten, um die Thränen der Unschuld, ohne gerührt zu werden, fließen zu sehen, um seine Ohren an das Wehklagen des Elenden zu gewöhnen; um zu weinen, damit ihm keine Zähre mehr übrig bleibt, die er vielleicht dem Unglücke seines Nächsten

sten wider seinen Willen noch schenken müßte — So dachte ich — und ich zweifle, ob ich mich sehr betrogen habe. Man liest um sich die Zeit zu vertreiben, nicht um besser zu werden; man geht in das Spektakel, nicht um sein Herz zu edeln Handlungen zu begeistern, sondern um die langen Abendstunden des Winters zu verträumen. Wie? ist es vielleicht nicht so? So sagt mir, warum netzt eine Thräne eure Wangen, wenn ihr ein bloßes Ideal eines Unglücklichen sehet? Und warum lacht ihr, wenn ihr die Wirklichkeit des menschlichen Elendes erblicket? Muß der Arme einen Theaterrock haben, um euch zu bewegen? — Muß der Unglückliche eine Arie singen, um eure Herzen zu erweichen? Ich kannte Frauenzimmer, die ganz Gefühl zu seyn schienen, als sie einen Roman lasen; — die ganz Theil nahmen an der Geschichte des Helden; — die sich so sehr in seine Lage hineindachten, daß sie ohnmächtig dahinsanken: — — und diese nämlichen zärtlichen Seelen haben keine Ehrfurcht für ihre Aeltern, keine Zärtlichkeit für ihre Kinder, keine Liebe für ihren Gatten, keine Menschlichkeit für ihre Untergebene, keine Barmherzigkeit gegen ihre Unterthanen.

Ueber alle diese Charlatanerien der Empfindsamkeit wollen wir hinaussehen, und unsere Herzen zur wahren Güte bilden, und uns freuen über die edle Handlungen unserer Mitbrüder, ihre Tugend bewundern, und ihnen folgen.

Edle Thaten zur Ehre der Menschheit.

Peter Nessi, ein Italiäner, kam als Kaminfegersgesell nach München. Nach einer kurzen Zeit seines Aufenthalts machte er mit einem Kaufmanne Bekanntschaft, der ebenfalls ein Italiäner war; der Kaufmann, der ein wohlhabender Mann ist, zeichnete sich gegen seinen Landsmann vorzüglich aus, und machte sich unserm Peter Nessi auf tausenderley Art verbindlich. Längere Bekanntschaft und näherer Umgang machte diese zween Menschen zu Freunden. Mein lieber Peter! sagte eines Tages der Kaufmann, ich wäre mit meinem Schicksale ziemlich zufrieden, danke Gott für das, was er mir gab, und wünschte mir weiter nichts mehr — als nur noch meine arme Mutter vor ihrem Tode zu sehen.

Euere Mutter? erwiederte Peter: wo ist sie denn? Wo sie ist, lieber Peter! fuhr der Kaufmann fort; sie ist weit von uns entfernt, ungangbare Gebirge trennen uns; in einem einöden, wilden, einsamen Orte; abgesondert von Menschen, mancher Bedürfnissen beraubt, verlebt sie ihre alten Tage; hat Niemand um sich, der sie pflegt; keinen Sohn, der sie unterstützet; keine Freunde, die Mitleiden und Nachsicht mit ihrem kränklichen Alter haben. O Peter! könnte ich sie nur bey mir haben; aber es ist unmöglich. Die lange Reise, die hohen Gebirge, die Kälte, die

unwandelbaren Wege, alles das raubt mir alle Hoffnung: ich werde sie nicht mehr sehen können. O Freund! könntest du mein Herz sehen, wie es blutet, wenn ich manche einsame Stunde durch auf die gute Mutter denke.

Alle Hoffnung ist noch nicht verloren, sagte Peter; er drückte den Kaufmann an sein Herz; eine Thräne fiel aus seinem Auge; er drückte den Freund noch bey der Hand, und gieng in tiefen Gedanken fort.

Zwey Monate verflossen, und der Kaufmann hörte nichts mehr von unserm Peter; so fleißig er sich auch immer erkundigte, so konnte er doch kein weiteres in Erfahrung bringen, als daß sein Landsmann in seine Heimath soll zurückgereiset seyn. Warum so schnell? fragte sich der Kaufmann; warum fort, ohne mich noch zu sehen? ohne mir was zu sagen?

Tausend Gedanken marterten seinen Geist, tausend Sorgen quälten seine Seele. Es war an einem Abend, als der Kaufmann sammt seiner Gattinn noch spät am Tische saß, und sich von dem Schicksale des ehrlichen Peters unterhielten. Ich möchte nur wissen, sagte der Kaufmann, was diesem Jungen in Kopf kam, daß er sich so eilend davon machte? Er verließ mich das letztemal ganz schwermüthig. Es wird ihm ja nichts Böses begegnet seyn, erwiederte die Frau. Vielleicht aber lieber Mann! fuhr sie fort, hatte er eine Angelegenheit, die — — Angelegenheit! rief der Kaufmann; war ich nicht sein Freund?

War

War ich nicht bereit, ihm in jeder Gelegenheit zu dienen? Ich weis nicht, was ich mir denken soll? Das ist einmal wahr, daß ich mich manche Stunde um ihn abhärme. So sprachen die guten Leute, als sich gählings ihre Zimmerthüre öffnete. Peter trat herein, und mit ihm das alte Mütterchen unsers Kaufmanns. Die Ueberraschung war zu groß — Niemand konnte unter den Anwesenden sprechen. Freude, Dankbarkeit, Freundschaft und Liebe waren wechselweise auf den Gesichtern, Thränen und Umarmungen verherrlichten diesen rührenden Auftritt.

Endlich fieng das alte Mütterchen, das vor Freude ganz außer sich war, zu erzählen an, was sie dem guten Peter schuldig wäre. Sie erzählte, wie er sie auf seinem Rücken über die höchsten Gebirge trug; wie er einen Esel miethete, sie sorgfältig wider die Kälte schützte, und mit aller Begemlichkeit sie in die Arme ihres Sohnes brachte. Alle weinten bey der Erzählung, und Peter weinte mit, und sagte: O ihr guten Leute! wie theuer sind mir diese Thränen der Dankbarkeit; aber zu was so vielen Dank? Ich war fremd und unbekannt, und ihr habt mir so viele Gefälligkeiten erwiesen. War es nicht meine Pflicht, euch einen Gefallen zu erzeigen? Danket nicht, euer Vergnügen ist meine Belohnung, und himmlische Wonne meinem Herzen, eine Mutter ihren Kindern, und den Kindern ihre Mutter wieder gegeben zu haben.

Schön und edel ist deine That, guter Nessi! Dank dir im Namen der Menschheit. Komm her, und empfang den Orden der Rechtschaffenheit; und kann ich dir auch kein Band und keinen Stern geben, so gebe ich dir den Beyfall, den dir jeder Rechtschaffene geben muß, und den zu verdienen tausend Ahnen nicht hinlänglich sind, sondern nur werkthätige Proben — Proben guter Handlungen, wie die deinen.

Viele unglückliche arme Bauers- und Handwerksleute wurden durch die Ueberschwemmung des Neckers, der seine Gränze verließ, und weit umher Verwüstung verbreitete, gezwungen, ihre Häuser zu verlassen, und sich der Kälte und der Wuth des Winters Preis zu geben.

Die Priester der Mission besitzen in Heidelberg zwey Häuser: das Kollegium, und das Kosthaus de S. Charles genannt.

Diese wohlthätigen Menschenfreunde nahmen diese armen Leute sammt Weib und Kindern in ihr Kollegium auf; ließen ihre Schüler das Kosthaus zu St. Charles beziehen, und raumten das erstere als einen Zufluchtsort diesen Unglücklichen ein.

Die Kostgänger wollten sich des Weines berauben, um hiedurch die Ernährung dieser Unglücklichen zu erleichtern.

Herr

Herr Helleville, Director des Seminariums zu St. Charles, erlaubte aber dieses nicht: sondern stellte ihnen nur frey, gar denjenigen Theil ihrer täglichen Kost den Armen zu überlassen, welchen sie ohne Abbruch ihrer Nahrung zu thun, entbehren zu können glauben.

Die Wohlthätigen stritten ordentlich in die Wette, sich gegen die Armseligen auszuzeichnen, und der gutthätige Helleville, machte solche Vorkehrungen, daß diese armen Leute auch nicht müßig waren, und theilte ihnen Werch zum spinnen aus.

Die Weltgeistlichen, die gerührt durch dieses edle Betragen waren, sammelten in der Stadt, um den Unglücklichen den Raub des Wassers wieder zu ersetzen, und ihnen die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen, die zu ihrer Erhaltung und Arbeit nöthig sind.

Edel ist es der Menschheit zu dienen: — edel, sagen zu können, wir sind Menschen!

Dank euch, ihr Edelgesinnten! nicht von mir — von dem, der Bruderliebe zum Gesetze gab.

Ein Knabe aus dem hiesigen Soldatenwaisenhause, Theodor Riß mit Namen, besitzt so ein gutes, edles Herz, daß eine seiner schönen Handlungen jeden Empfindsamen rühren müsse.

Es wurde vor einiger Zeit im gedachten Waisenhause gebauet. Das gute Kind sah die arbeitende Handwerksleute mit Thränen im Auge

an, und rief auf: O könnte ich mir nur auch jeden Tag einige Kreuzer verdienen; — ich hätte sie höchst nöthig!

Auf inständiges Bitten einiger Knaben wurde ihnen erlaubt, in ihren müßigen Stunden Steine zum Bau tragen zu dürfen, und jeden Abend wurden sie für ihre Arbeit bezahlt, und ihnen frey gestellt, wie sie das erworbene Geld anwenden wollten.

Unser kleiner Riß war nun ganz glücklich, arbeitete mit vollen Kräften, und freute sich an jedem Abende, wie sich seine Kreuzerchen vermehrten. — Der Bau war vollendet, und jeder Knabe hatte sich aus seinem erlösten Gewinnste bereits etwas zu seinem Vergnügen erkaufet.

Nur Riß hatte noch sein Geld, und als man ihn hierüber befragte, so weinte er bitterlich, und bat, daß man ihm erlauben möchte, diesen wenigen Antheil seinem armen unglücklichen Vater schicken zu dürfen. — Gott weiß es, sagte er: ich wollte gern arbeiten, daß meine Hände bluten möchten; könnte ich nur soviel erwerben, um meines Vaters Schicksal erleichtern zu können.

Thränen standen auf den Wangen des menschenfreundlichen Komissärs, dem er dieses sagte, und noch zitterte eine Thräne in seinem Auge, als er mir diese edle That erzählte.

Wie wohl ist einem um's Herz, wenn man so was erzählen höret! — man athmet so frey, fühlet so was in seiner Seele, das uns sagt,

jede

jede rechtschaffene That adelt die Seele, und nähert sie der Gottheit.

Vor einigen Tagen eilte ein armer Handwerkspursche hastig zum Thor hinaus; man läutete in der Pfarrkirche schon die Sperr. Unterwegs begegnete ihm ein Greis, der ebenfalls um einen Kreuzer zu ersparen nach Möglichkeit aus der Stadt eilen wollte; allein seine schwachen Füsse trugen den alten Mann kaum mehr fort: der Weg war schlecht: der Alte war keinen Augenblick sicher, hinzufallen, und sich ein Bein zu brechen. Der junge Handwerkspursch sah den alten Mann. Guter Vater! sagte er, ich will euch gehen helfen; gebt mir euren Arm! ich will euch führen. — Der Jüngling führte den Greis; allein sie verzögerten sich zu lange, und als sie an das Thor kamen, war schon gesperrt. — Der Greis fieng bitterlich zu weinen an. Guter Jüngling! sagte er, ich habe mir den ganzen Tag über nicht mehr als zwey Kreuzer erbettelt, und nun ist die Hälfte meiner Ersparung hin. Sorge dich nicht, lieber Vater! erwiederte der Handwerker, ich habe sechs Kreuzer; bin noch jung, und habe Hoffnung Arbeit zu bekommen: da hast du alles mein Geld: laß dir eine Maaß Bier holen, und ersetze in etwas deine Kräfte; ich kann ein paar Täge wohl Hunger leiden. — Der Handwerker zahlte den Sperrkreuzer, und so giengen sie zum Thore hinaus. Außer dem Thore zankten sie noch immer aus

Her-

Herzensgüte; denn der Alte wollte das Geld gar nicht annehmen, — Zu diesem edlen Streite kam ein Grenadier, der auf der Wache war, und ihnen schon eine Weile zuhörte. — — Brüder! sagte er: ihr seyd ehrliche Kerls; und eine Thräne fiel bey diesem Worte auf seinen Schnurbart; ich will euren Handel entscheiden; hier hab ich einen 24ger erspart, und wollte am Sonntage mit meinem Mädchen zum Bier gehen: aber hole der Teufel das Bier und den Tanz, wenn es solche elende und ehrliche Kerls giebt, wie ihr: ich kann meinen 24ger nicht besser anbringen, als wenn ich ihn euch gebe: — Nehmt, — und macht mir da nicht viel Gribus Grabus her; — oder, beym Himmel! — ich fluche euch meinen 24ger in die Säcke hinein. — Der Greis und der Handwerker waren über diesen Scheidemann ganz erstaunt, und ein Dank Gott aus Herzensgrunde war ihre Antwort.

Der Grenadier eilte aber wieder ganz natürlich auf seine Wachstube zurück, und trillerte und sang mit vergnügter Seele.

* * *

Ein Unbekannter überschrieb mir diese Geschichte. Wüßte ich den Namen des Handwerkers, den Namen des ehrlichen Grenadiers, ich wollte ihre Nämen mit goldenen Buchstaben in dieses Blatt setzen. — So oft ich nun einen Grenadier sehe, so will ich ihm immer ins Gesicht

sicht sehen, und denken, vielleicht ist dieses der Menschenfreund. — So ganz Natur, so ganz ohne Schminke war seine Handlung.

In der schrecklichen Feuersbrunst in Straubing wollte eine ansehnliche Frau ihre Habschaften dem Raub der Flammen entziehen, und packte daher in der Eile die kostbarsten Sachen in ein Kästchen zusammen, wovon der Werth immer 3000 fl. betrug. Das Haus stund schon in Flammen, als die Frau mit dem Kästchen sich retten wollte: auf der Gasse behändigte sie selbes im Schrecken einem ihr unbekannten Manne, und ersuchte ihn, diese Habschaften in Sicherheit zu bringen.

Nach einigen Tagen erinnerte sich erst die Frau ihrer Unbehutsamkeit, daß sie ihre Kostbarkeiten einem Unbekannten übergab, und sie hielt ihre Sachen schon gänzlich für verloren.

Nach drey Wochen kam ein gemeiner Soldat zu ihr von dem Graf Wahlischen Regimente, der sich Baumgartner schrieb, in ihre Wohnung, und überbrachte ihr das Kästchen. Nun endlich, fieng er an, hab ich sie erfragt, wer sie sind, und wo sie wohnen. Ihr Kästchen hat mir schon tausend Sorgen gemacht; aber Gott Lob! weil ich sie nur gefunden habe. — — Hier ist alles unversehrt, wie sie es mir gegeben haben. Die Frau war durch die Ehrlichkeit des Menschen, und durch seine redliche Mine, mit welcher er ihr das Kästchen einhändigte, ganz erstaunt. Wie war sie aber noch mehr durch

seine Redlichkeit bewegt, als sie ihm einige Thaler zum Trinkgeld geben wollte, und der Soldat so zu ihr anfieng: Gnädige Frau! ich bin schon bezahlt; als sie mir das Kästchen in der Feuersbrunst einhändigten, so gaben sie mir einen Thaler; ich kann also, und werde nichts mehr annehmen, und mir thut nur leid, daß ich wider meinen Willen ihnen eine Sorge gemacht; und daß ich ihnen dieses Kästchen nicht eher habe einhändigen können. Er gieng fort, und nahm nichts mehr an.

Die Redlichkeit dieses Mannes verdient Lob und Nacheiferung. Man sagt, daß dieser Mann seit einigen Zeiten das Unglück gehabt habe, sein Regiment meineydig zu verlassen; sollte er je erwischt, und wegen diesem Verbrechen bestrafet werden, so wollte ich im Namen der Menschheit bitten, daß seine Richter doch auch diese schöne, redliche, edle That nicht vergessen möchten.

Seine Exzellenz der kurfürstl. Hofmusik- und Theater-Intendant ꝛc. ꝛc. Graf Joseph Anton von Seau zeichnet sich vorzüglich mit schönen Thaten gegen die Menschheit aus, und ich finde Pflicht, Ihm öffentlich in dem geheiligten Namen der Menschheit zu danken.

Erst vor einigen Wochen ließ er auf seine eigene Kosten von Straßburg die Maschine Ertrunkene und Erstickte wieder lebendig zu machen, sammt aller Zugehör bringen.

Sein

Sein Wille ist, auch diese Instrumente zum Wohl der Menschheit bekannt und brauchbar zu machen. Er äußerte sich daher, daß er noch vier solche Instrumente sammt aller Zugehör für vier Bader der hiesigen Stadt auf seine Kösten bringen, und durch den Rath der Aerzte werde vertheilen lassen.

Auch soll derjenige, der einen Ertrunkenen findet, und sogleich anzeiget, nebst dem, der ihn christliebend aufnimmt, mit einer gewissen Summe Geldes von obgedachtem Grafen belohnt werden.

Das Mehrere wurde angezeiget. Meine Beschäftigung ist nur die edle That des gutdenkenden Menschenfreundes bekannt zu machen — und ihm zu danken.

Joseph Sedelmeyr war ein hiesiger Salzscheibenmacher. Er kaufte diesen Dienst von seinem Vorfahrer dem alten Schallweck, und verheurathete sich hierauf. Sedelmeyr war eine geraume Zeit verheurathet, und hatte fünf lebendige Kinder. Ein unglücklicher Tag raubte diesen unglücklichen Geschöpfen ihren Vater. Sedelmeyr lud ein Salzfaß ab, es glitschte ihm der Fuß aus, der Unglückliche fiel, das Faß rollte auf seine Brust und beschädigte ihn so, daß er bald nach diesem Zufall verstarb.

Wer war nun unglücklicher als das Weib mit ihren fünf Kindern! — mir däucht, ich sehe diesen schreckenvollen Auftritt — ich sehe die Leiche des entseelten Vaters, die erbarmungswürdige Wittwe — ich höre das Gewinsel der vaterlosen Kinder, und sehe die Thränen der bedrückten Unschuld, wie sie über ihre glühende Wangen herabrollen. — Allein der Engel des Todes ist unfühlbar zu den Seufzern schwacher Sterblichen.

Es giebt Zufälle des Lebens, die uns ganz in die Tiefe des gränzenlosen Elends zu drücken scheinen; aber die ewige Sonne einer allgütigen Vorsicht, heitert die trüben Täge des Elendes bald wieder auf, und zerstreut die Wolken der Kümmernissen auf den Stirnen ihrer Lieblinge, der Menschen. So ergieng es auch unserer Wittwe: sie erhielt den Dienst. Allein sie mußte einen tauglichen Mann stellen.

So freudig als die erste Nachricht des erhaltenen Dienstes für die Wittwe war; so schrecklich war die Ueberlegung für ihre Seele, daß sie einen Mann wählen mußte. — Ich! so rief sie auf, ein unglückliches Weib mit fünf lebenden Kindern, ich soll einen Mann wählen! — wo werde ich ihn finden, den Redlichen, der Mitleiden mit mir und meinen armen Kindern hat. Wo werde ich den Mann finden, der ein guter Gatte für mich Unglückliche, und ein Vater für meine arme fünf Kinder seyn wollte. Einen Mann werde ich wohl finden, der aber aus Eigennutz meine Hand suchen wird, der nicht mich, sondern

dern meinen Dienst, wie es so gewöhnlich geschieht, wird heurathen wollen: der mein Tyrann, und der Würger meiner Kinder seyn wird. — So seufzte die Unglückliche mit bedrängter Seele — Thränen flossen noch von ihren Wangen, und ihre Kinder trockneten sie ab diese Thränen, mit ihren kleinen unschuldigen Händen, als ein Mann mit edler Bildung auf ihr Zimmer trat — sein gutes Aug, seine sanften Züge, sprachen gleich bey dem Eintritt für den Redlichen, und verkündigten der Wittwe, daß keine unedle Seele in dieser edlen Hülle wohnen könnte. —

Ich weis dein Schicksal, fieng der Mann an, unglückliches Weib — und du — und deine Kinder gehen meinem Herzen nahe. — Du sollst einen Gatten wählen — einen Vater deinen Kindern geben — entschliesse dich — ich will beydes seyn — glaube nicht, daß mich Eigennutz zu dir führt — nein, sondern das Erbarmen — der Wunsch, dein Schicksal zu erleichtern. — Du darfst meinen Worten nicht glauben, ich will dir Proben davon geben. —

Höre! ich bin ein Schäflergesell und nenne mich Peter Denk. — Ich habe ehrlich und treu meinem Herrn immer gedient, und mir durch meine Mäßigkeit ein schönes Stück Geld erspart. — Dieses Geld lag bisher todt in meiner Kiste — nun hab ich Gelegenheit, ich wills auf Zinsen ausleihen — die mir doppelten Gewinn tragen sollen. Du hast Schulden — diese Schulden will ich alle abzahlen, du hast Kinder, und

einem jeden von diesen Kindern will ich einen Erbtheil obrigkeitlich ausmachen, das übrige ist dein und mein, um unser Schicksal zu erleichtern, um unsere Kinder zu erziehen — dein Wohl — das Wohl deiner Kinder sollen meine Zinse ausmachen, und meine Auslage reichlich belohnen — so sprach er: und dann umarmte er die kleinen Kinder, und eine edle Thräne stund in seinem männlichen Auge bey dieser Umarmung.

Das Weib für Vergnügen außer sich, reichte dem Redlichen ihre Hand — und er hielt sein Versprechen — Er zahlte die Schulden und machte jedem Kind von seinem Vermögen einen Erbtheil aus. Das hiesige kurfürstliche Salzamt war durch das Betragen dieses Rechtschaffenen gerührt, selbes gab ihm allen Beyfall, der den Rechtschaffenen gebührt, und unterstützte ihn mit edlem Eifer, überzeugt, daß dieser Zufall dem Fürsten einen guten Arbeiter, dem Weib einen redlichen Gatten, den Kindern einen zärtlichen Vater, und dem Vaterlande einen guten Erzieher gab, der aus Kindern Männer für die Menschheit bilden wird, wie er ist.

Edler Mann! reiche mir deine Hand — die von der Arbeit gehärtet ist — und ich will sie ansehen, und die harte Furchen bewundern, die dein unermüdeter Fleiß in selbe grub. — Durch diese Hand, will ich mir sagen, erwarb der Ehrliche dieses Geld — das er so rühmlich verwendete. — Und wie beschämt dieser Gedanke den Weichling — der nie seine Hände zu Wohlthaten

thaten ausstreckt — der das Geld — das seine Untergebene so hart gewinnen, zu Wohllüsten verschleudert! —

Laß dich an meine Brust drücken, Redlicher! — laß dich der Welt zeigen, und ihr sagen; — daß Biedersinn und altbaierische Redlichkeit in deinem deutschen Herzen schlägt. — Wie erhebst du die Menschheit! — wie begeistert fühle ich meine Seele, wenn ich an dich denke! — —

Erziehe nur deine Kinder so gut als du bist, und mache sie auch zu Erben deiner Redlichkeit, — und am Tag — an dem aller falscher Schimmer verschwindet, und die Tändeley der Menschen zu Staube wird, an diesem Tage sey du zum Beweise, — daß Menschengröße nur in der Tugend besteht.

Die drey Mädchen.

In einer ländlichen Gegend in Baiern lebte ein ehrlicher Landmann; er war Meßner in einem Dorfe, und schaffte sich seine Nahrung theils durch diesen Dienst, theils durch den Feldbau.

In Ehrlichkeit und Tugend wurde dieser Mann grau: er hatte auch in seinem Alter keinen andern Kummer, als die Versorgung seiner Kinder.

Theres war das ältere Mädchen, und das der Vater vorzüglich liebte. Ich möchte dich vor meinem Tode versorgt sehen, sagte der Alte zu seiner Tochter, dann wollte ich ruhig meinen Tod erwarten. Aber weißt du was, Theres! morgen kömmt unser Graf, und da will ich zu ihm gehen, und ihn bitten, daß er dir einen

Schulmeisterdienst geben möchte, und dann kannst du dir um einen ehrlichen Jungen umsehen. — Der Graf kam, und der Alte gieng sogleich ihn zu bitten, daß er sein Vorhaben unterstützen möchte.

Ich wollte wohl, erwiederte der Graf; allein, mein lieber Mann! ein Schulmeister ist keine so geringe Person, als ihr glaubt. So sehr mich mein Herz hinreißt, eure Tochter zu versorgen, so sehr erinnert mich auch meine Pflicht, das Wohl der Gemeinde zu befördern, und bedacht zu seyn, daß ein rechtschaffener Schulmeister aufgestellt werde. Sollte ich je einen solchen finden, und sollte er eure Tochter heurathen wollen, so wird es mir lieb seyn. Eurem Mädchen kann ich aber eine so wichtige Wahl, von der das Glück meiner Unterthanen abhängt, nicht überlassen.

Der Alte gieng traurig fort, kümmerte sich noch einige Tage über das Schicksal seiner Tochter, und überließ endlich die Sache der Vorsicht.

Der Graf aber, der ein guter menschenfreundlicher Herr ist, war mehr für die Kinder des alten Meßners besorgt, als ihr eigener Vater, und es kam seinem guten Herzen schwer an, daß er dem alten ehrlichen Manne seine Bitte nicht gewähren könnte.

Es ereignete sich aber bald ein günstiger Zufall für das wohlthätige Herz des Grafen. — Drey junge Leute meldeten sich und bathen den Grafen um Unterstützung. Zween davon hatten bereits die Prüfung ausgestanden, und waren

fä-

fähig einen Schulmeisterdienst zu versehen, der dritte war ein wackerer Junge, den seine gute Aufführung sowohl als sein redlich Herz jedem Gutdenkenden empfahlen.

Diese war eine erwünschte Gelegenheit für den Grafen. Der Graf ließ im Stillen des Meßners drey Töchter zu sich rufen, und stellte sie den jungen Männern vor. Hübsch gewachsene Pursche, und saubere Mädchen sehen sich nicht lange gleichgültig an; sie gefielen sich gegenseitig, und der Graf besorgte ihr Glück. Ich will euch alle versorgen, sagte er: heurathet, und ich will jeden in seinen Posten stellen.

Die jungen Leute waren vor Freuden ganz außer sich. Die Mädchen kehrten wonnevoll zu ihrem alten Vater zurück, der sich für Freuden kaum fassen konnte, in so kurzer Zeit jede von seinen Töchtern versorgt zu sehen. — Der gute Graf! rief er auf; ich bath ihn um die Versorgung einer meiner Töchter, und er versorgte mir alle drey. — Der Himmel gieße Segen über sein Haupt.

Berufsgeschäfte riefen den Grafen in die Stadt, er verließ das Land, und Segenswünsche seiner Unterthanen folgten ihm nach, und sein Herz dachte noch oft an die guten Kinder, und wünschte sich bey ihrer Hochzeit zu seyn.

Mit Freude fühlt die Wohlthätigkeit das Herz, und es giebt kein Vergnügen auf Erden dem gleich, das eine gute Handlung erzeugt. Dank jenen dem, der ein Freund der Menschen ist.

Der gute Martin.

Unweit den Alpen lag ein Dorf; in welchem sich ein ehrlicher Bauersmann mit vier lebenden Kindern und einem Weibe kümmerlich nährte. — Der Mann hatte einen Vetter im Gebirg, welcher ziemlich vermögend war, und er entschloß sich diesen seinen Freund einmal zu besuchen, und selben um einen Beytrag in seinen müheseligen Umständen zu bitten.

Der Mann entdeckte sein Vorhaben seinem guten Weibe, umarmte seine Kinder, und gieng fort. Es ereignete sich aber, daß der gute Bauer, als er wieder von seinem Vetter nach Hause kehren wollte, in den Bergen verschnien wurde. — Der häufig gefallene Schnee macht'seine Rückkehr unmöglich; er mußte sich unterwegs bey einem Bauern den ganzen Winter durch aufhalten. Sein armes Weib, und seine Kinder waren voll von Sorgen; aber noch mehr wuchs ihr Kummer, und ihr Elend war ohne Gränzen, als der Verwalter des Dorfes, der ein harter Mann war, ihnen ihr Häuschen zu verkaufen drohte, weil, wie er sagte ihr nichtswürdiger Vater flüchtig gegangen seye. Alle Vorstellung, alles Bitten war vergebens, Weib und Kinder mußten noch im härtesten Winter vom Hofe.

Das Wetter wurde endlich gelinder, der Schnee thavete auf, und Martin, denn so hieß der Bauer, konnte seine Wege wieder weiter machen. Voll Hoffung stieg der arme Vater über

die höchsten Gebirge. Die Hoffnung, sein gu̇tes Weib, seine lieben Kinder wieder zu sehen, gab ihm Muth und Stärke.

Wie unerwartet war aber sein Schicksal, als Martin ins Dorf kam, in dem er wohnte. Sein Herz pochte vor Freude, als er den Rauch sah, der sich von den niedrigen Hütten empor schwang. — Mit wankenden Füssen, von der Liebe beflügelt eilte er seiner Hütte zu. — Aber — da war Niemand mehr für ihn. — Kein Weib, das ihn zärtlich umarmte, — kein Kind war mehr da, das unschuldige Thränen über seine Ankunft vergoß. — Wie versteinert stund Martin da, und erfuhr nur noch zu frühe sein ganzes Unglück.

Die erste Nacht brachte er in einer Hundshütte zu; des andern Morgens frühe suchte er sein Weib und seine Kinder auf, und traf sie endlich eine Stunde weit von seiner Heimath entfernt in einem Hirtenhäuschen an. — Wer konnte den Auftritt zwischen diesen Unglücklichen ohne Thränen sehen? — Wer konnte sehen, wie sie sich umarmten, und wie ihr thränenvolles Aug, und ihre gedrängte Brust, und ihre sprachlose Zunge ihr ganzes Unglück Herz an Herz erklärten.

Martin war nicht lange unentschlossen: er gieng zu Gericht, und klagte die Hofmarktsverwaltung der abscheulichsten Grausamkeit an. — Allein der Bewalter war nicht mehr da: er wurde wegen mehreren solchen Bubenstücken fortgejagt. — Der Graf entschuldigte sich, legte die Schuld

auf den Verwalter, und Martin wurde mit seiner Satisfakzions-Klage an den Verwalter gewiesen. Dieser war nun in der halben Welt nicht mehr zu erfragen. — Entweders hat der Bösewicht seinen Namen verändert, oder er ist schon aufgehangen worden, sagte Martin, als er sich drey volle Jahre vergebene Mühe gab, ihn auszukundschaften.

Nun, in Gottesnamen, was wollte Martin machen? Er ernährte sich und seine Kinder mit Taglohn.

Einst kam Martin spät von der Arbeit nach Hause, und mußte eine Schinderhütte vorüber gehen. Gott im Himmel! wie erschrack er, als er im Winter in der größten Kälte die Stimme eines Unglücklichen in der Schinderhütte hörte. — Sein gutes Herz war nicht lange schläferig. — Martin gieng sogleich in die Hütte, und da sah er einen elenden vom Ungeziefer halb zerfressenen, aussätzigen, zerlumpten Menschen. — Ich bin tödtlich krank, ächzte er, und Niemand will mich aufnehmen. Ich war einst ein böser Mann, hab viele Unglückliche gemacht. — Ich war der Verwalter zu — —

Martin erschrack an diesen Worten, und sprang drey Schritte zurück. — Du bist der Verwalter, sagte er. — Unglücklicher! auch mich hast du elend gemacht! — aber ich verzeihe dir! so sprach er, und nahm den geschwürvollen Elenden auf seine Schultern, und trug ihn in seine Hütte. — Da eilte das gute Weib herbey,

herbey, reinigte ihn vom Ungeziefer und heilte seine Wunden. Die Kinder theilten ihre Suppe und ihr schwarzes Brod mit ihm, und überzeugten ihn, daß kein Haß in ihrer Seele war.

Der Mann lebte aber nicht lange mehr, sondern starb nach ungefehr vierzehn Tagen, als ihn diese redlichen Leute mit ihrem Arbeitslohn ernährten.

Nach seinem Tode wollte ihn der Pfarrer nicht begraben, sondern forderte vom armen Tagwerker die Begräbniß Kosten. Martin erzählte ihm aber die ganze Geschichte. — Das war nöthig, sagte er, daß du diesen Hallunken ins Dorf brachtest: man hat mit euch Bettelwaare ohnehin Schererey genug; und so murmelte er lange fort. Der Bauer gieng aber zu der Herrschaft und beklagte sich bitterlich wider den bösen Pfarrer. — Der Graf durch das gute Herz des Taglöhners gerührt, ließ auf seine Kosten den Verwalter begraben.

Der gute Taglöhner verließ bald darauf mit Weib und Kinder das Dorf; er zog zu seinem Vetter tief in das Gebirg hinein, der ihm, weil er keine Kinder hatte, seinen ganzen Hof nach seinem Tode hinterließ. — Da lebte nun Martin glücklich, umrungen von steilen Felsen, und fürchterlichen Klippen, hinter welche er sich manchen Abend hinsetzte, als wollte er sich, sein Weib und seine Kinder wider die Leute verschanzen, die die schönen fruchtbaren Ebnen bewohnen.

Eingeschickter Brief.

Werthester Herr Hofrath!

Ich bin auch einer aus Ihren fleißigen Lesern; Ihr Sittenblatt gefällt mir so ziemlich wohl, und weil mir Ihre Denkungsart auch so ziemlich gefällt, so muß ich Sie in einer gewissen Sache um Ihren Rath fragen.

Hören Sie, ich denke christlich und ehrlich; und da geschah mir neulich ein verwünschter Streich, und wenn mir noch ein solcher geschehen sollte, wüßte ich mir beym Plunder nicht mehr zu helfen. Hab schon meinen Studenten, der die neunte Schul studirt, hierüber gefragt; dieser sagte mir aber, er müßte erst hierüber nachschlagen. — Wollen Sie nicht so gut seyn, und wollen mir einsweilen einen Rath geben, bis mein Student diesen Casus gefunden hat; denn er hat sehr große und weitschichtige Bücher.

Hören Sie! ich bin ein Burger und Schuhmacher in Baiern, und machte einem gewissen reichen Herrn schon über zehn Jahre die Schuhe für sein ganzes Hauswesen. — Als er mich das letztemal bezahlte — (denn seine Bezahlung war jederzeit richtig) — so sagte er mir: Meister! hier habt ihr Gold: es sind drey Karolin. — Ich bedankte mich, unterschrieb den Konto, und gieng davon. Als ich nach Hause kam, sah ich meine Karolin an, und sah, daß ein Dop-

pelstück

pelstück dabey war, und also um eilf Gulden zu viel. — Fluchs war ich wieder bey dem Herrn, und erzählte ihm den Vorfall, und brachte ihm die doppelte Karolin. — Aber was denken Sie, was er that? — — Was, sagte er: Du Esel! glaubst du wohl, ich könnte nicht zählen: das Geld war richtig. — Nicht richtig, sagte ich: Sehen Sie nur; Sie gaben mir drey Stücke, also drey Karolin, das ist 33 fl. weil aber eine doppelte, wie Sie hier sehen, unter diesen drey Stücken ist, so bezahlen Sie mir um 11 fl. zu viel. Hier ist also eine Karolin wieder zurück. — Der Herr riß mir die Karolin aus den Händen, jagte mich mit dem Stocke über die Stiegen hinab, entzog mir seine Kundschaft, und schrie mir immer nach, daß ich ein impertinenter grober Kerl sey, der ihn so behandelte, als wenn er nicht einmal zählen könnte. — — Nun einen Rath, wenn mir wieder so ein Casus paßirte; was soll ich thun? Denn auf solche Art könnte ich mit meiner Ehrlichkeit um alle meine Kundschaften kommen, adé.

Ihr ꝛc.

bis in Tod getreuer
Schustermeister
C. K. H.

Antwort.

Meister! ihr habt gethan, was eure Schuldigkeit war. Sorgt euch nicht, daß ihr mehrere Kundschaften verlieren werdet; denn einen

nen

nen solchen Sonderling werdet ihr in der Welt nicht bald wieder finden; und weil eure Ehrlichkeit bekannt ist, so werdet ihr für diesen Mann zehen andere gute Männer bekommen, die bey euch werden arbeiten lassen.

Das Findelkind.

Ein Gemälde nach de la Beaux.

Klinias gieng hinter dem Gehäge seiner Hütte, da hörte er die Pflanzen sich bewegen, die am Fuße der Hecke stehen. Er nahete sich; und sieh! es war ein Kind, das eben dem mütterlichen Schooße sich entwunden hatte. Seine Blicke dreheten sich nach Klinias hin, seine Aermchen schienen Hilfe von ihm zu verlangen.

Unschuldiges Geschöpf! fieng Klinias an; was für Uebel hast du auf Erden gestiftet, daß du von allen Menschen verlassen wirst? — Ich weine über deine Aeltern; vielleicht konnten sie deinen Bedürfnissen nicht selbst abhelfen? — — Vielleicht hättest du mit Ehrlosigkeit die Tage deiner unglücklichen Mutter gebranntmarkt? — O so siege dann das Vorurtheil über die Empfindungen der Natur!

Welch ein neues Licht schimmert aber meinem Herzen entgegen? — So werde ich denn einem gefühlvollen Wesen Gutes thun können. — Ich werde in meiner Hütte nicht insulirt seyn; ich werde ein Geschöpf in meine Arme

schlie-

schließen, das meines Gleichen ist, das von Beyspielen des Lasters noch nicht verderbt worden. Ich werde sehen, wie es sich über meine Liebkosungen freuet, wie es sie zärtlich beantwortet, und mir Freuden für Freuden wiedergiebt.

Komm, liebenswürdiges Kind! in meine Hütte; saug an dieser Ziege, sie soll dir die Stelle deiner Mutter vertreten. Sieh, wie fühlbar dieses Geschöpf selbst gegen das Vergnügen ist, deine Bedürfnisse zu erleichtern. Sie beut dir ihre milchreiche Euter da, und leckt dich mit mitleidsvollen Blicken. — Grausame Menschen! müssen Thiere die Beyspiele der Pflichten der Natur geben?

Auch der Arme kann edel denken und handeln.

Ein vornehmer Offizier von der französischen Armee war einst in der Kirche zu Lyon, um daselbst sein Gebeth zu verrichten. Er war überhaupt in seinem Gottesdienste sehr eifrig, und wenn er sein Gebeth verrichtete, so konnte man schon an den Zügen seines Gesichts sehen, wie feurig seine Andacht sey. Zu dieser Zeit war aber sein Herz besonders mit dem wärmsten Danke gegen die Vorsehung erfüllet, weil seine Gemahlinn, die er zärtlich liebte, erst wieder von einer schweren Krankheit genesen war. Ein Armer kniete neben ihm nieder, und da er sein Gebeth gesprochen hatte, so flehete er den Offizier um ein Almosen

mosen an. Dieser griff in die Tasche, und gab dem Armen einige Goldstücke, ohne sie zu besehen, und ohne den Mann zu betrachten, der ihn um eine Gabe angesprochen hatte. Der Arme kannte diese Goldstücke nicht, was sie für einen Werth hatten, er verwunderte sich aber darüber, und besahe ein Stück nach dem andern. Er gieng zur Kirche heraus, blieb aber vor der Thüre stehen. Hier wies er einem angesehenen Manne ein Stück, und fragte, wie viel das wohl werth seye? es ist ein Doppeldukaten, war die Antwort; ich will dir zwey Laubthaler dafür geben. „Nein, mein Herr, sprach der Arme, wenn das Ding zwey Laubthaler werth ist, so muß ich das dem Herrn wieder geben, von dem ich's hier in der Kirche erhalten habe; der Herr war so eifrig in seinem Gebethe, und hat sich gewiß vergriffen; auch muß ein Armer nicht so viel nehmen." Du bist ein rechter Narr, behalt's doch, sagte jener, es wird dir nicht alle Tage so viel regnen; gieb nur her, weil du ein armer Kerl bist, so will ich dir doch drey Laubthaler dafür geben. „Nicht doch, antwortete der Arme; und wenn ich noch viermal mehr dafür kriegen sollte; der Herr muß erst wissen, was er mir alles gegeben hat; ich bin zwar ein armer Mann, aber betrügen will ich nicht." Endlich kam der Offizier aus der Kirche. Der Arme nahm die Mütze ab, und reichte ihm die Hand, in der die empfangenen Goldstücken lagen. Der Offizier suchte etwas Silbermünze, und wollte es in die Mütze wer-

fen,

fen, als der Arme dieselbe zurückzog, und sag-
te: „nicht doch; Sehen Sie doch, was sie mir
in der Kirche gegeben haben, da ich neben Ih-
nen kniete; das ist wohl für mich zu viel; denn
der Herr da, der itzt hinein gieng, wollte mir
für dieß hier (er wies auf den Doppeldukaten)
erst zwey, dann drey Laubthaler geben; nehmen
Sie es wieder, ich will Niemand betrügen.“
Der Offizier erstaunte, als er in der Hand des
Armen vier Goldstücke, und unter denselben eine
Denkmünze erblickte, die er erst vor einigen
Tagen für fünf Dukaten eingewechselt hatte.
Er sah den ehrlichen Armen an, und sagte: „ich
habe dir zwar nicht diese Goldstücken, sondern
Silbermünze geben wollen; aber da ich sehe, daß
du so redlich und ehrlich denkst, so magst du sie
behalten; willst du indessen lieber Silbergeld ha-
ben, damit du nicht betrogen wirst, so komm mit
in meine Wohnung, da will ich dir anders Geld
geben.“ Der Arme gab ihm die Goldstücke, und
folgte ihm nach. Der Offizier zählte ihm sechs-
zehn Laubthaler hin. Der Arme erschrack, legte
die Hände zusammen, küßte darauf die Hand seines
Wohlthäters, nahm einen Laubthaler, und wollte
fortgehen. Du sollst sie alle sechszehn nehmen,
sagte dieser. „Das kann ich nicht, antwortete
der ehrliche Arme mit gerührtem Herzen, so viel
brauch ich nicht, und ist mir auch nichts nütze;
vertheilen Sie es unter andere Arme, und Sie
werden Segen dafür haben.“ Der Offizier be-
wunderte noch mehr die Großmuth und edle Den-

kungs-

kungsart dieses Mannes, zwang ihm noch zwey Laubthaler auf, bezahlte jährlich dessen Wohnung, die er durch seinen Bedienten ausforschen ließ, schickte ihm jährlich vier Scheffel Korn, sorgte für die Tochter desselben, daß sie gut unterrichtet wurde, bath ihn alle Monate einmal zu Tische, und gab ihm auch alle Monate noch etwas Geld.

Jakob Stem, und Friderich sein Bruder.

Es lebte in einer Gegend in unserm Welttheile vor vielen Jahren ein Bauersmann in einem Dorfe, er nannte sich Jakob Stem. Ein Weib nebst fünf Kindern machten die Gesellschaft dieses Mannes, der sich mit dem Feldbau hart fortbrachte.

Einige Misjahre verschlimmerten Stems Umstände, und der gute Mann wurde ganz muthlos. An einem Sommerabend war es, daß Stem unter seiner Hausthüre mit bitterm Gram in der Seele tiefsinnig da saß, und seine Kinder betrachtete, wie sie ohne Sorgen und Kummer vergnügt mit einem Bischen schwarzen Brod glänzenden Keferchen nacheilten. — Könnte doch so eure Glückseligkeit immer fortdauren, gute Kinder! — Könntet ihr euch doch euer Leben durch mit Johanneswürmchen vergnügen, aber was wird so aus euch werden? — arme Kinder! rief er auf, und Thränen wie Glut rollten aus seinen Augen. — — Friederich war Stems Bruder, ein

ehrli-

ehrlicher Junge, der bey einem Bauern als Knecht diente, dieser behorchte die Seufzer des Unglücklichen.

Bruder! fieng Friderich an, warum so schwermüthig? du weißt es, ich bin dir gut, sag' mir's, was dich drückt, vielleicht kann ich helfen.

Jakob umarmte seinen Bruder, und nach einer Weile erzählte er dem guten Friderich, daß er in den Zeiten der Misjahren so unglücklich war, sich zu einem Diebstahl verleiten zu lassen. O Bruder! sagte er, tausendmal hat mich diese unselige That schon gereuet, ja tausendmal. — Täglich stehe ich mit Sorgen auf, und lege mich mit Kummer nieder, vielleicht, denke ich am Morgen, kommen heute die Gerichtsdiener, und reißen mich aus den Armen meiner Kinder in Kerker hin, dann sehe ich mein Weib an, und ihr Blick zerreißet meine Seele. — O wie unglücklich hab' ich sie gemacht! — o Friderich! — — aber Gott weiß es doch, wie arm ich war — so arm und so viel Kinder, und ein krankes Weib, die ich dort hatte, und ich selbst ganz entkräftet verließ erst das Krankenbette — Gott weiß es, Friderich! Gott weiß es — wie mir war, als ich diese That verübte. —

Friderich tröstete, so gut er konnte, seinen armen Bruder, und ermahnte ihn wiederholter rechtschaffen zu seyn, und sich nicht mehr dergleichen Verbrechen schuldig zu machen.

Zeit und Umstände nöthigten Friderich ohngefähr nach einem Jahre dieses Dorf zu verlas-

sen.

sen um einen andern Dienst zu suchen. Er war gegen drey Jahre von seinen Brüdern entfernt, und diente in der Stadt bey einem Bräuer, da hörte er, daß einige Diebe sollten gehangen werden, die unter andern auf einen gewissen Stem sollten ausgesaget haben. Friederich dachte gleich auf seinen Bruder, o sagte er bey sich selbst; diese sind die Elende, die meinen armen Bruder verführt haben, was ist zu thun? mein Bruder ist verloren, und seine Kinder — und sein Weib — Gott! wie armselig werden sie seyn — — wie wär's, so dächte er weiters, wenn ich mich für meinen Bruder ausgäbe, man weis vielleicht nicht, daß noch ein Stem in der Welt ist. — Ich hab' ja kein Weib — hab' keine Kinder — konnte eher so ein Unglück ertragen. Aber wie zu machen, daß man meine Liste nicht merke. — Solche Gedanken stiegen in Friederichs Seele auf. Täglich erkundigte sich Friederich um die Uebelthäter, und um genauere Nachricht zu erhalten, machte er gar mit einigen Kerkerknechten Bekanntschaft, — endlich erfuhr er soviel, daß die Uebelthäter einen gewissen Stem, als Mithelfer zwar angegeben haben, allein sein Geburtsort, seinen Aufenthalt, setzten die Gerichtsdiener hinzu, konnten die Verurtheilten, nicht mehr bestimmen — gewonnen, schrie Friederich auf, umhalste den Gerichtsdiener, der ihm dieses erzählte, und eilte eilends davon. — Dieses Gespräch, dieses geschwinde Entfernen erregte gleich Verdacht gegen Friederich, und man setzte ihm nach. Man erfuhr

fuhr, daß er bey einem Bräuer in Diensten war, und Friederich wurde dort aufgesucht — aber Friederich war schon lang nicht mehr da, denn er flüchtete sich bey der Nacht unwissend wohin, mit Hinterlassung aller seiner Habschaften. Die Flucht — Sein Namen, alles bestärkte den Verdacht, und die Obrigkeit hatte keinen Zweifel mehr, daß dieses nicht der schuldige Stem gewesen seyn sollte.

Friederich wußte, daß ihm die Obrigkeit genau nachforschte, und er war für Freude schier außer sich. Nun, sagte er, hab' ich nichts mehr zu thun, als den Tod der zwey Verurtheilten abzuwarten? denn will ich mich sehen lassen, man wird mich in Kerker hinreissen, wird mich verurtheilen, wird glauben, daß ich der Schuldige bin, und so ist mein Bruder gerettet, seine Kinder haben ihren Vater, sein Weib ihren Gatten. —

In diesen süßen Träumereyen hielt er sich acht Täge lang sorgfältig verborgen, nach acht Tägen war das Urtheil an Jakobs Mitschuldigen vollstreckt, und Friederich ließ sich wieder sehen, doch um den Verdacht eines Schuldigen noch mehr auf sich zu laden, so schlich er immer in Winkeln herum, als hätte er Himmel und Erde zu Feinde.

Friederich wurde ausgespäht, und in Kerker gebracht, da erzählte er seinem Richter den ganzen Hergang der Sache und den Verlauf des Diebstahls, den er leicht erzählen konnte, weil

er ihn von Wort zu Wort von seinem Bruder gehört hat.

Friderich wurde nach seiner Aussage verurtheilt, und er gieng ruhig zum Sterben.

Schon drey Wochen war Friderich todt, als sich das Gerücht zu seinem Bruder verbreitete, daß Friderich Stem wegen dem Diebstahl zu Neuwiese seye zum Strang verurtheilet worden. Wie, mein Bruder! — und — wegen dem Diebstahle zu Neuwiese? rief Jakob auf — und so gleich kam ihm der Gedanke, daß Friderich aus Liebe gegen ihn und seinen armen Kindern dieses Verbrechen müsse über sich genommen, und für ihn die Todesstrafe gelitten haben.

Geflügelt durch Unruhe, und Liebe eilte Jakob zum Gerichte — er drang sich bis zum Throne des Fürstens, warf sich zur Erde hin, und schrie, ich — ich bin der Verbrecher, mein armer Bruder war unschuldig. Alles erstaunte von der Geschichte, Jakob wurde von der Strafe befreyet, und Friderichs Gebeine wurden von einigen Menschenfreunden gesammelt, und selben eine herrliche Grabstätte errichtet. Bäume wurden um den Grabhügel gepflanzt, und Nachtigallen singen noch am frühen Morgen, und in stillen Frühlingsnächten das Grablied des guten Friderichs. Jakob lebte fromm und glücklich mit seinen Kindern und jedes Jahr feyern die Unschuldigen ein Fest der Dankbarkeit auf Friderichs Grabe.

Die

Langsam

Seite 37

Jüngst als Franz da die Son=ne mich froh

unter Blumen spielte und jede

Kre=a=tur um sich den Reiz des a-

bends fühlte.

Die Wohlthat.

Jüngst, als Franz, da die Sonne wich,
Froh unter Blumen spielte.
Und jede Kreatur um sich
Den Reiz des Abends fühlte;

Da sah er einen alten Greis
Voll Gram in seinen Zügen,
Sein dünnes Haar wie Silber weiß,
Am Bach im Schlummer liegen.

Schwach stützte seine dürre Hand
Die eingefallnen Wangen.
Halb war vom löchrichten G'wand
Sein kranker Leib umhangen.

Und wenig trocknes grobes Brod
Vielleicht die letzte Gabe,
Die ein mitleidig Herz ihm both,
Lag neben seinem Stabe.

Er seufzte; rang die Hände sich;
Erwachte, seufzte wieder;
Und eine heiße Thräne schlich
Von seinen Wangen nieder.

Ach! sprach er, Kind! vom Alter schwach,
Und siech durch mehrern Kummer,
Sank ich vorhin am kühlen Bach
Vom Sonnenstral in Schlummer.

Sieh! meinen Kindern bring ich hier,
Erfleht durch meine Zähren,
Den Bissen, den sie selbst von mir
Zum Abendbrod begehren.

Vielleicht ist dieß (du weißts o Gott!
Die letzte meiner Sorgen;
Vielleicht zeigt ihnen bleich und todt
Mich schon der nächste Morgen.

Franz stand, und sah sein leidend Herz
In jedem Blick gepräget,
Und war durch seiner Seele Schmerz
Zu gleichem Schmerz beweget.

Er seufzte, sann, und ungezählt
Ergriff er voll Erbarmen
Sein ganzes kleines Taschengeld,
Und gabs dem frommen Armen.

Wie froh ward, da er ihn verließ,
Wie dankbar seine Mine,
Und schon sein stummer Dank bewies,
Wie sehr er es verdiene.

Die Wohllust, Armen beyzustehn,
Hat Franz noch nie empfunden;
Und noch kein Abend war so schön,
Als dieser, ihm verschwunden.

Verschiedenheit menschlicher Freuden.

Simon und Emilia.

Simon. Wie hast du den Tag zugebracht, Emilie?

Emil. Gut; denn er war für mich ein Tag der Freuden.

Sim. Erzähle mir einmal deine Freuden, trautes Mädchen! ich will dir die meinigen sagen.

Emil. Gut, lieber Simon! wir wollen anfangen. — — Ich war heute bey einer meiner Freundinnen zu Tische gebethen, — und da waren wir so lustig, — und aßen so herrlich, — ah — das war eine Freude!

Sim. Und ich, liebes Mädchen! saß heute unter der hohen Linde im Thale, und sahe den Schnittern zu, wie sie sich im Schatten abkühlten. Ich aß schwarzes Brod mit diesen lieben Leuten, und Milch; und mir war so wohl ums Herz, daß es ihnen so schmeckte. — Ah, das war eine Freude!

Emil. Und als ich nach Hause kam, Simon! so gab mir mein Vater einen schönen Stoff zu einem Kleide. — Ah, — das war eine Freude!

Sim. Und als ich von meiner Linde zurückkehrte, so fand ich einen armen Mann an der Thüre, der halb nackend war, und da gieng zu meinem Vater, und erzählte es ihm, und er erlaub-

laubte mir, dem Armen ein Kleid zu schenken. — O! das war eine Freude.

Emil. Und ich, — lieber Simon! — als mir mein Vater den Stoff zum schönen Kleide schenkte, so erlaubte er mir auch die schönen Marionetten zu sehen, die im Wirthshause sind — Ah! das war eine Freude.

Sim. Auch mir, liebes Mädchen! erlaubte mein Vater noch eine Ergötzung. Ich durfte am Abend noch spazieren gehen, und da sah ich einen armen Holzhacker, der seinen Holzstock auf seinen Schultern, und in seinem rechten Arme sein Kind trug. — Ich sah, wie er es herzte, sah, wie er den mühsamen Tag vergaß, — und wie das Kind mit seinen kleinen Händchen ihm den Schweiß von der Stirne trocknete. — Ah! — das war eine Freude.

Emil. Mein Vater, Simon! versprach mir auch, daß ich künftige Woche bey Hanchens Hochzeit seyn dürfte. — Ah! — das ist eine Freude.

Sim. Und mir, Emilie! versprach mein Vater, wenn ich mich wohl halten würde, daß ich täglich den alten kranken Peter besuchen dürfe; auch versprach er mir, daß er täglich, wenn ich mich wohl halten werde, eine gute Suppe haben sollte. — O! das ist eine Freude!

Emil. Ich habe dir nun alles erzählt; ich weiß nichts mehr. — Hast du wohl noch Freude gehabt, Simon?

Sim. Ja, noch tausende.

Emil. Tausende? — Wie das?

Sim. Sieh Mädchen! deine Freuden beziehn sich nur auf dich selbst; die meinigen beziehen sich auf alle Menschen. — Du mußt nothwendiger Weise weniger Freuden haben, als ich; denn wenn ein Tag vorübergeht, und da diesen Tag durch nichts Gutes geschieht, so hast du selben Tag keine Freude. — Ich aber gehe hin, wenn ich traurig bin, und besuche einige meiner Mitmenschen, und freue mich mit ihnen, wenn sie Freude haben, und so ist jeder Tag mir ein Festtag. —

Emil. Das will ich auch thun, guter Simon — Der Gedanke ist schon Freude. — Ah welche Freude!

Sim. Liebes Mädchen! so hab ich dich zu meiner Vertrauten gemacht; — so geh, — wir wollen mit vereinten Kräften Gutes thun, und uns erfreuen.

Emil. Uns erfreuen, lieber Simon! uns jeden Abend erzählen, was wir sahen, was wir fühlten, was wir dachten. — Ah — welche Freude!

Sim. Hand in Hand wollen wir diese Gegenden durchwandeln, Unglückliche trösten, Unterdrückte unterstützen, mit Weinenden weinen, und mit Edelhandelnden frohlocken, unseren Aeltern Freude machen, und der Menschheit Ehre. — Dann Emilie! wollen wir den Lohn

von dem erwarten, der im Himmel ist. Welche Freude!

Emil. Welche Freude!

Von der Güte des Herzens.

Der, der das Unglück nie erfahren hat; der, der sich nie ganz in die Lage hineindenkt, in der sein armer Nebenmensch ist, der fühlt niemals wahres Mitleid in seinem Busen. Seine Seele kennt kein zärtliches Theilnehmen, und die Thräne, die aus seinem Auge bey dem Anblicke des Leidenden fließt, ist nicht die theilnehmende Thräne der guten Seele.

Nur durch reifes Nachdenken und durch Selbstüberlegung adeln wir unsere Seele, und bilden sie zur wahrer Menschlichkeit. Der, der zu frey ist, über sich selbst nachzudenken: der sich scheuet, die Schwachheiten seines Herzens zu entdecken, der wird in dieser der Menschheit nützlichen Kunst nicht weit kommen. Aus Mangel der Selbstkenntniß, und aus Mangel der Kenntniß seines Nächsten, ist die Welt voll von Unglücklichen.

Es giebt wenige Menschen, die wahre Herzensgüte besitzen; aber viele tragen die Maske der Gutherzigkeit. Es ist Mode empfindsam zu seyn, sich den Ton des Mitleidens zu geben, über rührende Stellen zu weinen, alles das ist Mode, bloße Mode; man macht mit, und das Herz hat keinen Antheil. Hätte das Herz Antheil an man-

chen Thaten, so würden wir ganz andere Menschen seyn. Die Zahl der Unglücklichen würde sich bald vermindern; ich bin noch nicht gütig, wenn ich manchen Armen Nahrung und Kleider gebe; mein Nächster ist nicht nur Leib, er ist auch Seele, und Menschenpflicht ist, auch für diese zu sorgen. Seine Irrthümer, in welche ihn Mangel an Erziehung oder Bosheit gestürzt hat, sind auch Elend, und fordern den Gutthätigen zur Rettung auf. Ermunterung, Vorschub guter Gelegenheiten sind die Geschenke der Seele, und tugendhaftes Beyspiel ist auch Almosen.

Was nützen dem Armen meine Pfennige, wenn ich ihn durch meine üblen Beyspiele zum Laster anreize, und ihm die Schätze seiner Seele raube? Ist der Elende, dem du deine Hilfe schuldig bist, nur der, der im elenden und zerrissenen Kleide an deinen Thüren steht? ist der nicht auch dein Mitmensch, der verborgen im Winkel weinet, und den Niemand aufsucht? — Bist du wohl gutthätig, wenn du guldenweise dem Armen dein Geld schenkest, weil sein erbärmlicher Anblick dich rühret, und wenn du dann wieder hingehest, und die Unschuld verführest, oder die Armuth zu Befriedigung deiner Gelüste misbrauchest? Ist das Herzensgüte? — Nein, Schwachheit ist es, Mumerey — ein Weichling bist du — aber noch lange nicht ein guter Mensch — ein Weichling, sage ich, bist du; den nicht der arme Mitmensch — sondern sein Gewinsel des Elendes,

das

das deine schwachen Nerven nicht ertragen können, hat dir deine Gutthaten abgebettelt; ein Weichling — der Almosen giebt, um die elenden Lumpen, die den Armen decken, von sich zu schaffen. — Neigung, bloßes Temperament ist deine Menschenfreundlichkeit, keine Tugend; wäre sie Tugend, so würdest du mit den Gaben des Glückes wuchern lernen, und nicht durch Verschwendung und Ueppigkeit, die Tausende verzehren, die du den Unglücklichen entziehest, die Ansprüche auf deinen Ueberfluß haben.

Vom Theilnehmen.

Nichts erhebt die Würde des Menschen so, als wie das Theilnehmen. Es ist so edel sich sagen zu können, ich bin ein Geschöpf, das fähig ist auch für andere zu empfinden, — und das Gefühl meiner Seele erstreckt sich nicht allein auf meine Bedürfnisse. Ich fühle, daß mein Herz auch eine Empfindung haben kann; welche sich weiter erstrecket, und welche der enge Raum meiner Selbst nicht einschränken kann.

Dieser Gedanke kann dem Menschen tausend Freuden geben, und dieser Gedanke versetzt uns erst in das Wonnegefühl der gütigen weiten Schöpfung.

Wenn ich auch alle Freuden der Welt hätte; wenn der geringste meiner Wünsche gleich bey seiner Entstehung befriedget würde; und wenn tausend Wünsche wieder in meiner Seele in jedem

Augenblicke erwachen würden, die alle wieder befriedigt werden könnten; wenn dieses alles wäre: so würde mir doch diese herrliche Schöpfung eine Wüste scheinen, und alle meine Freuden würden mir zur Last seyn, wenn ich nicht Geschöpfe um mich wüßte, mit denen ich Freuden theilen, und Freuden fühlen könnte. Wie einsam und öde würde meinem Herzen manche edle Gegend gewesen seyn, wenn ich nicht dort Menschengeschöpfe angetroffen hätte, mit denen ich gefühlt, und gedacht hätte.

Nie werde ich den Tag vergessen, an dem Klimias an Seltons Seite war. Der Tag war schwül; sie waren ermüdet durch eine lange Reise, und Durst und Hunger erinnerten sie der thierischen Bedürfnisse. Sie giengen ein langes Thal hinab, und wünschten sich eine Quelle zu finden. Ihre Entfernung war noch nicht weit im Gebüsche, als ein ehrlicher Bauer ihnen entgegeu kam, der Milch und Brod seinen Arbeitern brachte. Ihr Herren! rief er sie an: ihr sehet erhungert aus; kommt mit mir, wir wollen uns im Schatten erfrischen. — Klimias und Selton folgten dem Manne, und unter einer hohen Linde warfen sie sich hin, und fiengen die Mahlzeit an.

Kein Gerichte von Könige war je so schmackhaft, als ihnen der Hunger diese ländliche Kost würzte.

Vom Mitleiden.

Ein Mensch muß von sehr harter Gemüthsart und dabey durch die Erziehung, Vorurtheile und Gewohnheit sehr abgestählet seyn; wenn er bey dem Anblicke einer außerordentlichen Noth des Nächsten keine Erschütterung in seinem Innwendigen fühlt. Unsere Selbstliebe ist ein unauslöschlich reger Trieb nach unserer Glückseligkeit: und faßt das heftige Verlangen in sich, unser Leben, unsere Zufriedenheit, unsere Ehre, Güter und Freyheit zu erhalten; und alles dasjenige von uns zu entfernen, was uns mit Schmerz, Kummer, Schande, drückender Armuth, Sklaverey und Tod bedrohet. Kennen wir gleich diese Uebel oft nicht aus eigener Erfahrung; so zwingt uns doch jenes starke Verlangen nach den entgegengesetzten Gütern, sie zu verabscheuen. — So bald wir nun einen andern Menschen sehen, so überzeugt uns schon der bloße Anblick, daß wir ihn für ein Wesen annehmen müssen, das uns gleich ist. Wir finden in ihm unsere eigene Natur. Wir sehen ihn aus demselben Stoff gebauet, aus welchem wir selbst zusammengesetzt sind; und alle seine Glieder und Theile auf dieselbe Art geordnet, wie bey uns. Wir können uns heimlich des Schlußes nicht erwehren, daß seiner äußerlichen sichtbaren Aehnlichkeit und Gleichheit, die er mit uns hat, zufolge; ihn auch inwendig eine ähnliche Selbstliebe treiben, und er in den ver-

schie-

schiedenen Lagen, in welchen unsere Selbstliebe sich freuen, oder fürchten, oder zagen würde; dieselbigen Empfindungen haben werde. Daher die schnelle Wirkung, welche der Anblick seiner gegenwärtigen Lage auf uns macht! Wir sehen ihn sich freuen: und es müssen ausdrückliche Hindernisse, und ein besonders Gegengewicht sich bey uns befinden; wenn seine Freude nicht so gleich sich uns mittheilen, und auch unsere Gesichtszüge schon zum voraus aufheitern sollte; ehe wir selbst noch einmal die Ursach seiner Freude wissen. Wir hören ihn klagen: und fangen schon an zu fürchten. Wir sehen ihn zittern und ängstliche Bewegungen machen: und es überfällt uns schon Bangigkeit; ehe wir noch einmal die Ursach seines Schmerzens verstehen. Wir sehen eine Last, die ihn zerschmettern will, über ihn, der sorgenlos darunter steht, herabfallen, und wir zittern an seiner Statt an Händ und Füssen. Wir werden auf unserm sichersten Standorte, wo wir den geraden Erdboden unmittelbar unter unsern Füssen haben, schwindlicht: wenn wir ihn auf eine gefährliche Höhe, etwa auf einer Thurmspitze klettern sehen. Ich höre, daß auf der See ein Schiff untergangen sey. Ich hab keinen einzigen von den darauf befindlich gewesenen Menschen gekannt. Ich gedenke mich aber augenblicklich in ihre Stelle: Und nun überfällt mich ein Grausen, in dem ich mit ihnen sinke. Eben aus dem Grunde ist auch bey allen außerordentlichen Unglücksfällen, bey welchen ein Mensch leidet; der Zulauf der übri-

gen

gen Menschen so groß: weil die Leiden einer menschlichen Natur, eine allgemeine Angelegenheit für sie alle sind; und sie sich alle mit ihrer Selbstliebe darinn verwickelt fühlen. Es erschallt die Nachricht, daß in der Nähe ein Mensch hingerichtet werden soll! Habe ich diesen Menschen gar vorher gekannt? so schwebt mir das Bild von seiner Person in größter Lebhaftigkeit vor Augen; und die Vorstellung seines Schicksals wiegelt meine Selbstliebe zu den unruhigsten Bewegungen einer quälenden Furcht für ihn auf. Vielleicht lasse ich durch die Ueberlegung: daß ich sein Unglück doch nicht hintertreiben könne; und meinem fruchtlosen Mitleiden nur zu einer mich folternden Größe anzuwachsen, Gelegenheit geben würde; mich abhalten, auf der Gerichtsstätte zu erscheinen. Aber Hunderte und Tausende wird's geben, die dem Drange ihres Gefühls nicht widerstehen können. Es ist Etwas in ihnen, das sie nicht zurückbleiben läßt; das sie Schaarenweis dahin zusammentreibt. Sie fühlen sich alle selbst zu stark bey dem Vorfalle interessirt. — Sie sehen den Unglücklichen zum Schaffot wandern! So gleich gedenken sie sich selbst in seine Stelle; wandern in Gedanken an Seiner Statt diese schreckliche Bahn; legen sich bey jedem Schritte die entsetzliche Frage vor: wie ihnen zu Muthe seyn würde; wenn sie itzt seine Fußstapfen zeichnen müßten? Sie werden von allen Empfindungen überfallen; von welchen unsere Selbstliebe bey ihrer Zärtlichkeit für das Leben, im Angesichte einer

ner unvermeidlichen Gefahr eines gewaltsamen Todes ergriffen werden muß. — Je näher die Gefahr heran rückt; desto mehr reißt sie unsere ganze Aufmerksamkeit an sich. Wir verlieren das Bewußtseyn alles dessen, was um und neben uns ist; und haben für nichts anderes einen Gedanken mehr, was uns sonst auch noch so sehr eingenommen haben möchte. Und woher dieß? Daher, weil wir itzt ganz und allein in des Unglücklichen Stelle stehen: und in ihm unsere menschliche Natur in der grösten Gefahr; und unsere Selbstliebe von ihrer empfindlichen Seite angegriffen sehen. Selbst das Bewußtseyn: daß der Gleichheit der Naturen, doch eine Verschiedenheit der Personen Statt finde; wird immer schwächer: und verliert sich bey einigen in ihren Nerven zu zart gestimmten Zuschauern bisweilen so gänzlich, daß sie selbst in Ohnmacht, oder wohl gar todt zur Erden sinken! Auch der Eindruck: den ein solcher unnatürlicher Auftritt bey den Adern zurückläßt: kann nicht sogleich, sondern nur durch die Länge der Zeit, und durch die folgende Menge und Abwechselung anderer, die Aufmerksamkeit zerstreuender Gegenstände erst wieder gemildert und getilget werden.

Aus allen diesen Erscheinungen, die uns die Erfahrung liefert, geht die unwidersprechliche Wahrheit hervor: daß die Sympathie eine leibliche Tochter der Selbstliebe sey. Wir würden kein Gefühl für unsers Gleichen haben; hätten wir es für uns selbst nicht! Freylich

ist dieses Gefühl nach Maaßgabe der verschiedenen Beschaffenheiten der Menschen in ihren festen und flüßigen Theilen des Körpers; den Graden nach unter ihnen verschieden. Und noch mehr Verschiedenheit können Erziehung, Grundsätze und Gewohnheiten einführen. Allein es fehlt doch in keinem Menschen ganz. Eben so wenig kann auch die Sympathie in irgend einem Menschen, durch irgend ein Mittel, mit der Wurzel ausgerottet werden. Ehe dieß geschähe; müßten einem Menschen nicht nur alle Beweise, die ihm seine Sinne geben, daß der Andere ein Mensch, wie er, sey, ausgelöscht: sondern selbst seine ganze menschliche Natur zerstört, und seine Selbstliebe, die keinen Schmerz lieben, und kein Glück hassen kann, vernichtet werden.

Eben daher kommt es auch, daß wir gegen andere Geschöpfe ein Mitleiden nach dem Maaße mehr oder weniger, oder gar nicht fühlen; als ihre Naturen unsrer menschlichen Natur näher oder entfernter verwandt sind. Wir sehen an einem Thiere mehr Uebereinstimmung mit dem Menschen, als an einem Baum; und noch weniger an einem Steine. Ich zerschlage daher einen Stein, ohne daß es mir einmal einfällt, daß derselbe etwas dabey empfinden könne: und eben deßwegen auch ohne das mindeste eigene Gefühl von einigem Mitleiden. Hingegen für einen Baum, dessen Leben schon sichtbarer ist; giebt die menschliche Sprache schon aus dem Gebiethe der menschlichen Empfindungen Worte zur Bezeich-

zeichnung seines Zustandes her. Man sagt von einem Baume, der auf einem seiner Natur recht angemessenen Grunde und Boden in vollem Wachsthume steht: er stehe stolz da! er brüste sich! er fühle sich in seiner Wohllust! Hingegen von dem, der auf einem seiner Natur widersprechenden Boden nicht fort will: Er kümmere und jammere! Eine abgepflückte Blume sieht man mit einer Art von Unmuth und Theilnehmung verwelken. Oder: man war etwa genöthiget, einen gesunden und frischen Baum abzuhauen. Und wenn er auch gar keine Fruchtbarkeit hatte, die uns ihn nicht werth machen konnte; so ist doch ein gewisses, dunkles, unangenehmes Gefühl bey uns da, das uns der Anblick seines zerstörten Lebens erweckt. Sehen wir vollends auf die Thiere; so ist der Mensch gegen ihre unglückliche Lage eines Mitleidens fähig, dessen er sich deutlich bewußt ist. Es geht uns nahe, die Verzuckungen eines Thieres in seinem schmerzhaften Leiden mit anzusehen: Und je näher dieß Thier am Menschen steht, je weiter sich seine Natur vom Pflanzenreiche entfernt; desto deutlicher ist unsere Vorstellung seines Schmerzens; desto lebhafter unsere theilnehmende Empfindung. Ein Mensch von feinerem Nervenbau, und der durch gegenseitige Gewohnheit nicht abgehärtet ist; ist nicht im Stande, ein solches Thier zu tödten, oder tödten zu sehen. Eine Fliege oder Mücke kann er allenfalls todtschlagen: weil ihr Standort näher am Pflanzenreiche fällt. Unsere ganze Sympathie mit den

Thieren gründet sich also offenbar auf die größere Uebereinstimmung und Aehnlichkeit, die wir zwischen den Naturen derselben und der menschlichen Natur bemerken. Wir finden an den uns näher stehenden Thieren, so wie an uns selbst einen Knochenbau, der mit Fleisch, und dieses mit einer Haut überzogen ist. Wir finden auch ihre Adern mit Blut gefüllt. Wir finden Sehnen und Nerven, Sinne und sinnliche Werkzeuge, Glieder Triebe, freye Bewegbarkeit, thätiges Leben u. s. w. bey ihnen, wie beym Menschen. Je stärker diese Uebereinstimmung und Aehnlichkeit ihrer Natur mit der unsrigen, in unsere Sinne fällt: desto weniger können wir uns des Schlußes auf ähnliche Empfindungen, die sie nach Maaßgabe einer ähnlichen Natur haben müssen, erwehren. So bald wir sie also sich freuen oder leiden sehen: fühlt sich unsere eigene Natur, nach dem Maaße der Verwandschaft mit der ihrigen; zu gleichen Empfindungen aufgefordert. Wir finden uns, nach diesem Maaßstabe, selbst in Thieren; und unsere Selbstliebe freuet sich, oder zittert in diesem Verhältnisse mit ihnen.

Eine Note in mein Tagbuch —

Was hilfts, unterm Himmel noch so viel Freude haben, wenn man sie halb taumelnd, halb ohne Bewußtseyn genießt? Ich sah oft Jünglinge im Leben, Jünglinge, die den größten

Theil

Theil ihrer Jahre noch vor sich hatten, wie sie hintraten in den Blumenduft, in den Sonnenschein, in den Anblick des heitern, lachenden Himmels, in den Wonnegesang von Lerchen und Nachtigallen, und in die ganze feyerliche Herrlichkeit der Natur; aber ich sahs ihnen auf der Stirne, und im Aug' an, daß sie ohn' Empfindung blieben, und daß ihr Herz allen diesen Wonnen verschlossen war. Wie mir da war, als ich dieß sah! Könnten glücklich seyn, und selige Stunden itzt haben, dacht' ich — sinds nicht, haben sie nicht. — Aber gönnt dir, Bruder! dein Schicksal, kleine und große Freuden, und du genießt sie bey vollem Bewußtseyn, wie wirst du denn den Werth des Lebens erst schmecken! denn eilst du hin auf eine Höhe der Natur, und der Umfang deiner Bestimmung wird dir so lange und so weit, wie die Aussichten sind, welche sich von da herab in die Ebenen öffnen; eilst hin in ein Thal, setzst dich hin an einen Waldquell, siehst ihn, wie er in einer kleinen Entfernung Bach wird, wie seine Wasser hinfließen, und sprichst zu deinen Tagen: Fließet mit — fließet sanft mit! Oder eilst hin zu einem Freunde, fällst in seine Arme, schau'st in sein Herz, und rufst aus! Ich bin dein, und du seyst mein!

Gutes thun, edle Thaten verrichten — ists nicht Menschenbestimmung? Glaubs, nie wirst du die mit mehr Anstand, mit mehr Vollkommenheit erfüllen, als wenn du ganz dein bist, ganz dir selbst angehörst. Tausend Gelegenheiten zum Gu-

ten wirst du ohnedieß versäumen; hintennach wirst du sie sehen, aber zu spät — sie sind weg — kommen nicht wieder. Auch kommen sie nicht alle von selbst, diese Gelegenheiten; oft muß man sie sich machen. Glücklich wird nur der darinne seyn, welchem volles Bewußtseyn seiner, und des Zusammenhangs der Dinge, obschwebt, die ihn umgeben! — Gute Absichten zu erreichen, muß man Mittel haben. Wenn wirst du unter den tausendmaltausend Mitteln, welche zu tausendmaltausend Endzwecken dienen, und die alle vor deinen Augen da sind, diejenigen am besten ausforschen, welche zu Erreichung deines Endzwecks beytragen mögen, und unter diesen wider dasjenige auswählen können, welches am meisten dazu beyträgt? Nicht wahr? alsdenn nun, wenn du Stärke genug hast, weit um dich herzuschauen, und das Geschaute so gegen einander abzuwägen, daß du auch des Sandkorns Uebergewicht auf der andern Wagschale sehest? — Und denke ja nicht, daß du bey der Vollbringung des Guten ohne Hinderniß bleiben werdest. Es wär' nicht Ehre für dich, eine gute That zu vollenden, wenn nicht wenigstens drey Dinge versucht hätten, dich davon abzuhalten. Weißt wohl, daß Sieg nicht Ruhm seyn könne, wenn man den Feind nicht sieht, oder wenn er nicht auf dem Schlachtfelde steht! Willst du aber beym Guten obwaltende Hindernisse besiegen, so sey dein, ganz dein! Aufmerksamkeit schwächt die Macht des Feindes, und Gegenwehr führt ihn im Triumph auf. —

Freund!

Freund! ich sehe dirs an, du mögst gern so bey dir seyn, oft so in aller Fülle bey dir seyn. Drück dir den Ausspruch des Namens, der immerdar rasch und feurig war, ins Herz: Sey nüchtern und wache! Selten wird in so wenig Worten so viel Kluges und Gutes gesagt; glaubs mir. Es ist mir, als wenn ich ihn sähe, den Felsenmann, wie er um eine Tafel herum gienge, an welcher ein Fresser hinterm Kouvert einschläft, Messer und Gabel fallen läßt, und mit der Nase auf den Teller fällt — oder ein Säufer so lange den Wein hinterschüttet, bis die Zunge, welche zuvor schnell und spitz im Reden war, nicht mehr lallen mag, und wie er beyden laut zuriefe: Nüchtern müßt ihr seyn, Brüder; mäßig im Genuß der Speisen und Getränke. Ungenügsamkeit ist der Weg zur Entfernung von sich selbst. — Auch ist mir, als wenn ich ihn sähe, wie er das Studierzimmer des unermüdeten Forschers öffnete, ihn Tag für Tag nach Mitternacht noch wachend, und vor Morgens Anbruch schon wieder außer den Armen der Ruhe fände, oder wie er in das Schlafgemach des Müßiggängers guckte, ihn auch Tag für Tag zwölf Stunden in Federn erblickte, und beyden zuschrie: Wachet — der eine von euch nicht zuviel, und der andere nicht zu wenig! Machts, wie die Natur, und theilet eure Zeit ein in Arbeit und Ruhe. Sucht größtentheils Erholung, wenn alles sich erholt und denkt, daß denn, wenn zum Sonnenstrahl noch das Geräusch der Welt kommt, Erquickung dem

Schlafe mangle, — Sey auch, Freund, so viel in deinen Händen ist, mäßig in jeder Leidenschaft; dieß ist gerader Weg zum Bewußtseyn deiner selbst. Fliehe für allen die thierische Wohllust; sie macht dich zum Thiere, das am Seile tanzt. — Liebe starke, deutliche Vorstellungen. Drück dir tief ein, daß auf Erden nicht alles nach deinem Sinne gehe, auch nicht alles gehen könne; weil du nur ein Theil vom Ganzen bist, und der Theil dem Ganzen mehr Opfer bringen muß, als das Ganze dem Theil. — Fliehe in deinen Beschäftigungen, so viel, als möglich, das einerley. Sich zu rechter Zeit zerstreuen, ist oft Mittel zum vollen Sammlen seiner. Kannst du binnen sechs Tagen es nicht, thu's am siebenten. Sieh, es ist in jeder Woche ein Tag, welcher die Zahl Sieben hat; ruhe an selbem, sey noch gescheider! Ruhe nicht nur, geh hin in die offene Schöpfung, und schau, was die Natur in den sechs Tagen gearbeitet hat. Im Angesichte derselben athmest du Leben und Bewußtseyn ein. Verschließt sie dir ihre Umarmung, fliehe hin in die Arme eines Freundes. Rede mit ihm von Menschenbestimmung, und von Geschäften des individuellen Berufs. Das Bunte in der Gesellschaft, das Unerwartete in den Fragen, Antworten, Einfällen, und Schnurren, welche die Menschen hervorbringen, flößt Lebensgeist ein, spannt die schlaffgewordenen Saiten, stellt dich in volles Gefühle aller deiner Kräfte hin. — Thu's; kannst wahrlich viel thun, bey aller deiner Eingeschränktheit viel thun, wenn du nur willst. — —

An einen Unglücklichen.

Komm, unglückliche, aber edle Seele, die du Erbarmen bey mir suchest, komm in meine Arme! Deine Ansprüche auf meine Unterstützung sind gerecht; du bist ein fühlendes Geschöpf, ein Mitmensch, und mein Bruder. Du bist unglücklich, was brauchst du mehr zu seyn, um meinem Herzen theuer zu werden, als daß du unglücklich bist?

Du kennst mich nicht, und ich kenne dich nicht, aber wir sind doch gute Bekannte auf diesem Erdboden? Es glänzet ja die nämliche Sonne über unsere Scheitel; was willst du schüchtern seyn? bin ich nicht auch ein Mensch, wie du bist? Komm, bin ich zu schwach, dir thätige Hilfe zu leisten; so habe ich doch ein Herz, das mit dir fühlet, einen Busen, an dem du ausruhen kannst, und ein Auge, das mit dir weinen kann. — Komm, ich erwarte dich.

Edle Antwort einer baierischen Fürstinn.

Fürstinn. Rath.

Fürstinn. Warum haben Sie meinen Befehl nicht gethan?

Rath. Gnädigste Frau! es stund nicht bey mir allein. Ich habe alle Mühe angewandt: allein, Steine, die man nicht heben kann, muß man liegen lassen.

Fürstinn. Was sagen Sie?

Rath. Ich sagte, gnädigste Frau! daß man Steine liegen lassen müsse, die man nicht heben kann.

Fürstinn. Diese Antwort hätte ich von Ihnen nicht vermuthet: sie ist die Antwort eines verzagten Menschen.

Es giebt Steine, die dem Wohl der Menschheit im Wege liegen, und Pflicht und Rechtschaffenheit fodert sie von der Strasse der Tugend zu räumen; allein, wenn die Steine zu schwer sind, und unsere schwachen Kräfte nicht vermögend sind sie zu heben, so ist die Folge nicht, daß man sie liegen lassen müsse. Pflicht erfordert, Steine, die man nicht heben kann, zum wenigsten zu wälzen, und so lange zu wälzen, als wir leben. Kommen Sie also mit Ihrer Entschuldigung nicht mehr. — Was Sie nicht heben können, — das bemühen Sie sich zu wälzen.

Charakter
eines sogenannten Spaßvogels.

Es ist kein unerträglichers Geschöpf auf Gottes Erdboden; keines, das die Vernunft mehr entheiligt, als der sogenannte Spaßvogel.

Ich

Ich verstehe unter die Spaßvögel jene Menschen, die über alles zu scherzen wissen, die jeder ernsthaften Sache eine lächerliche Wendung geben, und jeden ehrlichen Mann auszunecken im Stande sind.

Amynt ist unter diese Zahl zu setzen.

Amynt ist täglich in verschiedenen Orten zu Tische gebethen; denn wo man ein Fest giebt, und sich lustig machen will, ladet man Amynten ein, denn er muß die Stelle eines Tischnarrens vertreten.

Amynt erscheint auch fleißig bey seinen Gönnern; denn er macht sich eine vollkommene Ehre daraus, seine Talente zeigen zu können.

Gleich wenn er zur Thüre hineintritt, so stolpert er so stark über die Schwelle, daß alle Anwesende erschrecken, und sich einbilden, Amynt hätte schon wirklich den Hals gebrochen; allein, dieses alles ist nur Spaß, und er versichert es im Ernste dem Herrn Cleanten, daß es nur Spaß sey, da er ihm in der nämlichen Zeit das Schnupftuch von der Nase reißt.

Cleant wird hierüber unwillig, und zieht seine Dose aus der Tasche, die ihm aber Amynt in Eile aus der Hand schlägt; der Spaniolstaub fliegt in die Luft, und einem armen Diener in die Augen; Amynt eilt zur Rettug, und schüttet ihm den Schwankkessel über den Kopf ab.

Der Diener läuft zum Zimmer hinaus, fällt über die Treppe, und bricht sich ein Bein, und Amynt erzählt unter vielem Lachen der Gesell-

schaft

schaft, welch ein Glück dieser Beinbruch für den Bader sey, und für den Diener selbst, der sich eben so leicht hätte den Hals brechen können.

Bey der Tafel neckt er jeden ehrlichen Mann aus, und sagt dem eifersüchtigen Cleanten, daß ihn seine Frau nächster Tagen zum Hahnrey machen wird. Cleant enfernt sich aus Unmuth vom Tische, und Amynt erzählt, wie das lustig seyn wird, wenn sich dieses Paar Eheleute schlagen sollte. Unversehens fängt Amynt so schrecklich zu nieſſen an, daß Timur, der zu seiner Seite saß, und eben trinken wollte, für Schrecken sein Glas fallen ließ.

Timur ist unwillig über den Spaß; allein Amynt weiset ihn gleich wieder zu recht, und erzählt ihm, daß er den Taufbathen sehr wohl kenne, der das Kind von Timurs Braut aus der Taufe hob. Timur geräth in Hitze, und die Heurath mit Sophien verschlägt sich, und Amynt lacht sich halb über den Spaß zu todt.

Es kommt Rosinal, und Amynt fragt ihn; ob er schon wisse, daß es auf seinem Landgute gebrannt habe. Rosinal fällt aus Schrecken in Ohnmacht, und wenn er wieder zu sich kömmt, so erklärt sich Amynt, daß er nur das Feuer gemeynt habe, das in der Küche gebrannt hat.

Amynt verläßt den Saal, und findet im Vorzimmer einen Armen; er fragt ihn um seinen Namen. Der Arme erzählt ihm seine Angelegenheit, wegen der er mit dem Grafen zu sprechen hätte; und Amynt sagt ihm im Vertrauen, daß er zuverläßig wisse, daß man

ihn sogleich in Arrest setzen werde; der Arme erschreckt, und kehrt unverrichter Sachen wiederum zurück, und Amnyt prahlet sich, daß er den armen Teufel durch einen blinden Lärmen habe davon laufen uachen. Mit einem Worte, Amynt ist einer von jenen gefährlichen Spaßnarren, die man zum Wohl der Menschheit ins Tollhaus sperren soll.

Charakter eines Niederträchtigen.

Reptil ist ein Mann, der zu allen kriechenden Handlungen aufgelegt ist; er steht immer in den Vorzimmern der Großen, oder auf den Treppen der Personen, die er glaubt, daß sie einiges Ansehen in der Stadt haben. Seine Mine ist immer lächelnd, und sein Blick geheimnißvoll, weil er sich einbildet, man werde vermuthen, daß er in wichtigen Angelegenheiten auch eine Rolle zu spielen habe.

In Kaffee- oder Weinschenken ist das zweyte Worte immer der Herr Graf — oder der Minister, und seine Erzählungen fangt er meistentheils von der Suppe an, die er die Ehre hatte, in großen Häusern zu verzehren.

Er ist mit dem höflich, von dem er weiß, daß er bey Leuten vom Ansehen wohl gelitten ist. Diejenige aber, die das Unglück haben, verkannt zu seyn, behandelt er mit einem Stolze, der ihm nur allein ganz eigen ist.

Er lacht, wenn der Graf lacht, den er täglich besucht; und zörnt, wenn der Graf zörnt, ohne

ne zu wissen warum: er lügt, und verläumdet, nach dem sich die Gelegenheit giebt; er stellt bald einen Narren, bald einen Spaßvogel vor, nachdem es den Herren gefällt, die ihn zur Tafel bitten.

Der Kammerdiener, der Küchenjunge und der Hausknecht sind eben so alle seine Freunde, wie ihr Herr; und er macht sich gar nichts daraus, stundenweise bey ihnen zu scherzen, zu lachen, und Possen zu schneiden: wenn er nur sagen kann: Ich komme aus dem Hause des Herrn Grafen; wenn er auch den Grafen mit keinem Auge gesehen hat.

Es gelingt ihm durch viele Zudringlichkeiten eine Stelle zu erhalten, die er nicht verdient. Er kömmt über das Glück außer sich, und in der ersten Hitze ergreift er einen Gassenjungen beym Kopfe, und versichert ihn seiner Freundschaft und Protektion. Nach einigen Tagen glaubt er sich vollkommen seines Glücks werth zu seyn, und bildet sich wirklich ein, daß er nunmehr Verstand durch die erlangte Stelle bekommen habe; gleichsam als wenn Dummheit und Glück sich nicht mit einander vertrügen, und wenn es unmöglich wäre zugleich ein Narr und glücklich zu seyn.

Mit seiner Stelle läßt er alle seine Kleider verändern, und versichert den Kaufmann einer guten Losung.

Man ladet ihn zur Tafel ein, und spasset seiner, und er trinkt mit dem Baron (der sich über den Schöpsen lustig macht) Bruderschaft. Ein

Jun-

Junker sitzt an dem Tische, und da er den Stopsel aus einer Bouteille zieht, versetzt er dem neuen Bruder seines Freundes eine derbe Maulschelle. Alles lacht bey der Tafel, und Reptil lacht auch mit, und rühmt sich, daß er die Ehre hat, mit dem Junker und Bruder Kompagnons zu seyn.

Wenn er einmal betrunken ist, so verrathet er die geheimsten Gedanken seines Herzens und erbiethet sich um etliche Schampanierboutellien, alle Geheimnisse seines Amts zu verrathen. Um etliche Dukaten giebt er seinen Freunden einen falschen Zeugen ab. Um ein gutes Wort bringt er Geld auf, und um eine Mittagssuppe hilft er Obligationen verfälschen. Er giebt Rath, wie man seine Worte läugnen muß, und hat eine Menge Aufsätze von Testamenten, wovon ein jeder eine Ursache zu einem zehnjährigen Processe geben kann.

Er erzählt jedem Geheimnisse, die die ganze Stadt weiß, und sagt dem Titus manches im Vertrauen, was Silvio gegen ihm Uebels gesprochen hat, doch setzt er hinzu: wenn sie mich verrathen, so läugne ich alles wieder.

Es kömmt eben Silvio herbey, von dem er sprach. Sie kommen apropos, ruft er auf; denn wir haben eben alles Gutes von Ihnen gesagt. Titus geht unwillig fort, und Reptil wispelt dem Silvio ins Ohr, daß Titus ein abscheulicher Mensch sey.

Reptil ist seit einigen Jahren verheurathet. Er hatte sich mit zehn Mädchen versprochen, und

heu=

heurathete die, die am meisten Geld hatte, und gab sich für einen Baron aus. Seine Frau ist die unglücklichste von der Welt; denn Reptil verschwendet ihr Geld, und unterhält liederliche Mädchen. Auf der Gasse sagt er jedem ehrllchen Weibe, die ihm begegnet, Zotten vor; und obzleich ihm eine ehrliche Dirne auf öffentlichem Platze zuweilen eine Ohrfeige giebt, so lacht er doch hierüber, und sieht es als eine bloße Galanterie an.

Der Taugenichts.

Ein charakteristisches Gemälde.

Der Stutzer ist ein Mensch ohne Grundsätzen, ein abgeschmacktes, mühseliges, und unnützes Geschöpfe, meistentheils entsteht er aus jungen Leuten, die entweders von der Mama vetzärtelt, oder auf ihrer Länder Reise verdorben worden sind.

Seine Beschäftigung ist sich zu putzen, Brochüren zu lesen, Kaffeehäuser, Weinschenken und Buhlhäuser zu besuchen, er schwätzt von allen, ohne über etwas gedacht zu haben, lacht, drillert und springt, besucht die Comödie, und in Feyertägen die Kirche zur Galanteriestunde, er trägt parmusirte Schnupftücher, Ferngläser, und kauet meistentheils wegen seinem übelriechenden Athem verzuckerte Ambrakügelchen, in seiner Dockenseele herrscht verkünstelte Empfindeley, er hält sein Hündchen so lieb wie seinen Freund, er zählt hunderttausend Lieb-

haberinnen ohne eine zu lieben, und schreibt ihre Gunstbezeigungen alle unter einander in sein Tagbuch — vom gnädigen Fräulen an bis zum Hühnermädchen.

In der Kompagnie eines rechtschaffenen Mannes schläft er ein, seine täglichen Gesellschafter bestehen in bübischen Jungen, mit denen er sympatisirt, mit selben besucht er Bierhäuser und Gärten, frißt und sauft, und macht Schulden — für ein Paar neue Schuhe — die für eine Kellnerinn bestimmt sind — stellt er Wechsel aus, und verspricht einem hebräischen oder christlichen Juden 50 Procent, wenn er ihm Geld giebt. — —

Wechselbriefe und Obligationen schreibt er mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit, er nimmt schlechte Waaren eben so leicht an als baar Geld, denn er sorgt nur Geld zu bekommen, aber nicht wieder zu bezahlen. Sein Diener ist der unglücklichste Mensch in der Welt, denn er giebt ihm Ohrfeigen zum Spaß, und schlägt ihm eine Rippe entzwey aus Büberey.

Er lügt und betrügt, hat weder Achtung für das Alter, noch Ehrfurcht für die Ehrlichkeit. Nichts ist ihm theuer, nichts heilig — Der Pursche ist wie ein muthiger Wildfang, er lebt Gottes heilige Tage wie ein Füll dahin, bis er endlich im Lazaret das Opfer seiner Ausschweifungen wird.

Sein Körper taugt nicht einmal mehr zu einem Skelet.

Cliton, oder der Charakter eines Menschen, den man vulgo einen Magen nennen kann.

Cliton hat in seinem ganzen Leben nur zwey Hauptbeschäftigungen gehabt, nämlich zu Mittag, und zu Abend zu speisen; es ist, als ob er nur zur Verdauung gebohren wäre. Er hat nur eine Materie, von der er redet. Er erzählt, was für Gerichte man zuerst bey der letzten Gasterey aufgetragen, wie vielerley, und was für Suppen man gehabt habe, sodenn sagt er die Braten und die Zwischenschüsseln, er erinnert sich genau aller der Schüsseln, aus welchen die zweyte Tracht bestunde, er vergißt nicht den Nachtisch, das Obst und die Anzahl der Teller, er nennt alle Weine und alle Liqueurs, von denen er getrunken hat. Er versteht die Küchensprache in ihrem ganzen Umfang, und macht mich lüstern, an einer Tafel zu essen, bey der er nicht zugegen ist. Er hat vornemlich einen sichern Pallast, wo sich nichts verändert, und er hat niemals das Unglück gehabt, ein schlechtes Ragout zu essen, oder einen mittelmäßigen Wein zu trinken. Er ist ein vortreflicher Mensch in seiner Art, und er hat die Gabe, sich gut zu füttern, so hoch gebracht, als es nur möglich ist, man wird nicht so leicht wieder jemand finden, der so viel und so gut essen könnte. Er ist auch der Mann, dessen Ausspruch von Leckerbissen etwas gilt, und man unterstehet sich nicht

nicht einen Geschmack an Speisen zu haben, die er nicht für schmackhaft hält. Er ist aber bereits dahin. Er ließe sich bis zu dem letzten Augenblick an den Tisch tragen, an dem Tag, da er starb, gab er eine Mahlzeit; er ißt gewiß noch jetzo, er mag seyn, wo er will, und wenn er wieder auf die Welt kommen sollte, so wird es nur des Essens wegen geschehen.

O! wie viel giebt es nicht solche Mägen, und wie sonderbar klingt nicht der Ausdruck, ich hatte heute die Ehre in der Gesellschaft eines Magens zu speisen, oder ich hatte die Ehre in der Compagnie eines Bauches zu seyn.

Eine Reisebegebenheit.

Ich machte einsmal eine kleine Reise, und kam in ein Städtchen, in dem mich mein Kutscher bey einem Gastwirth glücklich ablud.

Herr Schinker, so hieß der Wirth, gab gutes Essen, und man konnte täglich bey ihm über Tisch seyn.

Eine Weile nach meiner Ankunft sprach ich mit dem Wirthe bey dem Fenster, und es gieng eben ein ganz hübscher Mann auf der Gasse vorüber. Sehen Sie! rief der Wirth: der ist ein ganz außerordentlicher Geizhals; er hat nicht einmal das Herz, wie ein ehrlicher Mann, zu Mittag zu speisen; denn er kömmt niemals in mein Haus.

Den andern Tag frühe am Morgen gieng der nämliche Mann wieder bey meinem Gasthofe vorüber, weil mir Herr Brat, Perückenmacher dieser Stadt, die Haare in Ordnung kämmte. Brat sah den Mann, und erzählte mir, daß dieser Mann über zwanzig Jahre immer die nämliche Perücke trägt; denn, setzte er hinzu, wenn sie nicht immer die nämliche gewesen wäre, so hätte ich ihm nothwendiger Weise eine andere machen müssen.

Gleich einige Stunden hierauf gieng der nämliche Mann wieder mit seiner 20jährigen Perücke bey einem Buchladen vorbey, wo ich eben mit dem Buchhändler Witz sprach. Der Buchhändler ward ihn sogleich gewahr, und erzählte mir, daß dieser Mensch ein Feind der Litteratur sey, der nichts liest; denn, sagte er, nicht ein Fetzchen Papier kauft er mir das ganze Jahr über ab.

Sie haben recht, erwiederte ein dicker Mann, der seiner Sage nach ein Weinhändler war, und sich Herr Magen nannte, er ist ein plumper Mensch. Wie soll er aber auch Geist haben; er trinkt nichts als Wasser. Denn obwohl ich den beßten Wein habe, so kauft er mir doch nie um einen Heller werth ab.

Ich hatte da lange Weile über dieses Geschwätz, und gieng wieder auf meinen Gasthof zurück. — Wie erschrack ich aber nicht, als mir der nämliche Mann, von dem mir so viel Lächerliches erzählt wurde, entgegen kam,

und

und mich mit aller Höflichkeit in sein Haus zu Tische bath.

Bruder Freund! dachte ich, wie werden wir beede zu rechtkommen? Nichts essen, nichts trinken, ein Feind der Litteratur seyn, und eine 20jährige Perücke tragen: was wird das heißen? — Je nun, dacht ich, es muß gewagt seyn; denn der Mann drang mit sehr vielem Anstande und Höflichkeiten in mich. Ich gieng und warf zuweilen einen Seitenblick auf seine Perücke, die mir doch bey meiner Treue, kein so altes Rattennest schien, wie sie mir Meister Brat abmalte.

Nun war ich in dem Hause meines neuen Freundes; und wie war alles dort über meine Erwartung! Ich fand eine schöne Bibliothek, einen gutgedeckten Tisch, einen trefflichen Wein, neue Perücken, einen Mann mit Verstand, der mich belehrte, daß Schink nicht allein die Speisen, Brat nicht allein die Perücken, Witz nicht allein die Bücher, und Magen nicht allein Wein verkaufe; sondern daß auf der weiten Gottes Welt noch mehrere ehrliche Leute giebt, von denen man ebenfalls Braten und Wein, Bücher und Perücken kaufen kann, ohne ein Geizhals und ein Feind der Litteratur zu seyn.

Der Mensch ohne System.

Eine charakteristische Schilderung.

Es giebt Leute, von denen man beynahe behaupten kann, ihr Charakter bestehe in dem, daß sie keinen bestimmten Charakter an sich nehmen. Ihre Denkungsart, Worte und Handlungen sind nicht die kettenförmige Reihe (und das sollen sie bey jedem richtigen Kopfe seyn) — die Reihe der Kenntnisse, Urtheile, Erziehung des Umgangs und Temperaments, nein, es sind Stücke, die von allen Seiten her auf diesen Mann zukommen, und ihm ankleben: — Man kann diesen Menschen in Allem, und Alles in ihm antreffen; und so einen nenne ich den Menschen ohne System. Der Hauptgrund seiner Begriffe und Empfindungen besteht in dem, daß er sich vollkommen nach andern richte: er kann also weder Original, noch eine Kopie seyn, sondern nur eine merkwürdige Phantasie, die von allen Gegenständen seiner Art durch ein ungefähr vielerley Züge seiner Art beysammen hält: er zeichnet sich nur dadurch aus, daß er gar nichts auszeichnendes an sich habe. Bey diesem Manne wird man nicht leicht Tugenden oder Laster im hohen Grade antreffen; er bleibt, so zu sagen, immer beym mittelmäßigen: ist man gut, so ist er es mit, ist er böß, so geschieht es ebenfalls nur aus Nachahmung. Daher wird bey ihm keine Leidenschaft anhaltend, und keine gute That überlegt, und

ordent-

ordentlich ausgeführt seyn. Rache, Untreue, Verrätherey, und jede üble Anwendung der Politik ist von ihm ferne: weil dazu meistens ein Nachdenken oder Raisonnement erfordert wird: daher hat er zuweilen so was mit dem Dummen, und Leichtsinnigen, wenig mit dem Höfling, und Kaufmann, gar nichts mit dem Heuchler und Verschlagenen, mit dem Ehrgeizigen, und Zornmüthigen gemein: O so ist er sehr gleichgültig, weil er nie darauf gedacht hat, wo die Gränzen der Gleichgültigkeit zu stehen kommen. Wir wollen unsern Mann ohne System bey eizelnen Fällen betrachten. Seine ganze Tagordnung bekömmt ein Ansehen, als wenn es eine Komposition fremden Betragens wäre, in ein alphabetisches Verzeichniß gebracht. Er wollte heute frühe um fünf Uhr aufstehen; es machte schön Wetter; aber Herr Melant sagte ihm gestern beym Glas Wein: Wer nicht schlafet, der rastet doch; mithin muß er gleichwohl noch ein Paar Stündchen ruhen. Er hat allemal einen guten Appetit, wenn er kein Frühstück nimmt; — Pfuy, sagte Herr Star, Herr Kollega, was wäre das? Das Ding läßt sich nicht wohl thun! ey so trinken wir eine Tasse Chokolat. — Er geht auch gern in die Kirche, — hätte zwar ein wenig Arbeit, — aber Herr Speci nimmt ihn mit sich: meistens in die Kirche, wo es schmackhaft zu beten ist; denn so sagen es alle Leute. Einmal weinte er in einer elenden Predigt, und konnte nichts anders darüber sagen, als daß alle Zuhö-

rer geweinet. Er ist sonst phlegmatischer Complexion: aber die Leute sagen ihm, daß es heute so heiß wäre, und zugleich zankt er die Magd aus, daß sie das Zimmer so verschlossen halte. In der Gesellschaft ist er wohl erträglich; denn er läßt sich in keinen Streit ein, es sey denn, daß er allgemein ist, in diesem Falle hält er für Beleidigung sich ruhig zu halten. Lobt man einen Gelehrten, einen Staatsmann, Künstler, so lobt er auch mit: am Abende hört er am Kaffeetische das Gegentheil, und gleich geht er hin, und sagt den übrigen, daß davon nicht so viel Wesen zu machen sey. So bald wieder von einer Sache die Rede ist, fängt er an theilnehmend zu seyn: man geht auseinander, und Nachts eilf Uhr ist seine ganze Rührung vorbey. Ueber Kleidung, Sitten der Nation u. d. gl. urtheilet er nie ohne andere vorsprechen zu lassen. Diese Mode macht uns wenig Ehre, sagt Herr Sophist, — ja wahrhaftig, applaudirt unser Herr Panthus, wenig Ehre. Fragt man ihn um seine Meynung, so spricht er bescheiden: Was halten sie davon? — und alsdann ist er mit verstanden, es mag nun geh'n, wie es wolle. Er haßt keinen Stand, liebt aber auch keinen besonder, denn bey ihm kömmt alles auf die Umstände an, in denen er sich befindet. Darum ist er aber doch nicht der Mensch, der viel Welt hat; warum? Er glaubt schier einem jeden, und denkt und spricht, wie er; er hat vieles von vielen, aber man kann ihn doch mit keinem andern Cha-

rak-

rakter verwechseln. Hört er vernünftige Discurse, so gefallen sie ihm: am Ende fängt er oft an etwas gescheides zu erzählen über die Nationalgeschichte, u. d. gl. aber eben fällt ihm bey, daß man itzt von nichts, als vom großen Wasser spricht; so klaubt er alle Zeitungen zusamm, und liest sie, um mitzureden. Auf der Gasse singt er ein Lied, das Meister Schuster und Kutscher des gnädigen Herrn über zwey Stiegen singen. Wenns was abgiebt, ist er auf dem Markte überall dabey, und fragt nach: trägt auch zuweilen ein derbes Kompliment davon. Unternimmt er was von Wichtigkeit, so hat er soviel Nachtheil dabey: er war schon halb mit seinem Baue fertig, den er aufführt: da kam aber Herr Balbus, und sagte ihm: der Baumeister hat hier, hat da gefehlt: ja antwortet Herr Panthus, der Baumeister hat es wohl gesagt; aber mein guter Freund Kilian hat es so haben wollen: nun, nun, reißt man den Teufel noch einmal ein. Wenn viele Leute sich übel auf befinden, so ist unser Herr Panthus auch ganz unpäßlich. Auf Jemand Verdruß haben, kann er wohl, ohne davon die Ursach zu wissen. Seine Züge sind zu manigfaltig, als daß man sie in einem Gemälde entwerfen könnte.

Charakter des Tugendhaften.

Heiter war das Gesicht des Mannes. Stille, auf wahre, bewußte Vorzüge gegründete Selbstzufriedenheit lächelte jedem entgegen. Thätige Menschenliebe saß in dem sich langsam hold rollenden Auge, und ein sanfter in sich selbst gekehrter Blick verrieth Bescheidenheit im hohen Grade. Majestätisch milder Ernst im ganzen Betragen zeigte den Rechtschaffenen, und gemäßigte, nur in Anliegenheiten der gedrückten Menschheit sich verlierende Freundlichkeit thronte in jedem Zuge, und gab den letzten Pinselstrich zum äußern Gemälde der ruhenden Tugend. — So sieht der Mann, der, vom Himmel gewählt, da ist, ein Muster zu seyn, nach dem sich im Guten übende Seelen gebildet werden sollen. So sah der Mann, ehe noch sein erhabener Geist von dem Elende einer bedrängten Familie erschüttert ward, und sein edles Herz von Empfindungen des Mitleids zerfloß. Bekannt als Tröster und Erretter der von der eisernen Hand des Schicksals danieder Gedrückten bekam er oft häufigen Zufluß von Armuth und Dürftigkeit. Keiner gieng hilflos von seiner Seite, jeder pries den großen Mann, und weinte ihm heiße Thränen der Dankbarkeit.

Sonderbar und eben darum merkwürdig ist die Art, womit er Wohlthaten auszutheilen gewohnt ist. Seine väterliche Sorgfalt, gütig zu

seyn,

seyn, wirkt unbemerkt, und spürt Familien aus, die Hilfe und Beystand bedürfen. Erfährt er die Stätte des im Verborgenen schmachtenden Elends, die Ursachen davon; o welch eine Wonne fühlt dann seine Seele nicht! Hoffnung, eine gute That zu üben, daher Freude; Bewußtseyn des noch fortdauernden Jammers, daher Trauergefühl des Mitleids und Erbarmen sind nun die Hauptempfindungen, die sich in dem Herzen des Edelgesinnten durchkreuzen, und untrügliche Physiognomie thätiger Tugend an seinem Gesichte zeichnen. Schnell eilt er hin zur Dürftigkeit, sieht das Elend in seiner ganzen Fülle vor sich, und heilendes Mitleid sind die Ausflüsse seiner Gegenwart. Findet er die Familie durch eigene Schuld unglücklich, so hilft er, aber nach und nach; giebt Lehren, Trost und Unterstützung. — Findet er Häuser, die durch Ränke und teuflische Kabalen Anderer fielen, die aber doch sonst den Ruhm der Rechtschaffenheit hatten, so hilft er ohne Aufschub, und beträchtlich: doch so, daß nie seine Wohlthaten dem Beßten seiner eigenen Familie zuwider laufen. Er hat sehr wenige Bedürfnisse: die Seinigen auch. Wohlthun ist ihrer aller mächtigster Trieb. Belehrung, Rath, Trost, Unterstützung sind die Punkte, worauf er schwur, als er sich entschloß Mensch zu seyn. So gemein und verbrüdert er mit diesen Gegenständen ist, so kommen sie doch nie ohne Noth in seinen Mund. Doch ist diese Art von Selbstverläugnung nicht phantastisch, nicht über-

trieben. Er fühlt sich, und dankt dem Schöpfer, daß er sich fühlt. — Auch sehe man ihn für keinen zu strengen finstern Moralisten an. Nein! ein angenehmer, aufgeweckter Gesellschafter ist er. Ein Gesellschafter, der sich keinem erlaubten Vergnügen entzieht, ja, der selbst noch darinn Verdienst findet, zur Zeit kindisch zu werden.

Lassen sich nicht hieraus moralische Maximen folgern?

Der liebenswürdige Mann;

eine charakteristische Schilderung. (*)

Der liebenswürdige, so, wie wir ihn hier annehmen, braucht eben nicht ein Mann zu seyn, den besondere Wissenschaften auszeichnen und berühmt machen. Er ist keiner von den seltenen und erhabenen Geistern, deren unsterbliche Werke die Welt erleuchten, und die mit der Schwere ihrer Verdienste die übrigen Menschen niederzudrücken scheinen. Ein gewisses Maaß aller derjenigen Kenntnisse, die nützlich und angenehm sind, mit denen die nöthigen und gefallenden Gaben vereinigt sind, reicht zu, seinen Cha-

(*) Nach einem schon etwas alten französischen Werke, das Herr Marin Parlamentsadvokat in Paris unter dem Titel: Der liebenswürdige Mann, herausgab. Die Engländer besitzen auch eine kleine Schrift: Fine Gentleman, deren Plan Herr Marin vermuthlich bey seiner Arbeit befolgte.

Charakter zu bestimmen. Doch muß er auch dabey die Kunst besitzen, sie im Nothfalle zu gebrauchen, und sein ganzes Betragen, ohne die Rechtschaffenheit zu beleidigen, nach der Zeit, dem Ort und der Person einzurichten. Kurz: er muß die seltne Gabe sich eigen gemacht haben, alles, was er thut auf die vortheilhafteste und angenehmste Weise von der Welt zu verrichten.

Edel, großmüthig und gütig ist die Seele des liebenswürdigen Mannes, der noch überdieß mit diesen Eigenschaften die Höflichkeit verbindet. Nicht bloß Achtung, auch Ehrfurcht und Liebe hat er von seinen Mitbürgern zu erwarten. (*)

Es ist nicht genug, daß man sich der Gesellschaft angenehm machen kann; man muß es auch durch Dienstleistungen verdienen. — Man muß nützlich seyn und gefallen, Früchte und Blüthen zu gleicher Zeit tragen. Gefälligkeit ists, die uns in Stand setzt, die Folgen einer guten Auf-

(*) Pythagoras nennt die Höflichkeit ein Gleichgewicht der Seele, das alle Unempfindlichkeit, und eine gar zu große Hitze ausschließt. Diese sich allenthalben empfehlende Eigenschaft setzt in dem Besitzer einen Verstand zum Voraus, der augenblicklich die verschiedenen Gemüthsarten der Menschen erforschen und unterscheiden kann. Sie lehrt uns, wie wir uns nach dem Geschmack der Menschen richten müssen, ohne doch dabey nach ihren Grillen zu leben. Sie zeigt sogar die schwere Kunst, Irrende zu leiten, und uns selbst zu vergessen.

Aufnahme zu genießen. Die Gefälligkeit ist das angenehmste Band der Gesellschaft. In dem Charakter eines artigen und eines guten Menschen wirket sie gleich stark. Man könnte fast sagen, indem sie auf eine wohlthuende moralische Verfassung des Menschen gegründet ist, sie sey die stärkste Würze des gesellschaftlichen Lebens. So viele Tugenden vereinigt in sich der Liebenswürdige; Tugenden, die aber auf eine solche Art mit einander verbunden seyn müssen, daß keine derselben die andere beherrsche. Sie verleihen sich alle zusamm einen Glanz, und der Glanz einer jeden insbesondere mäßigt, so zu sagen, den Schein der übrigen. — Sie vermengen sich eines Gegenstandes wegen unter einander, ohne daß sie den Knoten, der sie eigentlich vereinigt, gewahr werden lassen. Eben so mischet ein geschickter Künstler verschiedene Grundfarben zusammen, damit er eine Hauptfarbe herausbringe. Das Auge sieht alsdann nur das Ganze an, und kann die verschiedenen Theile dieser Vermischung nicht von einander unterscheiden. Der liebenswürdige Mann wird leutselig seyn; allein er wird durch die Leutseligkeit seiner Würde nichts vergeben. Er wird bescheiden seyn; allein seine Bescheidenheit wird darum seine anderen erhabenen Eigenschaften nicht verdecken. Er wird behutsam und verdächtig seyn; aber doch auch nicht unfähig scheinen, sich seinen Freunden zu vertrauen. Er wird aufrichtig seyn, ohne in die Unverschwiegenheit zu verfallen. Er wird sich freundlich, gefällig und großmüthig zei-

gen, ohne daß man dabey wird unterscheiden können, welche von diesen Tugenden seinem Herzen die nächste und liebste sey. Alle sind ihm gleich schätzbar, und alle läßt er gleichsam im Perspektive sehen. Er ist der Mann von allen tugendhaften Männern. — Sein Zweck ist zu gefallen, und die Gleichförmigkeit im Geschmack und Sitten bringt die Gleichförmigkeit in Gesinnungen und Neigungen hervor; in demjenigen, was wir lieben, lieben wir uns selbst, und es ist allzeit unser wirkliches oder vorgestelltes Bild, auf das wir blicken, und dem wir das erste Opfer bringen. Ich wiederhole es, das Betragen eines liebenswürdigen Mannes muß sich stets gleich seyn, und seine Handlungen müssen, so zu sagen, auf einen Ton hinauslaufen. Man kann beynahe behaupten, er sey das in Gesellschaft, was ein geschickter Musikus in seiner Kunst ist. Man erkennt deßhalb große Gaben nicht allein in der Vollkommenheit, mit der er seine Stimme spielt, sondern wir sind ihm auch die ganze Harmonie des Konzerts schuldig, das er gleichsam belebt, und dessen Uebereinstimmung er selbst eingerichtet hat.

Es gehört also mit zu den Pflichten eines wohlgesitteten Menschen, daß er uns niemal zu übertreffen suche, und daß er so, wie es die Gelegenheit erfordert, seinen Witz erhebe oder sinken lasse, und jene Gaben sorgfältig verberge, bey denen die unsrigen zu kurz kommen würden; daß er in den Tugenden, die ihn auszeichnen, eine vollkommene Gleichheit festsetze; daß er sich endlich

gänzlich nach dem Geschmack und Witz derjenigen richte, mit denen er umgeht. Auch muß er sich bestreben, mit den Vortheilen seines Geistes körperliche Schönheiten und Reinigkeit zu vereinbaren. Ich will damit nichts anders sagen, als daß eine richtige Gleichheit in den Theilen seines Körpers herrsche, und der Anzug seiner Denkungsart entspreche.

Alles, was ein liebenswürdiger Mann thut und sagt, muß Geschmack haben; denn im Reden und Thun, giebt es eben so einen Geschmack, als in der Malerey, Baukunst und Musik. Mit Geschmack reden, heißt, in der Gesellschaft nichts als klare, richtige und kurze Begriffe hervorbringen, sich mit eigenen und passenden Worten ausdrücken; unter denselben eine gewisse Ordnung und Gradation festsetzen; die Gedanken anderer mit Feinheit erläutern und entwickeln; allezeit nach Beschaffenheit der Sache antworten; alles Fremde zum Stoffe nicht gehörige vermeiden; die Aufwallungen der Einbildungskraft mäßigen. Mit Geschmacke reden; heißt: mehr Witz anzeigen, als verschwenden; der andern ihren hervorlocken; uns nach der Gemüthsart und dem Charakter der übrigen richten; das Wort endlich nicht stets alleine führen, und sich sorgfältig hüten von sich selbst zu reden. Mit einem Worte, der liebenswürdige Mann muß alle Regeln der Klugheit, die der gesellschaftliche Umgang erheischt, genau befolgen.

* * *

Eudox besitzt alle Tugenden, ohne die Fehler, die ihnen nahe kommen, an sich zu haben. Er ist angenehm ohne Abgeschmacktheit, gefällig ohne Niederträchtigkeit, höflich ohne Zwang, wahr und aufrichtig ohne Strenge, und wohlthätig ohne Ruhmredigkeit; er ist alles, was er seyn will, und nichts als das, was er seyn muß. Die Ehrfurcht der Menschen erhält er durch sein Ansehen, ihre Achtung durch seine Tugenden, ihre Liebe durch seine Sittsamkeit, ihre Zuneigung durch seine Großmuth. Sein Gemüth ist immer dasselbe; sein Charakter sich allzeit gleich; liebkosend seine Blicke; ungezwungen jede Gebärde; sein Gang edel; gefällig jede Bewegung, die Stimme angenehm und wohlklingend; die Rede deutlich und fein. Wenn er redet, so sagt er nichts, als was er sagen muß, und sagt es so, wie es gesagt werden muß. Wenn er wirkt, so wirkt er mit Annehmlichkeit. — Er ist ein Weltbürger; alle Menschen sind seine Freunde und Brüder. Seinen Reichthum braucht er, Dürftigen damit zu helfen: sein Ansehen, Unglückliche zu schützen. Da er ein guter Verwandter, ein wahrer Freund, ein treuer Unthan ist, so erfüllt er die Pflichten der Gesellschaft aufs genaueste. Das Wohl des Staats ermuntert ihn; die angenehmen Eindrücke der Natur machen ihn empfindlich; das Unglück seines Nebenmenschen rührt ihn, und erregt sein Wohlthun. Ist Eudoxus nicht ein liebenswürdiger Mann?

Charakter eines Andächtlers.

Der Andächtler ist ein Mann, der falsche Begriffe von der Religion hat; der sich einbildet, daß das Murmeln Andacht, und das Plappern Gebeth sey. Seine Zunge ist gewöhnt, sich in gewissen Stunden zu bewegen, und in dieser Bewegung fühlet er eine Lust, die er um alles in der Welt nicht versäumen wollte. Ohne Rosenkranz und Bethbuch kann er nicht bethen, auch sagt er, daß seine Andacht ganz kalt sey, wenn er sein gewöhnliches Gebethbuch zu Hause habe liegen lassen.

Im Wispeln findet er ein ganz unbegreifliches Vergnügen; er bethet täglich das lateinische Offizium, obwohl er kein Wort der lateinischen Sprache versteht; allein dieses macht nichts zur Sache; denn er sagt, daß die lateinische Sprache viel angenehmer auf der Zunge sey, als die deutsche.

Der Andächtler ist Stunden lang in der Kirche, und geht nicht eher nach Hause, wenn auch das dringendste Geschäft seiner wartet, als bis er seine sechs oder sieben Gebethbücher abgefertigt hat. Das Kerzenweib und der Hundspeitscher sind aus dem Zirkel seiner bekanntesten Vertrauten; mit diesen, wenn keine andere Person in der Kirche ist, unterhält er sich über die bösen Zeiten zu schmähen, und zuweilen ein Gott Lob, daß ich nicht bin wie dieser und jener hinzuzusetzen.

Ein armer Mensch geht durch die Kirche, es glischt ihm ein Fuß aus, und er bricht sich ein Bein. Er fleht um Hilfe, allein der Andächtler kümmert sich nicht um den Elenden: weil er seine Andacht noch nicht vollendet hat, so kann er seinem Nächsten nicht beyspringen. Binnen der Zeit trägt man den Elenden fort, und der Andächtler schmähet auf den Unglücklichen, der ihn in seiner heißen Andacht stören mußte.

An Sonn = und Feyertägen ist er fleißig in der Predigt, und er höret auch keinen Redner lieber, als den, der recht schmähen kann. Wenn die Sermon vorüber ist, so sieht er im Nachhausegehen jeden mit schiefen Blicken an, den er sich einbildet, daß ihn der Prediger vermeynt haben könnte.

In seinem Hause ist der Andächtler äußerst nachläßig, er versäumt die Erziehung seiner Kinder, und schmäht immer über sein hauswirthschaftliches Weib, daß sie nicht täglich eben so viel Gebether abfertiget, wie er.

In seinen Berufsgeschäften kömmt er meistentheils zu spät; denn wo eine Kirche und eine Bildsäule ist, muß er sich nothwendiger Weise verweilen.

Was seine Ehrlichkeit anbelangt, so macht er sich nicht viel Nachdenkens über die Sache. Sollte er auch dort und da einem unrecht gethan haben, so schließet er selben des Abends schon wider fleißig in sein Gebeth ein.

Er spricht immer von Religion und Gottesliebe, und ist ein Böswicht in seinem Herzen.

Er hasset alle Menschen unter dem Vorwande, daß sie keine guten Christen sind. Er verfolgt seine Feinde, statt selben nach Christus Lehre zu verzeihen, denn sie sind Gottesfeinde, sagt er, und diese muß man ausrotten.

Zu allen Lastern, zu allen Schandthaten ist der Andächtler aufgelegt; denn er hält sein Gewissen einer Schreibtafel gleich, auf welches man mit der Kreide alle Schandthaten hinschreiben, und mit dem Gebethe, wie mit einem Schwamme, wieder auslöschen kann.

Er stiehlt, und giebt Almosen; er raubt, und bereichert die Kirchen; er mordet, und bauet Altäre; er verläumdet und bethet; er hurt und geißelt sich; er verführt die Unschuld, und trägt härene Kleider: welche Abscheulichkeit! — O ihr Heuchler! ihr seyd die, über welche Christus den Fluch sprach, und ausrief: Wehe euch Gleißner!

Der Gleißner mit System.

Der Gleißner mit System ist der größte Bösewicht, den es unter der Sonne geben kann, er trägt die Masken der Ehrlicheit, der Tugend, und der Religion, um desto sicherer seine Bosheiten ausüben zu können.

Er ist immer bereitet zu schaden, hasset jeden unversöhnlich, der seine boshaften Minen entdecket, die er heimlich gräbt, und ist fähig alle Niederträchtigkeiten auszuüben.

Er

Er liegt ausgestreckt in der Kirche vor dem Ewigen, und seine Seele schmiedet Entwürfe zum Mord und Verderben seiner Mitbrüder.

Er bethet mit zum Himmel gehobenen Händen, in derjenigen Stunde, zu Gott, in der er den Stahl geschliffen hat, um ihn in seines Bruders Herz zu stossen.

Eine Thräne steht in seinem mitleidigen Auge, er sieht seinen Nebenmenschen mit gerührtem Herzen leiden und sterben — und er ist selbst der abscheuliche Mörder, der ihn tödtet. Er weiß seine Schadenfreude unter einer gewissen Ernsthaftigkeit — seinen Haß unter sanften Lächeln — und sein Gift unter herzstärkenden Getränken zu verbergen.

Sein ganzes Studium, auf welches er sich verlegt, ist zu betrügen. Seine Wissenschafft besteht in äußerlichem Schein, und seine Tugend in einer glänzenden Larve.

In den Häusern, in die er sich einschleicht, sucht er alles sich unterwürfig zu machen — herrschen, nnd nicht zu herrschen scheinen — bitten, und doch gebiethen, dieses liegt in seinem Plane.

Seine erste Bemühung ist die herrschende Leidenschaft derjenigen auszuforschen, deren er sich zu seinem Plane bedienen will. Der Herr des Hauses oder die Frau vom Hause müssen die ersten Personen seyn, an die er sich waget.

Der Schleyer der Religion, der seine boshafte Stirne deckt, sein zur Erde geschlagenes

Aug, und sein langsames Sprechen sind die ersten Waffen, deren er sich bedienet, um das Zutrauen zu seiner Scheinheiligkeit zu erobern.

Der Umgang mit tückenlosen Seelen lehrt ihn bald ihre Schwäche kennen, und dieser bedient er sich um sich festzusetzen.

Der Herr vom Hause ist zum Beyspiel ein Spieler — die Frau vom Hause trinket gern, der Gleißner weiß von diesen Leidenschaften Gebrauch zu machen, um ihre Liebe zu erwerben. —

Sie spielen gerne, sagt er zu dem Mann: und es ist ihnen auch vom Herzen zu verzeihen, sie sind ein Mann mit vielen Geschäften, es ist Pflicht sich zu erholen. — Sie thun auf so vielen Seiten Gutes, warum sollen sie nicht auch eine Ergötzlichkeit haben? wenn sie auch etwelche hundert Thaler verspielen, was macht das zur Sache — es ist ja ihr Vergnügen, und Vergnügen ist der Menschen Gesundheit, es ist besser, als wenn sie es dem Arzte geben müßten.

So spricht er, und der gute Herr vom Hause ist ihm nun schon von ganzer Seele gut — weil er ihn in seiner Leidenschaft stärkt.

Nun kömmt der Gleißner zu der gnädigen Frau — sie trinken, Madame! sagt er, und wenn sie erlauben; so will ich mit ihnen trinken — der Wein ist doch das herrlichste Geschenke der Gottheit, er erquicket unsere Seele. — — Gnädige Frau! lassen sie sich nichts abgehen — guter Wein ist Herzensstärkung. Für die Gesundheit muß der Mensch zum ersten sor-

gen

gen — und wenn man auch dort und da dem Guten zuviel thut; so muß man doch denken, daß sie an guten Werken auch vieles thun, sie geben viel den Armen, und wenn sie mir diese Gaben anvertrauen wollen, so will ich sie schon so austheilen, daß sie ihnen doppelte Verdienste bringen sollten. —

Trefflicher Mann! spricht die Frau, und läßt eine Bouteille nach der andern aus dem Keller bringen. Sie sprechen dann von der Andacht und Gottesfurcht — schmähen über die Hälfte der Stadt, bis endlichen die Madame voll heiligen Eifers über den Sessel hinabfällt, und betrunken zu Bette getragen wird.

Es kömmt nun der Morgen, und Herr und Frau herzen sich nun von ganzer Seele, und preisen die glückliche Stund, in der sie so einen Herzensfreund fanden, wie unsern Gleißner.

Nun hat er das ganze Zutrauen. Er weiß jedes Familiengeheimniß, und nun arbeitete er an dem Plane sich unentbehrlich zu machen. Er unterlasset nicht sich die genaueste Einsicht in ihrer Wirthschaft zu erlangen, er erbiethet sich gar täglich mit den Domestiken abzurechnen. Er weiß jeden Pfennig, der eingenommen wird, und jeden Heller, der ausbezahlt wird. Nun sind Diener und Mägde auch unter seinem Gebiethe, und seine Herrschaft fängt sich schon im Stillen zu gründen an.

Er sieht, daß der Sohn vom Hause einen aufgeweckten Verstand hätte, und seine erste Sorge ist das aufkeimende Genie zu ersticken, denn dies-

ses gehört zu seinem Plane. Im ganzen Haus vom Herrn bis zum Stallbuben, darf keiner mehr Verstand haben, als unser Gleißner — das gehört wieder zum System, denn sonst würden sich seine Kniffe bald entdecken. Dumme Hofmeister, die seine Speichellecker abgeben können, werden daher zur Auferziehung des jungen Herrn vorgeschlagen, und Papa und Mama begnehmigen es mit höchstem Wohlgefallen.

Die Erziehung der Fräulein Tochter, die ein ganz gut gewachsenes Mädchen ist, behaltet sich der Gleißner selbst vor, denn er hat seine Absichten dabey, die wiederum zum System gehören.

Das Mädchen erwuchs, allein zum Unglück unsers feinen Erziehers gab ihr die Mutter Natur kein Herz, das für ihren Herrn Hofmeister fühlbar ist — sie liebt einen jungen hübschen Menschen, da nun dieses gar nicht zum Haussystem gehört, so muß das arme Mädchen ins Kloster.

Ein weitschichtiger Freund, und reicher Geizhals hat Anträge auf das Vermögen dieser Familie, und steckt sich unter den Hausfreund, und verspricht ihm ansehnliche Summen. Sein Anschlag ist nicht vergebens, denn der Gleißner weiß die Sache bey den Aeltern so weit zu bringen, daß das Mädchen eine Nonne, und der Junge ein Mönch werden muß. Nun ist sein System ausgeführt, und mangel nichts mehr als daß Herr Papa und Frau Mama noch die Güte haben möchten aus der Welt zu gehen. Allein auch dieses ge-

geschieht, er stellt die Frau ihrem Mann als eine abscheuliche Vollsäuferinn vor, und den Mann der Frau als einen verschwenderischen Spieler. Uneinigkeit mischet sich bald unter sie, sie zanken täglich und stündlich. Der Mann erkrankt, und der Hausfreund läßt ihn durch einen Roßarzten zu todte kuriren. Nach seinem Tode entdeckt er der betrogenen Frau mit höhnischen Minen sein ganzes System, die sich hierüber zu todt ärgert.

Der reiche Geizhals bemächtigt sich des Vermögens dieser unglücklichen Familie, Sohn und Tochter schmachten im Elende, und der Gleißner genießet die Früchten seines Sieges.

Solche niedrige und abscheuliche Abendtheuer von Menschen giebt es, Brüder! seyd auf eurer Hut gegen die, die diese Larve der Tugend tragen. Sie kriechen um eure Freundschaft zu erwerben, gebiethen, wenn sie eure Schwachheit kennen, und herrschen, wenn sie euch unterjochet haben.

Leset und leset wieder diese charakteristischen Züge, und ihr werdet die Ungeheuer kennen, wenn sie es wagen sollten, sich zu verlarven. Der Mann, der nicht mit freyem Auge dem andern wieder ins Auge zu sehen traut — der sich bückt, und gewisse sonderliche Ausdrücke in einer lang — samen ab — gemesse — nen Sprache führt, der ist schon sehr verdächtig. Edle Ungezwungenheit ist der Hauptzug in einer ehrlichen Seele.

Vom Aberglauben.

Charakter eines Abergläubischen.

Der Mann, der keine deutliche Begriffe von der Religion hat, der die Natur und den Menschen nicht kennt, ist meistentheils abergläubisch. Timant ist unter diese Reihe zu setzen: er geht niemals in die Gesellschaft, ohne daß er nicht einige Hexen- und Zauberhistörchen erzählt, und von der Unartigkeit der Gespenster predigt, die ihn manchmal des Nachts über belästigen: er vergißt nicht zu sagen, daß er an einem Sonntage gebohren seye, und da die Sonntagskinder meistentheils nur allein dergleichen Erscheinungen haben; so widerlegt er alle Gründe der Philosophie, mit dem einzigen Worte: mein Herr! sie sind kein Sonntagskind.

Es ist kein Ort in der Stadt, wo es nicht spuckt, von welchem er nicht wichtige Anekdoten zu erzählen hat. Er versichert, daß er in Augsburg die Wehemutter in der Gestalt eines schwarzen Kalbs, und in Ingolstadt den Teufel mit einem Stuck hinter den Mäuern habe selbst Wache stehen gesehen. — Mit feurigen Männern hat er auch schon schreckliche Auftritte gehabt, er hat mit leibhaften Augen gesehen, wie sich einige herumpalgten, daß die Funken davon sprangen, andere nahmen sich gar die Freyheit heraus unangesuchter ihn bis nach Haus zu begleiten, aber,

Gott

Gott sey Lob! sagt er, daß ich dieses nun alles erfahren habe, jetzt bin ich's versichert, daß mir kein Geist mehr auf die Nähe kömmt, ich trage seit zwey Jahren Teufelsdreck in Scharlach eingenäht in meiner Hosentasche, und seit dieser Zeit her bin ich nicht mehr belästiget, auch hat mir ein Zigeuner einen Spruch gelehrt, von welchem alle Gespenster sogleich fliehen, ich darf nur sagen: Harum parum Riparum, ich versteh zwar diese Worte nicht, allein in Verbis Herbis & Lapidibus est magna vis, und der Glauben macht halt das meiste. Ich danke auch Gott, fährt er fort, daß ich verschiedene Contra pacta weis, die ich seit einigen Zeiten von Kunsterfahren erlernt habe. Wenn ich am Morgen aufstehe; so räuspere ich mich dreymal gegen Aufgang, und dreymal gegen Untergang, und schütte ein Glas Wasser über mich aus. Bey der Tafel stecke ich immer den Daumen durch den mittern und durch den Zeigfinger, und mache eine Feige, wie mans nennt, denn dieses ist gar ein großes Contra pactum, auch wenn mir wer zweydeutiger begegnet; so rufe ich fünfmal — Saudreck — Saudreck — denn dieses kann der — — der Schwarze gar nicht ausstehen, und so beschütze ich mich vor Hex- und Zaubereyen. — So spricht der aberglaubische Timant, und läßt sein Zimmer täglich mit Heublumen ausräuchern, daß man vor Gestank davon laufen möchte. Seine Magd, die gute Crisilde wird von dem Geruch ganz betäubt, sie fällt in Ohnmacht, und

Timant zweifelt gar nicht mehr, daß sie eine Hexe seye, er jagt sie aus dem Dienste, und prophezeiht ihr, daß sie noch sicherlich werde verbrennt werden.

Wenn Timant auf der Gasse geht, so sind seine Augen immer zur Erde geheft: zween Strohhalmen, die über die Querre am Wege liegen, eine Elster, die an der Strasse sitzt, oder ein Ziegenbock, der ihm entgegen kömmt: alles ist Teufel, Hex und Drude. Er ist so vergeistert, verhexet und verspensterisiret, daß er wirklich selbst, wie einer der ersten Hexenbanner aussieht.

Die Katzen und die Haasen sind bey ihm in sehr schlechtem Ruf, denn meine Großmutter, sagt er, hat nicht einmal eine Hexe in eine Katz, und eine Unhold in einen Haasen verwandeln gesehen. Behüte uns Gott von dergleichen Thieren — — Sein Budel muß alle Tage Weihwasser saufen, und sein Rennpferd wäscht er mit geweihtem Wein, und füttert es mit Lukaszetteln, übrigens ist Timant ein ganz unordentlicher Mensch, und wenn ihr ihm seinen Hexenrauch, seine Lukaszetteln, und seinen Wein nehmet, so habt ihr ihm seine ganze Religion genommen.

Dieses ist der Charakter eines Abergläubischen. Es ist vielleicht zu viel von mir und zu frühe gewagt, daß ich euch dieses Bild schildere. — Ich weis es, liebe Bürger! daß noch viele von euch mit ganzer Seele an abergläubischen Sachen han-

hangen, daß Hexen, Druden und Gespenster noch eure Steckenpferde sind, auf welchen ihr noch so gerne herumgauckelt.

Es ist aber auch was so herrliches am stillen Abend bey der disternen Lampe Zauberhistörchen erzählen zu hören, und das Wunderbare ist uns so lieb, daß es uns wahrhaft verdrießen würde, wenn solche Geschichten nicht wahr seyn sollten.

Es liegt auch vieles daran, daß ihr dieses alles glauben sollet, denn wie würde es mit den Hexenbannern, mit den Schatzgräbern, mit den Spiegelsehern, und den Wahrsagern aussehen.

Liebe Leute! nehmt die Decke von eurem Aug, und laßt euch doch nicht so erbärmlich betrügen. Ich will euch diese Schurken kennen lernen, und euch durch Vernunft und Religion belehren, wie ihr vernünftig über solche als Menschen und Christen denken sollet.

Es ist wahr, es giebt viele Sachen in der Welt, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt: allein es giebt auch sehr viele Sachen, die nur unsere Einbildung zum Grunde ihrer Entstehung haben. In der Natur liegt so viel Verborgenes, und Wunderdinge entstehen für den Unwissenden. Die Optik, Magnet, die Elektricität, die Mechanik, die Kräuterkunde, die Kenntnisse der Ausdünstungen von Blumen und Pflanzen, und ihre Wirkung auf die Einbildungskraft, alles dieses kann Erscheinungen bewirken, die über die Sphäre des gemeinen Mannes sind.

Ich hab viele Zeiten hierüber nachgedacht, gelesen, und Versuche gemacht, und will euch Wunderdinge erzählen, wenn ihr mich mit Gelassenheit anhören wollet: —

Ich liebe das Wunderliche, und bin gerne bey sonderlichen Auftritten: wo ich gehört habe, daß es Geister, Gespenster und Hexen gebe, bin ich gerne hingegangen, nicht aus Frevel, sondern um der Wahrheit nachzuspüren, und meinem lieben Mitbürger aus Erfahrung rathen zu können. — Ich bin noch jede Stunde bereit in zusammengefallene Schlösser, in Einöden, Wüsteneyen hinzugehen, wenn es um eine Sache zu thun seyn soll, an welcher es der Menschheit gelegen ist. — Ich hab mit Taschenspielern und Festmachern, mit Schatzgräbern und Spiegelsehern Bekanntschaft gemacht, und hab bisher noch keinen entdeckt, der nicht ein Erzschurke war. —

Ich will euch, liebe Bürger! alles haarklein erzählen, und alsdenn wollen wir in Sachen, die euch wunderlich und unbegreiflich vorkommen sollen, auf die Natur zurückgehen, und das Wunderliche aus dem Natürlichen lernen.

Liebe Mitbürger! ich verwerfe nichts, von welchem ich nicht die deutlichste Ueberzeugung habe, ich finde, daß es Thorheit und Stolz ist, alle Sachen ohne Grunde platterdings zu verneinen. Es ist leicht zu sagen: es giebt weder Geister noch Gespenster, aber überzeugend beweisen ist es härter: ich glaube, daß der vernünftige Mann so denken soll.

Die Natur hat tausend Sachen, die ein Schleyer für des Menschen Augen verhüller, meinetwegen kann es solche Wesen geben oder nicht, giebt es einige, so hat sie Gott zu seinen heiligen Endzwecken nöthig, denn was in der Schöpfung ist, ist zum Wohl der Geschöpfe, keine niedrige Furcht soll mich also nie herabwürdigen, denn auch ich bin Gottes Geschöpf, für den der Allmächtige sorgt; was mir also in der Welt wunderlich scheint, will ich untersuchen, um die Güte meines Gottes desto beßer kennen zu lernen, was soll mir also widriges begegnen? sollen Geschöpfe mehrer Macht haben, als der Schöpfer, der mich schützet? o gewiß nicht, vielleicht komm ich auf Entdeckungen schändlicher Betrüger. — — Wenn ich aber auf keine Betrügereyen käme, wenn wirklich ein Wesen existirte, welches einer andern Natur wäre, welches wie Hamlets Geist in mitternächtlichen Stunden herumgleitete; — je nun, so will ich es anreden, will sagen: — Bruder Geist! — Du bist ein Kind des Schöpfers wie ich. — Endzweck muß deine Existenz seyn — ich beschwöre dich durch die Gesetze der heiligen Natur — Kannst du mich zu höhern Kenntnissen der Gottheit leiten, so thue es, wo aber nicht; so sag mir, in was meine Pflichten gegen dir bestehen, und ich will sie erfüllen — so wollte ich sagen, und ich versichere euch, Bruder! daß, wenn ein Doemon selbst aus dem Mittelpunkt der Finsterniße auf dieser Erde umher wandeln könnte, daß er mir antworten müßte, und antworten würde.

So denke ich — und diese Denkart beruhigt mich. — — Ich finde, daß sie sich mehr in Vernunft und Religion gründet, als die Denkart witziger Spötter, die über alles in Gesellschaften lachen, und über das Rauschen eines Mückenflügels in der Einsamkeit zittern. —

Ich kannte einen Mann, der die Profession eines Freygeistes spielte — der muthig wie Scanderbeg war, wenn er bey vollen Gläsern saß, und wie Esbenlaub zitterte, wenn eine Maus auf seinem Schlafzimmer nagte.

Ich vergesse die Stund nicht, in der er einsmal bey der Nacht — als Jemand an der Thüre klopfte, den Weihwasserkessel nicht mehr verließ, aus Furcht, der Teufel möchte ihn durch die Lüfte davon führen. — Solche Helden sind meistentheils die, die über alles lachen, und nichts untersuchen.

Auch kann ich hier die sogenannte Starkgeisterey der Damen nicht unangeführt lassen, auf ihren Toiletten liegt Voltaire, Helvez, l'Evangelie du jour &c. — sie spotten mit einem witzigen Abbée über die Religion — und lassen sich von einem alten Weib die Karten aufschlagen, um Dinge der Zukunft zu erfahren. Welch ein starker Geist, dem ein altes Weib seine Richtung giebt! Aber nun zur Sache, und zu vorläufigen Erzählungen.

Der Teufel als Geisbock.

Eine wahre Geschichte.

Ich hielte mich vor einigen Jahren auf einem Schloß auf, wo ich das Vergnügen des Herbstes genoß. — Die Güte des Innhabers erlaubte mir zum Vergnügen eine Unterhaltung zu wählen, und ich erwählte mir die Jagd. Frühe am Morgen war ich auf, und gieng mit einer Flinte und einem Buch in Walde. Hundert Schritte weit vom Schlosse, da lag ein altes Gebäude, das von Niemand mehr bewohnt war. Nur den Sommer und Herbst über schliefen die Arbeitsleute darinn, weil der Graf bauete.

In diesem Gebäude befand sich eiu Saal, in welchem zwey Malersgesellen des Tages über arbeiteten, und des Nachts auch schliefen.

Einst als ich früh auf die Jagd gieng, und der Tag erst zu grauen anfieng; so sah ich eine weiße Figur außerhalb dem Fenster dieses Saales auf einem hölzernen Dächlein, das ober der Thüre war, sitzen. — Die weiße Figur reizte meine Aufmerksamkeit, und ich näherte mich dem Gebäude, und rief es an: —

Ich. Was ist da?

Ein Malersgesell. Ich bin's, um Himmelswillen gnädiger Herr!

Ich. Zum Geyer, was macht denn er ausser dem Fenster auf dem Dach, und noch dazu im Hemd, da der Luft so rauhe ist?

Bayerische Staatsbibliothek München

Malergesell. Der Teufel hat mich aus dem Saale gejagt — ich bin halbtodt — helfen sie mir.

Ich. Einbildung — was hätte der Teufel beym Maler zu thun, geh er hinein — und laß er sich nichts träumen. —

Malerg. Um Gottes Barmherzigkeit, gnädiger Herr! helfen sie mir vom Dache herab — ich geh nicht mehr in den Saal zurück, wenn es tausend Leben kosten sollte.

Ich. Wo ist sein Kamerad?

Malerg. Ich höre ihn nicht mehr, ohne Zweifel hat ihn der Teufel schon fort.

Je nun was wollte ich machen, ich gieng in das Gesindhaus, weckte einen Knecht auf, und erzählte ihm den Vorfall: der Knecht brachte eine Leiter herbey, stieg hinauf, und holte den Malergesell vom Dache — als der Malergesell auf der Erde war; so sah er aus wie eine Leiche, vor Schrecken konnte er kaum reden, man hörte nichts als immer — o der Geisbock — o der Teufel — o der Geisbock! daß mich Gott behüte — heiliges Kreuz — der Geisbock!

Wir brachten den Malergesell in die Bauernstube, und nach einer Weile, als er sich ein wenig erholte, fieng er so an: — den Schrecken können sie sich nicht einbilden, den ich heute Nacht gehabt habe — Gott hat mich noch bewahrt, sonst wäre ich schon seit fünf Stunden, weis nicht wo. —

Ich. Was ist ihm denn begegnet? —

Malerg. Gestern, als ich mit meinem Kameraden nach Hause kam, verrigelten wir unsere Thüre, und legten uns ruhig zu Bette. — Ich schlummerte kaum ein, als mir war, als wenn etwas an meiner Decke nagte, ich sah um, hob mich auf — und da — um alle lieber Heiligen Willen — und da — — — da war ein Geisbock — — — in meinem Zimmer, der mir starr ins Gesicht sah, und auf den hintern Füssen stande — ich — schrie gleich — der Teufel — — will mich holen — und mein Kamerad, der mit dem Teufel nichts zu thun haben wollte, warf mich zum Bette hinaus — — und da, als ich im Hemd auf der Erde lag — — stoßte der Geisbock — über zwanzigmal auf mich — daß ich — wie sie sehen können — — ganz gelb und blau bin — endlich — hab ich mich halt zum Fenster hinausgeflüchtet.

Ich. Aber mein lieber Freund! eurer ganzen Erzählung nach; so ist eure Erscheinung ein wirklicher Ziegenbock gewesen.

Malerg. Das wäre mir der rechte Ziegenbock — daß uns Gott behüte von dergleichen.

Dem Malergesell war einmal die Sache nicht mehr aus dem Kopfe zu bringen, wir ließen ihn also in seiner Meynung, und wollten seinen Kameraden abholen. Wir kamen an die Saalthüre, aber vergebens war alles Klopfen und Pochen: er ließ sich nicht hören, was war also zu thun — wir mußten über die Leiter hinauf,

und zum Fenster hinein: als wir im Zimmer waren, ruften wir wieder vergebens, denn der Kerl lag bis über den Kopf unter dem Bett. Wir zogen die Decke von ihm, und endlichen auf vieles Zureden öffnete er die Augen, und erzählte uns, wie der Vorige die Geschichte des Ziegenbocks. Der arme Mensch war vom Angstschweiße so naß, als hätte man ihn aus einem Wasser gezogen. Wir suchten den ganzeu Saal aus, und fanden nicht die geringste Spur von einem Ziegenbocke.

Der Tag gieng also vorüber, ohne daß wir noch wußten, wie wir an der Sache waren, endlichen wurde es Nacht — die zwey Malersgesellen protestirten schon vor hinein, und sagten: sie wollten eher unter freyem Himmel, als im Saale mehr schlafen. Endlich ließ sich der Dienstknecht überreden, und äußerte sich, daß er die Nacht über im alten Gebäude schlafen wollte.

Es war bereits 11 Uhr Nachts vorüber, und wir begleiteten den Knecht in Saal, der alles verrigelte, und sich zu Ruhe legen wollte.

Wir waren noch kaum im Schlosse zurück, als es Lärm abgab, und der Knecht lof in die Scheuke: und erzählte, daß der Geisbock schon wirklich wieder im Saal war. Wir eilten so geschwinde als wir konnten wieder ins alte Schloß, als wir aber hinkamen; so stunden die zween Malersgesellen schon wirklich mit großen brennenden Kerzen vor der Thüre, und der Kapellan schrie immer in Saal hinein: ego te conjuro &c.

ich beschwöre dich — allein keiner von den dreyen getraute sich einen Schritt in Saal zu machen.

Mittlerweil, als diese drey so exorcisirten, holte der Knecht die Leiter, damit wir zum Fenster hineinsteigen konnten. Der Knecht stieg mit einer Leiter voran, und ich folgte ihm, wie erschrack ich aber nicht, als der Knecht mit einem jämmerlichen Geschrey über die Leiter hinunterstürzte, und mich auch zu Boden schlug. —

Was ist's denn um Himmelswillen!

Knecht. Was wird es seyn? als ich zum Fenster hineinsah, so bockte der Teufel gegen mich her, und stieß mich so an die Stirne, daß ich über die ganze Leiter hinunterstürzte. Und auch wirklich der Knecht hatte eine große Contusion an der Stirne. —

Das ist ein grober Teufel, sagte ich — beym Henker ja! erwiederte der Knecht, und einem natürlichen Ziegenbock so ähnlich, als ein Ey dem andern. —

Der Knecht verlor ungeachtet seines ziemlichen Andenkens den Muth nicht, und wir stiegen wieder mit einander zum Fenster. Wir öffneten es, stellten die Laterne in Saal — und da sahen wir, wie ein natürlicher, verhungerter Geisbock die alten Brodkrümel, und das übergebliebene Salz vom Tische leckte. — —

Nun rief der Knecht, müssen wir auch noch einen Spaß haben. Und mittlerweil, als der Capellan und die Malersgesellen den Geisbock im-

mer conjurirten; so eröffnete der Knecht ganz leise die Thür, und löschte das Licht in der Laterne im Saal aus. —

Nun wird — der Geist antworten, rief der Kapellan, denn die Thüre öffnet sich schon von selbst — und da schrie er wieder aus vollem Halse: Conjuro te — Der Geisbock sprang im nämlichen Augeblicke zum Zimmer hinaus, welchen der Knecht mit einem Stecken hinausjagte, und der Kapellan nebst den zweenen Malersgesellen erschracken so an seiner Erscheinung, daß sie alle drey die Hälfte der Treppe hinunterstürzten. —

Wir kamen aber ihnen sogleich zu Hilfe, und überführten sie ihres Irrthums. —

Nun war der Teufel entdeckt, und es kam an die Frage, wie kam der Bock ins Zimmer? und das erfuhren wir auch. Hinterhalb der alten Spalier war eine Oeffnung im Saale, und eine heimliche Stiege, die rückwärts bis an den Damm des Grabens gieng. Ein altes Weib in der Nachbarschaft, die einen Bock und eine Ziege hielt, ließ ihr Thierchen des Nachts in der Stille auf die Weide, weil es bey Tage verbothen war. Der Ziegenbock kam von ohngefähr über die Stiege, von der Stiege durch die Oeffnung hinter der Spalier in Saale, und weil er dort Salz und schwarzes Brod fand; so machte er öfters seine Visiten, durch die er so viel Ungelegenheiten verursachte. — Auf solche Art giebt es mehre

Teu-

Teufelsgeschichten, die sich aufdecken, wenn man die Sache untersuchet. —

Ich kann auf diese Stunde den Kapellan nicht vergessen, der so ernsthaft auf den Geisbock, der doch kein Wörtlein Latein verstunde, hineinschrie: Conjuro te. Conjuro te. Und der gute Knecht fällt mir auch noch bey, der von dem geisbockischen Teufel einen so ziemlichen Stoß an die Stirne bekam.

So natürlich diese Geschichte ist; so möchte ich doch nicht wetten, ob nicht in manchem Ort der arme Ziegenbock doch noch unter die Inquisition käme — und vielleicht wurden sich in der Welt auch noch manche finden, die ihn als einen Diabolum in Geisbock transvestitum gar verbrennen ließen.

Eine weitere Geisbocksgeschichte.

In einer ländlichen Gegend ließ sich zu Nachtszeit von ohngefähr ein ganz feueriger Ziegenbock sehen, der das Dorf etlichmal auf- und abgalopirte. Die ganze Gemeinde war nicht in geringen Schrecken durch diese Erscheinung gesetzt. Es starb einige Tage zuvor der Verwalter vom Orte, und nun war die allgemeine Sage: daß der feurige Bock das richterliche Gespenst seye. — Ja, ja, sagten die Bauren, haben es uns wohl gedacht. — Er hat aber auch immer gerne auf die Mädchen geguckt, wir wollen für ihn bethen — was bethen, sagte ein altes Mütterchen —

für einen verdammten Geist bethet man nicht, und das ist er; denn alle Geister, die als Geisböcke herumgehen, sind aus der Hölle. — Nun man sprach Pro & Contra — allein mit dem Disputiren war der Sache nicht geholfen. — Niemand getraute sich mehr zur Thüre hinaus — denn einmal der feuerige Geisbock war keine Einbildung. Nach einigen Tagen blieb aber der Bock von selbsten aus — man sprach verschiedenes, einige sagten: der Herr Pfarrer hatte ihn verschworen, andere erzählten: er war nur ein durchreisendes Gespenst, das sich bey dem Nachgejaig frühe Morgens um Gebethläuten verspätet hat. —

Andere sagten, ein altes Mütterchen hätte den Verwalter erlöst.

Und ich sage, daß es ein natürlicher feuriger Ziegenbock war. — Wie, ein natürlicher Ziegenbock und feuerig? — Ja — und wie das? — Das will ich euch sagen, und ihr werdet es begreifen.

Wie man einen feuerigen Geisbock kann erscheinen lassen.

Man fängt einen Ziegenbock zur Zeit, in der die Böcke geil werden, welches meistentheils um Bartholomä herum geschieht. Wie mehr der Geisbock brünstig ist; desto beßer ist er zu dem Versuch zu gebrauchen: den Grad seiner Brunst kann man aus der Heftigkeit seines eckelnden Geruches erfahren.

Man

Man nimmt daher den geilen Ziegenbock, wenn man den Versuch machen will, und reinigt ihn mit einem saubern Schwamm mit Wasser und Brandwein.

Ist der Bock gereinigt und getrocknet; so wird er mit einem guten Bierbrandwein durchgehends naßgemacht, man bindet den Bock in einen Stall, mit dem Kopf auf, damit er sich nicht wälzen kann, und fährt des Tages etlichmal fort seinen Körper mit gutem Brandwein zu waschen.

Nach zween Tägen, in denen man jeden Tag den Bock zwey- oder dreymal mit Brandwein gewaschen hat, nimmt man die Erscheinung vor, welche Nachtszeit geschehen muß. Eine Stunde vor der Operation nimmt man zwey Maaß guten französischen Weinbrandwein, und überstreicht den ganzen Ziegenbock mit einem starren Borstenbinsel, bis alle Haare ziemlich durchgeweichet sind, man läßt den Bock trocknen, und führt ihn denn dorthin, wo man will. Soll die Erscheinung anfangen; so läßt man ihn in das Zimmer, und dupfet nur mit einer brennenden Kerze an ihn. — Der Ziegenbock wird sogleich ganz feuerig erscheinen, und über eine gute Stunde ganz brennender herumlaufen. Es geschieht dem Bock nichts, und er kann auch nichts anzünden.

Dieses Phoenomen ist auf die nämliche Art zu erklären, wie der Glanz der Johanneswürmchen, der Glanz des faulen Holzes, und der Bosphorn.

Wer hievon keine Kenntniß hat — schwört den Teufel gesehen zu haben.

Ich erzählte dieses Geheimniß einstens einem Pfarrer, und sagte ihm, sie sollten doch einmal diesen Versuch machen, um ihre Pfarrkinder zu überzeugen, daß dergleichen Erscheinungen oft ganz natürlich sind. Wenn ihnen das Geld für den Brandwein zu viel ist; so lassen sie auf die feuerige Bocksersceinung pränumeriren, ich bin vergewißt, jeder Bauer zahlt gerne einen Kreuzer, und denn ist die Auslag ersetzt. —

Behüte mich Gott, erwiederte der Pfarrer, daß ich je einen solchen Versuch machen sollte, wenn der Bauer einen Dukaten zahlte, so möchte ich es nicht thun. — Und warum das? erwiederte ich. —

Darum — schrie der Pfarrer, darum, weil mir der Teufel mehr einträgt, als die Bocksercheinung. — Das war impertinent — aber dem Himmel sey Dank, daß unsere Herren Pfarrer nicht mehr so denken.

Gedanken vom Aberglauben.

Der höchste Grad der Barbarey schließet ganz natürlicher Weise alle gesunden Begriffe von der Gottheit aus.

Verworrne und dunkle Begriffe erlauben dem Menschen nicht, daß er sich von dem höchsten Wesen solche Vorstellungen mache, welche seiner Würde, und seiner Hoheit angemessen sind. Al-

les, was einem rohen Verstand und einer aus-
schweifenden Einbildungskraft, groß, vortreflich,
und schön vorkömmt, ist für solche Völker ein Ge-
genstand der Verehrung. Die Römer verehrten
die Furcht als eine Göttinn, das Fieber als eine
Gottheit, und die Lacedemonier baueten dem Tod
Altäre.

Sie gaben den Göttern Leidenschaften, leg-
ten ihnen Haß, Rache und Zorn bey, und mach-
ten aus dem unbegreiflichen Wesen, das der Mensch
nur in tiefer Vernichtung anbethen kann, die lächer-
lichsten Figuren.

Der Mensch, der von Natur zum Nachden-
ken faul ist, befriedigt sich sogleich unbekannte
Erscheinungen der Natur übernatürlichen Sachen
zu zueignen, und daher wurde jeder, der un-
ter heidnischen Völkern große Dinge that, die
der Pöbel nicht verstunde, unter die Zahl der Göt-
ter gesetzt. Diese Leichtglaubigkeit der Völker
diente den Götzenpriestern sich in hohes Ansehen
zu setzen. Sie studirten die Geheimniße der Na-
tur; und wirkten Wunderdinge im Auge des be-
trogenen Pöbels. Daher entsprangen die Wahr-
sager, die Planetenleser, die Gekrösseher, die
Vogelschauer, und alle jene elende Betrüger, die
der gemeine Mann längst würde erschlagen haben,
wenn er sie nicht für geheimde Räthe des Jupi-
ters gehalten hätte. Die Propheten des Vogel-
geschreyes, (Augurs) waren in Rom im höch-
sten Ansehen, und die Wärter der heiligen Hüh-
nerkörbe genoßen die Unverletzlichkeit des Maje-

stätsrechtes. So schlief der Traumdeuter auf der Haut eines geopferten Widders, und weissagte aus den Wiehern eines geheiligten Schimmels.

Der Nekromant beschaute die Leichen. Der Skimant beschwor den Schatten der Verstorbenen. Der Pyromant las das Schicksal der Menschen im Feuer. Der Areomant weissagte aus dem Meteoren. Der Hydromant aus dem Wasser. Der Geomant aus den Umrissen und Punkten der Erde. Der Chyromant aus den Falten der Hände.

Kurz die listigen Betrüger erfanden verschiedene griechische Nämen, und heiligten ihre Schurkereyen durch Worte, die nicht jeder verstunde.

Der rohe Haufe des Unwissenden Volkes war in allen Ländern, und zu allen Zeiten abergläubisch. Er fürchtete Gott im Donner als wie der Sklave die Geisel, ohne ihn zu lieben und zu erkennen, und boshafte Ponzen nährten diese Furcht, und machten das gütigste Wesen zum Tyrannen.

Der Mensch erhob kaum seine durch die Last des Aberglaubens bis in Schlam gedrückte Stirne, und sah umher um die Natur zu bewundern, als Götzenpriester ihn schon zum Altar schleppten, um die erzörnten Götter, wie sie sagten, mit seinem Blute zu versöhnen.

Selbst die Heiligste der Religion könnte den so tief eingewurzelten Irrthum nicht aus den Herzen der Menschen bringen. Die bekehrten Hei-

den,

den zitterten vor nächtlichen Kobolden und Hexen, und Zauberer waren im Mittel von christlichen Völkern.

Die Morgenröthe der Naturlehre erwachte, aber wer konnte es wagen, den dummen Pöbel seiner Täuschung zu überzeugen. Da Spanien den ersten Marionetenspieler zum Scheiterhaufen verurtheilte.

Wer dürfte es wagen, sage ich, Klarheit auszustreuen, da den halben Welttheil Finsternisse bedeckten, und die geweihten Kinder der Nacht — mit Feuer und Schwert die profanen Söhne des Lichts verfolgten.

Die Vernunft behauptete aber immer ihre Rechte, und von der Sonne der Aufklärung flohen die dunkeln Wolken der Nacht des menschlichen Unverstandes mit ihrem Gefolge. So flieht am Morgen der nächtliche Schatten, begleitet von scheuslichen Fledermäusen, nächtlichen Kaunzen und Eulen. Nur sitzt noch dort und da auf blätterlosen Eichen, oder auf einem ländlichen Kirchthurme, oder auf den einsamen Gemäuern eines Klosters, ein trauriger Nachtvogel, der noch sein Sterbelied heult, weil sein Aug die Strahlen der Sonne nicht erträgt. — Unbemerkt sitzt er, und heulet: sein trauriges Lied stört den Vernünftigen nicht, nur noch Kinder und Ammen fliehen von seiner gräßlichen Stimme, und erwarten mit Schrecken seine Bedeutung.

Der Schatz.

Ich war einst auf der Jagd, und ein Gärtner eines Cavaliers war mein Begleiter. Spät am Abend war es schon, als wir durch einen dunkeln Tannenwald giengen, und unsern Rückweg nach Hause machen wollten — ah — fieng der Gärtner zu seufzen an, wenn ich doch auch so glücklich seyn könnte, einen Schatz zu finden. — Wie kömmt er, erwiederte ich, nun so auf einmal auf den Gedanken eines Schatzes?

Gärtner. Ich will es Ihnen sagen: wissen Sie wohl, daß wir ganz nahe am weißen Berge sind —

Ich. Am weißen Berge?

Gärtner. Ja, und wissen Sie auch — daß auf diesem Berge — der nur hundert Schritte von uns liegt, ein großer Schatz begraben liegt, und den schon viele hundert Personen von Weiten in der Gestalt eines glühenden Kohlhaufen gesehen haben. Wenn die Gebethszeit vorüber ist, so kann man es wagen?

Ich. Warum hat es denn der Herr noch nie gewagt?

Gärtner. Ja ganz allein hab ich es nicht wagen wollen, wenn Sie aber mitgehen wollen, so bin ich dabey. —

Ich. Von Herzen gerne.

Gärtner. Aber fürchten Sie sich nicht?

Ich. Warum sollte ich einen Schatz fürchten?

Gärt-

Gärtner. Ja den Schatz fürchte ich auch nicht; aber den Teufel, der ihn hütet.

Ich. O! dieser hat nichts zu bedeuten, wenn wir mit ihm höflich sind, so wird er sich schon raisonable finden lassen. —

Gärtner. Ja — aber spassen müssen Sie nicht?

Ich. Nicht im geringsten, gehen wir nur.

Der Gärtner geht voran, und führte mich einen schrecklichen Weg durch Hecken und Dorngebüsche. Endlich nach einer ganzen halben Stunde kommen wir auf eine Ebne, von der wir auf einen Berg hinsahen: sehen Sie, fieng der Gärtner wieder an, den Berg.

Ich. Seh ihn wirklich.

Gärtner. Die Gebethzeit ist vorüber, nicht wahr?

Ich. Ja längst schon, es ist ja schon dunkle Nacht.

Gärtner. Sehen Sie nicht, als wenn ein Gluthaufen am Spitz des Berges wäre.

Ich. Ja wirklich, mir deucht es so.

Gärtner. Dieses ist der Schatz.

Ich. Dieses möchte ich eben nicht behaupten. —

Gärtner. Warum nicht?

Ich. Weil es ein natürlicher Gluthaufen seyn könnte.

Gärtner. Ey, ey, nichts natürlich.

Ich. Meinetwegen auch nur munter — ha — am Berge.

Gärtner. Noch was. —

Ich. Wie?

Gärtner. Sie müssen mir versprechen, daß Sie weder mit mir noch mit sich selbst ein Wort mehr sprechen wollen, bis wir den Schatz erhoben haben, denn, wenn man nur ein Wörtchen spricht, so ist alles gleich wieder verloren.

Ich. Das verspreche ich.

Gärtner. Haben Sie einen Rosenkranz?

Ich. Ja. —

Gärtner. Sind Sie so gütig, und leihen Sie mir ihn.

Ich. Hier ist er.

Gärtner. Nu in Gottes Namen.

Der Gärtner gieng voran, zog seinen Rosenkranz auch aus der Tasche, und stieg so mit zween Rosenkränzen in der Hand auf den Berg, ich folgte nach, und sprach kein Wort. Wie wir auf der Höhe des Berges waren; so sahen wir den Gluthaufen recht deutlich. Der Gärtner näherte sich dem Gluthaufen ganz stille, legte die zween Rosenkränze auf selben, nahm den Hut vom Kopf, und fieng den Schatz mit den Händen einzufassen an.

Gärtner. Jesus, Maria! — heiß —

Ich sprach nichts.

Gärtener. Heiß beym Teufel, gnädiger Herr!

Ich war noch immer still.

Gärtner. Was reden Sie denn nicht?

Ich. Hat er es mir nicht ausdrücklich verbothen?

Gärtner. Ja wenn es ein Schatz gewesen wäre, aber so —

Ich. Ist es denn kein Schatz?

Gärtner. Es ist ja ein natürlicher Gluthaufen, habe die Rosenkränze und die Hände verbrennt.

Ich. Das hätte er freylich nicht thun sollen, wie kann man aber doch so dumm seyn?

Ah! sagte der Gärtner: daß der Teufel alle Schätze hätte, und denn fieng er selbst von Herzen zu lachen an. Und wir giengen schön stille nach Hause, und lachten noch vom ganzen Herzen, als wir spät nach Mitternacht im Schloße ankamen.

Eine weitere Schatzerhebung.

Ein gewisser Bauer in Baiern machte mit einem liederlichen Betrüger Bekanntschaft, der ihm sein Geld aus dem Sack log, und ihm immer einen Schatz zu erheben versprach. Eines Tages als sie in einem schlechten Häuschen zusammenkamen, war ihre Absicht der Obrigkeit verrathen. Schon stande der Bauer in der Mitte eines Kreises, und wartete auf den Teufel, der ihm das Geld bringen sollte — Der Betrüger machte sich aber flüchtig. — Der Bauer stande noch immer im Zirkel, als der Scherg auf die Stube trat — der Bauer bildete sich aber ein

daß dieser der Scherg nicht wäre: sondern der Teufel, der die Gestalt eines Schergens angenommen hätte, und gieng nicht aus dem Kreis, und obwohl er schon mehr als fünfzig Streich von dem Schergen empfieng; so war er doch noch immer der Meynung, daß dieses eine bloße Versuchung des Teufels wäre, der ihn außer den Zirkel haben wollte, und er hätte sich eher todt schlagen lassen, wenn nicht mehrere Leute zusammengekommen wären, die ihn seiner närrischen Einbildung und des Irrthums überzeugt hätten.

Auri sacra Fames.

Heiliger Hunger nach Geld — was vermagst du nicht?

Geistererscheinung.

Die Geistererscheinung ist eines der schönsten physikalischen Experimenten, sie gründet sich in der Optik, Elektricität, Mechanik und Chemie, uns ist sie darum sehr selten, weil sehr wenigen die Art dieser Produktion bekannt ist, und diejenigen, die sie wußten, um sich den Schein eines Wundermannes zu geben, das Geheimniß nicht entdeckt haben. Guyot, Funk, Martius und Halle sind die neuern, die über die natürliche Magie schrieben, und sich bemüheten des bekannten Schröpfers Gespenstererscheinungen aus natürlichen Gründen darzuthun. — Allein so schön ihre Versuche in der Theorie sind; so unmög-

möglich sind sie in der Ausführung, wenn man sie so befolgt, wie sie selbe vorschreiben. Ich habe verschiedene Versuche gemacht, und die größten Schwierigkeiten gefunden. — Es hat ganz seine Richtigkeit, wie genannte Schriftsteller angeben, daß dieser Versuch durch Rauchwerk und optische Gläser bewerkstelligt werden muß. Allein die größten Anstände giebt es um den Rauch zu fixiren, und ihn zu Vorstellungen optischer Gemälde empfänglich zu machen.

Das Resultat meiner Versuche ist dieses, das ich hier beschreiben will: ich bin's versichert, daß Kunstverständigen, und denen, die Begriffe von der Optik und Eletricität haben, wunderlich, denen aber, die gar keine Begriffe haben, ganz übernatürlich vorkommen muß. Der Versuch ist dieser:

Wenn man einen Geist oder die Seele eines Abgestorbenen erscheinen lassen will; so muß man diejenigen, die diese Erscheinung sehen wollen, acht Tage vor dem Versuch bitten, diejenigen Personen zu benennen, die sie wollen, daß sie erscheinen sollen. Ueber vier oder fünf Personen dürfen nie bey der Erscheinung gegenwärtig seyn, und über drey der Abgeschiedenen nicht zum Erscheinen benennet werden.

Das beßte ist, wenn man die Versuche von erst kurz Verstorbenen macht.

Weiß man nun die Person, dessen Geist erscheinen soll; so trägt man denjenigen, die diese Erscheinung sehen wollen, auf, sich dieser acht Tagen durch vom Umgang der Welt und vieler

Gesellschaften zu enthalten; man trägt ihnen auf, über sich selbst, die Kürze des menschlichen Lebens, und der Fortdauer der Ewigkeit nachzudenken, und sich vom Fleischessen dieser acht Tagen durch zu enthalten. Man schreibt ihnen Speisen vor, die im leichten Gemüse, Brod und Backwerk bestehen, und verbiethet ihnen des Abends allen Genuß von Speisen, auch des Nachts täglich, ehe sie schlafengehen, das Schlafgemach mit einem Rauch, welchen ich unten beschreiben will, zu durchräuchern, auch des Tages durch öfters wilde Münzen zu käuen.

Sind diese acht Tage vorüber, so geht die Erscheinung vor, sie geschieht Nachtszeit, und die Personen werden so hiezu vorbereitet;

Der Zauberer begiebt sich denselben Tag zu denjenigen, die dieses Experiment sehen wollen, frägt sie, ob sie noch bereitet sind diesem feyerlichen Auftritte beyzuwohnen, sind sie es, so ersucht er einen nach dem andern ihm die Geschichte des Lebens der Verstorbenen zu erzählen, und giebt wohl acht auf diejenigen Auftritte des Lebens, die dem Erzählenden am meisten ans Herz gehen, diese wiederholt er, und sucht die bereits gereizte Immagination in größere Bewegung zu setzen, diesen Tag durch darf nur eine frugale Mahlzeit, des Nachts aber gar nichts genossen werden.

Es kommt die Stunde der Erscheinung, welche Nachts um eilf oder zwölf Uhr gewählet wird. Es muß eine düstere Nacht seyn, kein

Mond

Mond am Himmel, und wenn der Sturmwind an hohen Thürmen heulet, so ist die Zeit zur Geistererscheinung die beßte.

Man führt die Zuseher in das erste Zimmer, dieses muß schwarz überdeckt, und mit einer Todtenlampe düstern beleuchtet seyn. — Wirkliche Todtenschedel und Knochen sind in dem Zimmer zerstreuet, und hier hält der Zauberer eine Anrede — in dieser Anrede bedient man sich aller jener rührenden Griffen der Rhetorik, wodurch die Seelen der Zuhörer erschüttert werden, und die so viele Macht über den menschlichen Geist haben.

Ist dieses geschehen, so giebt man jeder Person ein Glas voll von jenem englischen Getränk zu trinken, das mit Lemonniensaft, starken Thee, und noch stärkern Rack versetzt ist, wonach man in dem ersten Zimmer jedem seinen Platz anweiset.

An jedem Platz ist ein Tisch mit einem Todtenschedel, und der Zauberer begiebt sich in das Nebenzimmer, kehrt aber nach einer kurzen Weile wieder zurück, und räuchert das Zimmer mit einem gewissen Rauch aus, den ich in seiner Stelle beschreiben will.

Einige Minuten nach dieser Einräucherung eröffnet er das zweyte Zimmer, und führt die Zuseher hinein, gleich beym Eintritt durchglüht ein feueriger Blitz den Saal, Dämpfe steigen im Zimmer auf, und bilden eine Art vom Nebel, in der Mitte des Zimmer ist ein Kreis, die Zuse-

her stehen in selben — Zwey Wachslichter brennen auf dem Tische, diese verlöschen von sich selbst, und verkündigen die Ankunft des Geistes. — Eine dunkelblaue und eine lichtgrüne Flamme lodert auf dem Tisch auf und in der Mitte des Zimmers erscheint der Schatten: er nähert sich bis zum Kreis, denn spricht er langsam und traurig, und antwortet auf jede Frage; sein Athem ist warm, und seine Augen glänzen zuweilen wie Feuer, seine Bildung ist die Person, die man begehrte. Ist Jemand in der Gesellschaft, der es wagen will mit einem Degen auf ihn zn hauen, der kann es thun, aber in dem Augenblick wird eine unsichtbare Gewalt ihn wie ein Donnerschlag zu Boden stürzen, und der Geist verschwindet unter einem schrecklichen Getümmel.

So kann die Erscheinung vorgehen, sie ist ganz natürlich.

Um dieses Experiment schön und auffallend zu machen, so ist vor allem nothwendig, daß man sich um drey Zimmer umsehe, in welchen die Erscheinung vorgehen muß.

Eines von den drey Zimmern wird zur Vorbereitung, das andere zu wirklicher Erscheinung, und das dritte zu den nöthigen Geräthschaften bestimmt.

In dem ersteren werden die Wände mit schwarzem Tuche überdeckt, schwarz überzogene Sessel und Tische in selbes gestellt, und Todtenknochen und Todtenschedel auf der Erde zerstreut.

Auch

Auch wird dieses Zimmer nur durch zwo Lampen beleuchtet.

Das zweyte Zimmer, oder die Erscheinungsstube, wird ebenfalls sorgfältig mit schwarzen Tapeten bedeckt. Nach der Länge des Saals werden zween Hohlspiegel aufgehangen; und mit schwarzem Papier überdeckt. Man entfernt sich zehen Schritte in gerader Linie von den Hohlspiegeln, und zeichnet auf dem Boden des Zimmers einen Kreis, in welchem die Zuseher stehen müssen, in diesem Kreise wird ebenfalls ein schwarzer in die Ründung geschnittener Teppich ausgebreitet, welcher auf der Bodenseite mit kleinen eisernen Kettchen, über die Quere und nach der Länge übernähet werden muß.

Zur rechten Hand steht ein schwarzbedeckter Tisch mit den Lichtern: und rückwärts gegen den Hohlspiegel wird an der Wand eine Laterna magica befestigt, es muß eine kleine Fallthüre über das Glas gerichtet werden, welche man unvermerkt aufziehen und wieder zufallen lassen kann.

Zum Gebrauch dieser Laterna magica läßt man binnen den acht Tägen der Zubereitung eine Kopie von dem Portrait des Verstorbenen auf Glas mit Terpentinfarben malen, und überzieht (welches die Hauptsache ist) den ganzen Umkreis der gezeichneten Figur mit dicker schwarzer Oelfarbe.

In das dritte Zimmer wird eine Elektrisirmaschine gestellt, und eine kleine Kette durch die Thüre gezogen, welche zehen Schritte in der Ent-

fernung von dem Hohlspiegel in der Mitte des Zimmers herabhangen muß, die Negativkette der Elektricität wird mit dem Teppich, worauf die kleine Kettchen genähet sind, ebenfalls verbunden.

Vor der Erscheinung werden zwey Lichter auf den Tisch gestellt, das ganze Zimmer stark durchräuchert, und die Erscheinung folgt.

Wirkung.

Es ist aus der Physik bekannt, daß die Hohlspiegel die Eigenschaft haben, wenn sie in gerader Linie gegen einander aufgestellt sind, die menschliche Stimme so zurückzuprellen, daß eine Person am Ende des Saales diejenigen Worte deutlich hören kann, die eine andere in den ersten Hohlspiegel ganz stille hineinspricht.

Auch ist es bekannt, daß, wenn man eine Glut in den Mittelpunkt des ersten Hohlspiegels legt, daß selbe das Pulver anzünde, welches in einer Zimmerlänge in der Mitte des andern Hohlspiegels ist.

Zweytens, weiß man, daß auf Glas gemalene Figuren durch eine Laterna magica sich auch im Rauch reflektiren, wenn nur der Rauch in etwas fixirt ist.

Die Wirkungen der Elektricität sind ohnehin den meisten schon bekannt, und man weiß, daß man durch einen heftigen Stoß im Stande ist, den größten Mann niederzuwerfen.

Dieses alles vorausgesetzt, läßt sich die Erscheinung deutlich erklären. Es wird das ganze Zimmer mit Weihrauch, welcher mit wenigen Bilsensaamen vermischt ist, stark durchgeräuchert, so daß der Rauch, wenn er sich gesetzt hat, wie ein Nebel das Zimmer bedeckt; hat sich der Rauch gesetzt, so werden die Zuseher in den Zirkel gestellt, und die Erscheinung fängt an. Man zieht heimlich die kleine Fallthüre von der an der Wand versteckten Laterna magica, die Strahlen des Bildes können sich an der Wand, und hauptsächlich wegen der Dicke des Rauches nicht reflektiren. Das Gemälde zeigt sich daher im Rauche selbst, und zwar in einer Entfernung. Es schwebt das Bild der Verstorbenen in freyer Luft.

Der optische Betrug kann nicht bemerkt werden, denn da der ganze Umriß der Figur mit dicker Oelfarbe überstrichen ist, so zeigt sich kein anders Licht im Rauche, als nur dasjenige, das das erscheinende Bild darstellt.

Schwebt das Bild einmal drey Schritte von dem Zirkel entfernt in freyer Luft, so entfernt man sich ganz sachte, und sagt dem Zuseher, daß er nun ganz stille mit dem Geiste von seinen Angelegenheiten sprechen könne, und man geht bis zu dem andern Hohlspiegel, der am Ende des Zimmers ist, zurück. Bey diesem Hohlspiegel hört man nun alles, was die Person mit dem Geiste spricht, und man antwortet ganz stille hierauf, und die Person glaubt den Geist antworten zu hören, da sich doch nur die Stimme in den Hohlspiegeln bricht.

Um die Sache auffallender zu machen, legt man in den ersten Hohlspiegel ein ziemliches Stück Glut, welche die Wärme in dem zweyten zurückwirft, und den Zuseher so täuscht, als wenn der Odem des Geistes ganz warm wäre.

Um sich aber in jedem Falle sicher zu stellen, damit der Betrug nicht so leicht entdeckt werde, so muß, wie ich bereits gesagt habe, in dem dritten Nebenzimmer eine Elektrisirmaschine seyn, wovon eine Kette in dem Saale hangen muß. Diese Kette wird so gerichtet, daß sie durch die Mitte des Schattens hängt, auch werden rings umher mehrere Dräte, die mit der positiven Elektricität verbunden sind, versteckt. Will nun der Zuseher aus Vorwitz aus dem Kreise treten, oder aus Kühnheit nach dem Geiste hauen, so wirft ihn die Elektricität sogleich zu Boden, weil er auf dem Teppich stehet, der mit der negativen verbunden, und folglich, wenn er mit der Hand den positiv elektrischen Drat berührt, den ganzen Stoß durch den Körper empfinden muß.

In solchen Fällen läßt man auch die Fallthüre schnell zu, und der Geist ist verschwunden.

Die ganze Erscheinung ist nicht hart ins Werke zu setzen, nur wird Behutsamkeit und Genauigkeit hiezu erfordert. Die Ketten der Maschine, die von dem dritten Zimmer in den Erscheinungssaale heimlich gehen, müssen durch die Oeffnungen, wodurch sie geführt werden, fleißig durch Glasröhrchen geleitet werden, damit die elektrische Kraft sich nicht zestreuet, auch ist in Rücksicht

der Laterna magica der Focus wohl zu beobachten, ohne dem die erscheinende Figur weder die natürliche Größe noch die Farbe haben wird.

Beym Rauche ist nichts zu merken, als daß Thüren und Fenster gut mit den schwarzen Tüchern vermacht werden, und daß keine Zugluft im Saale ist.

Die Kerzen verlöschen von sich selbst, weil man den Tacht aus selben reißt, und nur ein bischen nach beliebiger Länge in selben steckt.

Die grüne und blaue Flamme wird durch eine Wachskerze hervorgebracht, die mit einem dreyfachen Tacht versehen, und in der Mitte ausgehöhlt wird, man füllet diese Oeffnung mit Salmiak, und altem zerschnittenen Kupfer, und die Wirkung ist zuverläßig.

Der Blitz, der sich von sich selbst entzündet; wird durch Kampfer gemacht, den man durch starken Weingeist auflöst, und über einer Kohlpfanne ausdünsten läßt. Die Wirkung ist diese, daß sich die feinen Dünste des mit Kampfer geschwängerten Weingeistes sogleich entzünden als man ein Licht in Saale trägt, die Entzündung ist einem Blitz ganz ähnlich.

Das Gepolter kann in dem Nebenzimmer durch eine große viereckichte Rahme, die mit Papier überzogen ist, und an der eine Walze herabrollt, verursachet werden.

Noch schöner ist das Experiment, wenn man mehrere Lichter mit Knallkügelchen erlöschen läßt,

und

und mit Phosphor leuchtende Buchstaben an die Wände schreibt.

Auch soll man in dem Vorzimmer unter die Todtenschedel einige von Pape gemachte legen, in welche man eine Krähe, oder einen andern starken Vogel einsperrt, welcher, als er sich bewegt die Todtenschedel herumlaufen macht.

Ganz artig ist es auch, wenn man in einen solchen Todtenschedel einen Laubfrosch steckt, und alsdenn den Kopf nahe an eine Lampe stellt, in welchem der Frosch, so bald er die Wärme des Lichtes empfindet, zu quacken anfängt, seine Stimme in dem hohlen Kopfe ist ganz fürchterlich.

Die übrigen Vorbereitungen, die ich anführte, sind unmittelbar nöthig, um die Sache auffallender zu machen. Die Einbildung der Zusehenden muß erhitzt, und auf diejenige Höhe gestimmt werden, von der sie die Unvollkommenheit der Sache ausbessert.

Es ist nicht zu sagen, welchen Täuschungen eine gereizte Einbildungskraft unterworfen ist; wir haben die Erfahrung in Träumen. Ich verfertigte vor einem Jahre einen Sehspiegel, der nichts als aus optischen Illusionen bestunde, und den ich einem durchreisenden Fremden gegen Entdeckung eines andern Geheimnisses verehrte, in diesem Spiegel konnte jede Person sehen, was sie wollte, und die Täuschung war so groß; daß mir manche Wunderdinge erzählten, die ihnen sichtbar waren; da ich kein Geheimniß aus natürli-

chen

chen Sachen machen will, und zum Wohl meiner Mitbürger schreibe, um sie von schändlichen Betrügereyen zu warnen, so will ich ihnen auch die Bauart dieses Spiegels erklären.

Er war aus Zinn und Bley gegossen, eyförmig, und hatte in dem Umkreise verschiedene kögelförmige Höhlungen; er stunde auf einem Viereck von Holz, das mit türkischem Papier überzogen war; wollte man hineinsehen, so mußte man ihn einen halben Schuh von dem Auge entfernen, man mußte starr und mit unverwandtem Blicke nach dem Mittelpunkt sehen, und endlich erschienen verschiedene Bilder.

Erklärung.

Der Spiegel war aus Zinn und Bley, weil die Zurückprellung der Strahlen in dergleichen Spiegeln immer undeutlich und folglich zur Täuschung nothwendig ist.

Er war hohl, weil Hohlspiegel die Gegenstände verkehrt vorstellen, eyförmig, um die Bilder noch undeutlicher zu machen.

Er stunde auf einem Quadrat mit türkischem Papier überzogen, damit die verschiedene Farben und Figuren auf dem Papier unbemerkt konnten angebracht werden.

Sah eine Person mit starrem Blicke in den Spiegel, so endeckte sie sogleich verschiedene ganz undeutliche Vorstellungen; da nun in der Welt nichts ist, das nicht Aehnlichkeit mit Dingen hat,

von

von welchen wir einige Begriffe haben, so führen uns undeutliche Vorstellungen undeutlicher gegenwärtiger Sachen auf die Erinnerung vergangener deutlicher Sachen, und unsere Imagination arbeitet aus undeutlichen Bildern deutliche zu machen, daher setzt man unvermerkt zusammen, kombinirt, und das durch den starren Blick ermüdete Aug glaubt endlich ein Bild zu sehen, das nur ein Produkt der Einbildungskraft ist, welches von uns selbst ausgearbeitet, und erst zum Gemälde umgeschaffen worden ist.

So sind die meisten Sehspiegel beschaffen, und ich wette immer eins gegen tausend, daß, wer immer einen Spiegel zu machen sich die Mühe giebt, in welchem sich verschiedene Gegenstände undeutlich und unbemerkt darstellen können, daß jede Person, die hineinsieht, einen andern Gegenstand zu entdecken sich einbilden wird.

So hab ich auch bey einem durchreisenden Engeländer ein schönes Experiment gesehen, er ließ das Portrait von einer Person erscheinen, die man zu sehen begehrte, und die Täuschung war so stark, daß man wirklich die Bildung der Person sah, die man zu sehen wünschte.

Die Einrichtung der Maschine war diese.

Es war ein viereckigtes Kästchen, das in der Mitte eine Oeffnung hatte, durch die man in einen Hohlspiegel sah. In der Höhe war das Kästchen mit einer kleinen Kohlpfanne versehen. Vor der Erscheinung fragte der Künstler nach der Gestalt der Person, ob sie schwarze, braune, blon-

de, oder rothe Haare hat, ob ihre Augen schwarz, braun, oder blau, ob ihre Stirne flach, oder gewölbet, ob ihre Nase stumpf oder länglicht, ob der Mund groß oder klein; ob die Bildung des Gesichtes dick oder hager, ob die Person weiblich- oder männlichen Geschlechts, und wie alt sie war, als man dieses alles richtig angab, mischte er verschiedene Kräuter durch einander, warf sie in die Kohlpfanne, und das Portrait der Person erschien in der Luft ganz natürlich.

Ich konnte die Sache lange nicht begreifen, bis der Künstler die Freundschaft hatte, mir das Geheimniß zu entdecken.

Der Künstler hatte eine Menge runder Scheiben, von Elfenbein, auf jeder waren zwanzig Köpfe gemalen nach allen möglichen Versetzungen der Zügen.

Das Aug, die Haare, die Nase, der Mund, und die Ründung des Gesichtes bestimmen die Hauptphysionomie einer Person, sagte er: und daher muß eine Person, die man zu sehen begehrt, entweders schwarze Haare, schwarze Augen, eine stumpfe Nase, gewölbte Stirne, großen Mund, dicken Contour, oder schwarze Haare, schwarze Augen, langlichte Nase, kleinen Mund, magern Umriß, oder blonde Haare, blaue Augen, langlichte Nase, kleinen Mund, dicken Umriß ꝛc. haben. Nun mit einem Worte, die Verschiedenheit der Haaren, der Stirnen, der Nasen, des Mundes, und des Umrisses ist in diesen Köpfen, die sie hier sahen, so oft versetzt, als

es nur möglich ist, und sie werden keine Person in der Welt denken, mit welcher nicht einer aus diesen Köpfen einige Aehnlichkeit haben wird. Hier sind Köpfe bis in das 26ste Jahr; hier bis in das 40ste — hier alte Köpfe — hier sehen sie Köpfe mit Warzen, mit Narben ꝛc. Nun mein Herr, fuhr der Engländer fort, wenn ich einmal die Hauptzüge genau ausgeforscht habe, wenn ich das Alter, das Geschlecht ꝛc. weis, so suche ich in der Rubrik, in welche das Bild gehört, und welche hier, wie sie sehen, ordentlich eingetheilt sind, ich nehme das Bild, unter dem Vorwande, meine Zauberkräuter zum Rauch zu suchen, aus dem Kästchen, und lege selbes heimlich oben unter die Pfanne, die in der Hauptsache nur zur Blendung da ist. Unter der Kohlpfanne bringt das magnetisirte Bild ein anderes ihm vollkommen ähnliches, das im Kästchen verborgen liegt, in Bewegung, und selbes wirft durch ein mattgeschliffenes Glas die Züge in den Hohlspiegel, der das Bild vorstellt, als wenn es frey in der Luft schwebte. Das mattgeschliffene Glas ist die Hauptsache, denn dieses verhindert das Bild deutlich zu sehen, es ist, als wäre es in einem feinen Nebel verhüllt. Da sie nun die Haare, die Augen, die Nase, den Umriß des Gesichtes einer Person entdecken, die sie gerne sehen möchten, so arbeitet ihre Einbildungskraft das übrige aus, und sie glauben das vollkommen zu sehen, was sie wünschen.

Das Experiment ist gewiß schön, aber sehr kostspielig, dann die verschiedene Versetzungen machen, daß man mehr als 600 schön gemalene Miniaturköpfe im Vorrathe und in Fächern eingetheilter haben muß.

Auf solche Art giebt es vielleicht noch andere uns unbekannte Maschinen, wodurch man verschiedene Wunderwerke hervorbringen kann.

Was die übrige verschiedene Metallspiegel anbetrifft, in welchen alte Weiber oder andere müßige Betrügerinnen verschiedene Sachen zu sehen vorgeben, so bin ich der Meynung, daß es wahrhafter Betrug seye, um dem leichtgläubigen Mann das Geld aus dem Sacke zu fischen, oder aber andere böse Absichten zu erreichen. Ich gab mir viele Mühe solche Leute auszuforschen, um auf ihre Kniffe zu kommen, und wurde ungeachtet aller meiner Behutsamkeit doch einmal ziemlich betrogen.

Es war kaum so eine Zauberinn auf mein Zimmer, die mich versicherte, daß jedermann in ihrem Spiegel sehen könnte, was man wünschte, mittlerweil als ich dieses Phönomen beobachten wollte, und starr nach dem Spiegel sah, machte mir die Zauberinn eine schöne Tabatiere, die auf meinem Tische lag, so unsichtbar, daß sie bis auf die heutige Stunde nicht mehr sichtbar geworden ist.

Die Art, wodurch diese Leute die Geheimnisse herauszuforschen sich bemühen, ist ganz sonderlich, und man muß ein sehr gutes Gedächtniß

haben, um sich aller Sachen zu erinnern, die man ihnen vorsagte, denn sie wissen sich aller Worte zu bedienen, um ihren Betrügereyen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Zum Beyspiel Jungfer Thorchen hätte eine goldene Uhr verloren, man rathet ihr eine Spiegelseherinn zu berathschlagen, man führt ihr die Circe auf ihr Zimmer. Das Gespräch wird beyläufig so seyn:

Jungfer Thorchen. Meine liebe Frau! will sie wohl so gütig seyn, mir aus ihrem Spiegel wahr zu sagen, denn ich bin in sehr großer Verlegenheit.

Zauberinn. Daß sie in großer Verlegenheit sind, hab' ich schon in meinem Spiegel gesehen, ehe ich hieher kam, und gestern Abends wußte ich schon, daß man mich holen wird.

Thorchen. Ey was — meine liebe Frau! sie weis gar schon, daß meine Uhr —

Zauberinn. Still — ich will nichts wissen, um ihnen zu beweisen, daß ich keine Betrügerinn bin, so will ich alles in meinem Spiegel sehen, was sie mir nur sagen können.

Thorchen. Das wäre doch wunderlich.

Zauberinn. Nun wir wollens auf die Probe ankommen lassen.

Die Circe sieht in Spiegel.

Zauberinn. In diesem Hause mangelt man was — — nicht wahr —

Thorchen. Wie? Sie weis das schon.

Zauberinn. Ob ich's weis — ich will ihnen gar sagen — daß man eine Uhr mangelt —

Thor-

Thorchen. Eine Uhr — wie kann sie doch das alles sehen?

Zauberinn. Es scheint mir, als wenn es eine goldene Uhr wäre, der Spiegel zeigt's aber noch nicht recht deutlich.

Thorchen. Ja, eine goldene Uhr ist's. Aber seh sie nur, ob der Spiegel nicht besser zeigt!

Zauberinn. Wirklich, nun zeigt er's recht klar, eine goldene Uhr ist es. —

Thorchen. Wunder über Wunder — aber sag sie mir, ist die Uhr gestohlen, oder verloren gegangen?

Zauberinn. Sind sie gestern nicht spazieren gegangen!

Thorchen. Ja freylich, uud sie sieht dieses auch —

Zauberinn. Mir däucht, sie haben die Uhr bey sich gehabt —

Thorchen. Die Wahrheit selbst —

Zauberinn. Es scheint mir auch, sie hätten einen Verdacht gegen eine Person — gegen —

Thorchen. Nein. Das ist Hexerey, wie weis sie, daß ich mein Stubenmädchen in Verdacht habe —

Zauberinn. Ja das Stubenmädchen haben sie in Verdacht — sehen sie nun, da steht der Verdacht — und da ihr Mädchen, so hell als wie die Sonne. —

Thorchen. Ich sehe nichts. —

Zauberinn. (bey Seite) Ich auch nichts, du Thörinn! wenn du mir es nicht selbst alles sagtest. Zur Thorchen. Aber ihr Verdacht, ist er gegründet?

Thorchen. Freylich nicht.

Zauberinn. Könnte ihnen die Uhr nicht in der Kirche gestohlen worden seyn?

Thorchen. Ja ohne Zweifel, da wird es geschehen seyn — denn ich war im Gedränge, und erinnere mich eines großen Kerls, der an meiner Seite —

Zauberinn. Still, still — hier erscheint wirklich der große Kerl im Spiegel — ja ohne Zweifel — er ist der Dieb. —

Thorchen. Gott sey Dank — weil ich es nur weis, wo meine Uhr ist — kann ich sie nicht wieder erhalten?

Zauberinn. Ja, warum nicht.

Thorchen. Liebe Frau, will sie wohl so gut seyn. —

Zauberinn. Ja dergleichen Sachen macht man freylich nicht gern.

Thorchen. Hier hat sie zwey Thaler. —

Zauberinn. Ich will sehen — wenn der Dieb nicht über das Wasser ist, so muß die Uhr zurück.

Thorchen ist voll der Erwartung; allein die Uhr kommt nicht mehr.

Gutes Thorchen! wie hat man dich betrogen — mich betrogen, rief Thorchen, das nicht,

das

das Weib kann gewiß Wunderdinge sagen, allein was kann sie dafür, daß der Dieb schon über das Wasser ist.

Ha ha ha — wie gern lassen sich doch die Menschen zum Besten halten.

Ist die Vernunft nicht auch über das Wasser.

Von Kobolden, Hexen und Druden, Irrlichtern und Gespenstern.

Die Furcht von Kobolden, Hexen, Druden, Irrlichtern; und Gespenstern ist dem Menschen höchst nachtheilig. Man kann in der Welt in so verschiedene Fälle gesetzt werden, in denen uns eingebildete Vorurtheile, und erdichtete Wesen des Aberglaubens aus unserer ganzen Fassung zu bringen im Stande sind.

Der Christ muß eine edle Herzhaftigkeit besitzen, überzeugt von dem Schutz des Unendlichen, der alle seine Wege begleitet, muß edler Muth seine Seele vor kindischen Vorurtheilen bewahren.

Was kann dem Menschen, der der Liebling des Schöpfers ist, wohl Uebles begegnen? Wachet nicht seine Vorsehung für den Wurm, der im Staube kriecht, und für das kleinste Insekt, das des Menschenaug nicht entdeckt. Er, der Allgütige, den die Religion uns als einen Vater kennen lehrt. Er, der jede Minute überzeugende Beweise seiner Güte giebt. — Er, der Gütig-

tigste, der Allvater, der soll die Menschen, seine Geschöpfe, die er zum ewigen Endzweck erschuf, den Kobolden, den Druden, den Irrlichtern und Gespenstern, als wie den Henkersknechten preise geben, um von ihnen geplagt, verführt, getäuschet, und verunglückt zu werden.

Welche Begriffe macht sich der Mensch doch von Gott? O Unendlicher! Alle deine tägliche Beweise deiner unbegränzten Liebe sind nicht im Stande unsern Herzen die süßen Begriffe eines ewigen Vaters einzuflössen.

Wir sehen dich immer an, als wie einen mürrischen Beherrscher, der mit der Geisel in der Hand seine Unterhaltungen in unserm Misvergnügen fände. Der die Hexen, Druden und Gespenster ꝛc. wie weltliche Könige die Hofnarren im Solde hält, um die armen Sterblichen zu necken, und sich in übler Laune mit ihnen zu unterhalten.

Solche Begriffe machen wir uns von Gott, von einem unendlichen Wesen, das wir lieben und ehren sollen. Was Wunder denn! wenn wir uns von seinen heiligen Wegen entfernen. Wir haben ja keine Liebe für ihn — nichts als sklavenmäßige Furcht, die nie eine edle Empfindung erweckt, und eine Tugend aufkeimen läßt.

Der grausame Mensch, der seine Brüder haßte, der ein Despot war, und Menschen mit Dummheit fesseln wollte. Der, der war der erste, der unschuldigen Völkern den Allmächtigen zeigt, als Donnerwolken die Sonne bedeckten,

und Blitze die dunkle Nacht erleuchteten. Sehet! schrie er, dieses ist das Wesen, das euch schuf.

Sturmwinde, die eure Häuser einreißen, Erdbeben, die Millionen von Kreaturen in die Abgründe versinken, Kometen, die ganze Welten aus ihren Athmosphären verdrängen. Alle diese zerstörenden Mächte umgeben seinen Thron — Zittert, und bethet an — so sprach der Schlimmste der Menschen, und bauete einen Altar fürs Krokodill, und streuete Weihrauch dem Tiger. Bethörte Völker warfen sich hin bey den Tempeln dieser fressenden Gottheiten, würgten ihre Brüder, und boshafte Götzendiener lachten über den grausamen Betrug, uud befestigten ihre Regierfucht.

Wie hätten sie aber wohl auch ihre Grausamkeiten ausüben können, wenn sie nicht die Gottheit, für dessen Diener sie sich ausgaben, als ein schreckliches Wesen geschildert hätten, wir hätten sie tödten, und morden können, wenn sie nicht den Menschenfressern als Gottheiten geräuchert hätten.

So war deine Güte, Unendlicher! von den Heiden verkannt; so die Schöpfung verunstaltet, bis du selbst, Allgütiger! von dem Himmel herabstiegst, und lehrtest, daß du ein Vater der Liebe bist.

Aber alle dem ungeachtet vergaß der Mensch so geschwind wieder die Beweise der Liebe. Begeistert noch durch mörderische Wuth, riß er das Perlenkleid der Unschuld von den Schultern der

Religion, und deckte diese Heilige mit elenden Fetzen, die in Menschenblut getaucht waren: noch immer gewöhnt den Tigern zu opfern, und den Krokodillen zu räuchern, schleppte er mit blutender Hand Menschen zum Tempel, und würgte am Schemmel des Altars die Kinder des Ewigen, für dessen Leben der Gottmensch starb. —

Die heilige Religion weinte über diese traurigen Opfer, und floh in seligere Gegenden, wo ihr Todesfeind der Fanatismus nicht herrschte. Da lehrte sie die Güte der Gottheit in dem Umraum der Schöpfung kennen, machte ihre Lehrlinge aufmerksam auf jede Gutthat der Natur, und führte des Menschen Herz bey dem unschuldigen Genuß jeder Freude auf den Schöpfer zurück.

Nur Menschen, die Gott lieben, lieben auch ihre Brüder. Nur Liebe, Liebe ist die Seele der Schöpfung — mit welcher Freude gehorchet der den Gebothen, der aus Liebe gehorchet, keinen Sklavenzwang kennt und in der Natur den Ewigen anbethet.

Ruhig schlaft er, wenn der Donner über ihn rollt, ohne Furcht schlummert er im Laube, wenn Sturmwinde brausen, und der aufgebrachte Ozean seine Wellen zum Himmel thürmt, Gott, so denkt er, den ich liebe, ist mein Beschützer, was soll mir Leides geschehen? da ich überzeugt bin, daß der Herr, von dessen Wink dieses alles abhängt, mich liebt.

So denkt der Christ, und ist ruhig mit jedem Schicksale seines Lebens.

Setzet nun dieses voraus, liebe Brüder! und denket nach, ob ihr Ursache habt vor nächtlichen Unholden, Gespenstern, und Irrlichtern zu zittern.

Meistentheils ist ein übles Gewissen der Hauptgrund der Furcht, überzeugt von der Bosheit unserer Seele, von dem Bewußtseyn vieler und schwarzer Thaten, glauben wir den rächenden Gott in jedem rauschenden Laube zu erblicken, eine schuldlose Seele zittert vor nichts, sie sieht, sie untersucht — und entdeckt.

Die Furcht vor Gespenstern, Kobolden, Druden, und Hexen entsteht meistentheils aus einer übertriebenen Einbildung. Wer Gelassenheit und Muth besitzet, die Sache mit Ernst zu untersuchen, findet meistentheils, daß die Gegenstände des Schreckens entweders gar nichts, oder oft nur Betrügereyen boshafter Menschen waren. Ich kannte einen Mann, der einmal spät am Abend ein ziemliches Stück Weges noch nach Hause zu machen hatte, und dem ein wunderlicher Zufall begegnete.

Er war zu Pferde, von ohngefähr deuchte es ihm, als wenn jemand hinter ihm herritt, er sah um, und sah nichts, er hielt sein Pferd an, und alles war still. Endlich spornte er das Pferd, und trappte fort, allein kaum fieng er zu trappen an; so hörte er Etwas hinter seinem Pferd ebenfalls nachtrappen. Er erschrack und galoppirte, und das Gespenst, wie er sich einbildete, galoppirte ebenfalls. Voll vom Schrecken eilte

er spornstreichs seine Wege fort, und kam endlich halbtodt nach Hause, da er das Gespenst noch immer hintennach reiten hörte. Als der Mann zu Hause war, und vom Pferde stieg, so bemerkte er, daß er etwelche Birkenreiser auf seinem Hut steckend hatte, wovon das Laub die nämliche Bewegung mit seinem Pferde machte, seine Täuschung war entdeckt, und er mußte sich von ganzer Seele über sich selbst schämen.

Irrlichter.

Die Irrlichter, oder Irrwische, oder feuerige Männer sind natürliche Begebenheiten, sie entstehen aus der Erde, denn durch die Wärme der Sonne werden der Erde nicht allein viele wässerige Ausdünstungen entzogen, von welchen der Thau, Nebel, Reif, Schnee, und Hagel entstehen, sondern auch viele andere schweflichte Dünste. Gesetzt nun — die schweflichten Ausdünstungen vereinigen sich nahe an der Erde mit wässerichten, so können sie weder hoch genug steigen, noch so schnell verzehrt werden, als die Materie des eigentlichen Blitzes. Sie bleiben also niedrig, und verzehren sich sehr langsam, und stellen unter verschiedenen Umständen verschiedene Erscheinungen vor.

Diejenigen, welche sich nun am nähesten an der Erde wegen ihrer Schwere aufhalten, heissen Irrwische, sie scheinen in der Entfernung wie

ein Licht, das sich bald da bald dort hinbewegt. Nun hat es sich oft zugetragen, daß Reisende Abends einem solchen Lichte gefolgt, und irre gegangen sind. Daher man diesen Lichterscheinungen den Namen Irrwische, Irrlichter gegeben.

Der Aberglaube gemeiner Leute hat sie sogar zu Gespenstern erhoben, und ihnen den Namen feueriger Männer beygelegt, welche die Menschen zu verführen suchten, und wenn sie ihnen folgten, ins Verderben stürzten.

Daß sich aber die Irrwische immer von uns entfernen, je näher wir ihnen kommen, ist bloß eine natürliche Folge der Luft, welcher wir durch unsern Gang einen stärkern Druck geben, die nämliche Ursache ist es, wenn wir laufen, daß uns die Irrwische nachlaufen, auch kann aus diesem Grunde sehr leicht erklärt werden, warum die Fuhrleute behaupten, daß die Irrwische davon fliehen, wenn man zu fluchen anfängt.

Sie verlöschen zuweilen, und zünden sich gleich wieder an, welches meistentheils nur von daher zu geschehen scheint, weil ihnen Gebüsche und Bäume das Licht benehmen.

In kalten Ländern sind die Irrwische selten, allein einige behaupten doch, daß sie sich auch in Winterszeit in morastigen Gegenden zeigen sollen.

In Spanien, Italien, und andern heissern Gegenden sind sie allgemeiner als bey uns,

und verlöschen auch nicht so leicht durch Regen und Wind.

In Oertern, wo Gewächse und Thiere verfaulen, als auf Kirchehöfen, Schindängern, und sumpfigten Gegenden werden sie häufiger gefunden.

Einige Naturkündiger behaupten, daß die Irrlichter Wirkungen einer schwachen Elektricität seyn sollen, die durch die innere Bewegung der aufsteigenden Dünste in der Luft erzeugt worden ist. Pferde, Hunde, Katzen, ja gewisse Menschen können so elekterisch werden, daß sie Funken und Schein von sich geben, wenn sie gerieben werden, oder sonst in Bewegung kommen, sollte wohl solches nicht auch in gewissen Gegenden der Erde möglich seyn? die Luft kann also auch Irrlichter zeigen, wenn sie auf eine Art elektrisch wird.

Von der Natur des Alpdruckes, oder der sogenannten Drude.

Dieses seiner Natur nach unschuldiges Phänomen wurde von jeher Geistern und Hexen zugeschrieben, die so unartig waren bey der Nacht sich über den Menschen mit ihrer ganzen Schwere hinzulegen, ja einige behaupteten gar, sie hätten den Alp, oder die Drude noch von dem Bette herabsteigen gesehen, alte Weiber, und Männer,

ner, die den alten Weibern ähnlich waren, riethen als das beßte Mittel an, das Kopfküßen auf den Boden zu werfen, worauf sich denn der Alp sitzen muß, den man hernach des andern Morgens mit einem Rosenkranz erbärmlich abstriegeln muß, um ihm mehrere Höflichkeit zu lernen. Allein Männer von Vernunft behaupten, daß der Alpdruck bey Personen von dicken Geblüt gewöhnlich ist, die Blähungen und Krämpfe haben, und mit vollem Magen und harten Speisen zu Bette gehen, und auf dem Rücken liegen. Die Sache ist auch ganz natürlich, der aufgeblähte Magen drückt das Zwergfell, und endlich die Lunge, die von der Anhäufung des Blutes nicht mehr frey athmen kann. — Daher ensteht die ängstliche Beklemmung, und das Unvermögen um Hilfe zu rufen. Dergleichen Auftritte sind bey der horizontalen Lage unsers Körpers, davon der Kopf ohnehin mit Blut überladen wird, meist die Ursache schwerer Träume. Das beßte Mittel für die, die von der Alp geplagt sind, ist zu Nachts nichts zu speisen, und im Bette mehr sitzen als liegen, und täglich vor dem Schlafe ein frisches Glas Wasser zu trinken.

Von der Hexerey.

Auch die natürlichsten Wirkungen der Natur, die aber der gemeine Mann nicht begreifen kann, eignet er meistentheils übernatürlichen Ursachen zu.

Es ist so gewöhnlich, daß wir den Teufel zum Urheber aller auffallenden Sachen, daß uns oft gar kein Zweifel übrig bleibt, die einfältigsten Sachen als ein Produkt der Hexerey anzusehen.

In den Ländern, wo Aberglauben und dicke Dummheiten herrschen, sind Hexen und Zauberer nach der Menge. In den Gegenden aber, wo Wissenschaften sich ausbreiten, wo man sich auf die Naturkunde verlegt, dort verschwinden diese Phantomen der Unvernunft, man sucht die unbegreiflichen Vorfälle in den Geheimnissen der Natur, und nicht mehr in der Gewalt des Teufels.

Wenn alle die Teufel- und Hexengeschichten, die man so vielfältig erzählte, wahre Geschichten gewesen wären; so wäre der Schöpfer ein müßiger Zuseher teuflischer Wirkungen gewesen, und des Teufels Gewalt hätte Gottesmacht und Majestät übertroffen.

Es ist freylich leichter zu sagen, ich will mir nicht die Mühe geben, über dieses oder jenes nachzudenken, denn es ist Hexerey, als mit einem tiefen Forschgeist die Geheimnisse der Natur zu entwickeln.

Es waren Zeiten, wo alles Teufeley war, man zeigt in Ingolstadt noch wirklich ein künstlich geflochtenes Gitter, welches der Teufel gemacht haben soll, und ich selbst denke noch eine Zeit, in der sich in München ein Mann mit einem künstlich abgerichteten Pferde befand, den man der Hexerey beschuldigte, und von dem man aus-

gab,

gab, daß sein Pferd eine Hexe, und seine Frau wäre, einige behaupteten gar, sie hätten das Pferd mit dem Künstler sprechen hören.

Alle Donnerwetter, die die Güte des Schöpfers zum Wohl der Natur am Himmel aufsteigen ließ, waren Veranstaltungen des Teufels, wenn der Wind stürmte, so mußte sich ein armer Mensch aufgehenkt haben, und wenn ein Phönomen des Abends erschien, so war es des Teufels Reitpferd, oder ein Drache.

Die Heiden machten jeden künstlichen Mann zu einem Gott, und wir machten jeden Künstler zu einem Zauberer — Liebe Freunde! es giebt in der Natur so viele Geheimnisse, die oft sehr wenige wissen, und aus Mangel an Kenntnissen ist sehr oft die Ursache unbegreiflicher Dinge.

Wer ist der Mensch? der sagen kann, dieses oder jenes ist nicht natürlich — wer dieses sagen kann, muß die ganze Natur kennen, und die ewigen Gesetze der Schöpfung, und wie sehr verliert sich der Mensch im Staube, wie sehr fühlt er seine Schwäche, wenn er über dieses nachdenkt.

Hexerey besteht oft bloß in Wirkungen natürlicher Sachen, unzählig sind die Kräften der Kräuter, und unzählig oft die Bosheit schlimmer Menschen, die sie zum Schaden ihres Nächsten misbrauchen.

Es giebt Gewächse, die die Milch in Blut verändern. Kräuter, die, wenn man sie genießet, den Menschenharn roth färben, als hätte

er Blut von sich gelassen. Es giebt Opiaten, oder Salben von schlafmachenden Kräutern, die den Menschen betäuben, wenn er den Kopf, die Schläffe, die Brust, und den Puls an den Armen mit selben salbet, sie versetzen ihn in eine Art von Phantasie, die Stunden lang anhaltet, und nach der oft der aufwachende Mensch Wunderdinge erzählt, da er doch nie von der Stelle gekommen ist.

Es giebt natürliche Sachen, durch die die Menschen und Vieh oft elend abzehren, und sterben müssen. Es giebt Dinge, wodurch man im Stande ist Biersieden, oder Buttermachen zu verhindern. Dinge, die den Fraß des Viehes, und seine Mastung verhindern.

Alles dieses dient zum Beweise, daß die in den ältern Zeiten zum Tod verurtheilte Hexen und Zauberer nicht so unschuldig, wie einige behaupten, ihr Leben eingebüßet haben, sondern daß sie als boshafte Vergifter und Menschenmörder das unschuldige Opfer der Gerechtigkeit waren.

Eine Geistererzählung.

Es wurde einmals ein Offizier in einem kleinen Städtchen in Böhmen in einem Hause einquatieret, welches an dem Kirchhofe, oder der Kirche gerade gegen über lag. Die Bewohner dieses Hauses, welche gute, einfältige Leute waren, erzählten ihm unter andern, daß sich an der Kirche zuwei-

len ein Gespenst sehen läßt, welches in einem langen weißen Sterbekittel gekleidet sey. Der Offizier lachte darüber; man betheuerte die Sache: jener lachte noch mehr, und bat, ihn zu rufen, wenn sich das Gespenst würde sehen lassen, mit der Versicherung, er wolle ihnen handgreiflich zeigen, daß das vorgegebene Gespenst ein Nichts, oder höchstens ein Betrug sey. Ein Paar Nächte darauf kam das Gespenst wirklich zum Vorschein. Man ruft den Offizier; er sieht eine lange weiße Gestalt an der Kirche stehen; er kann die Erscheinung nicht läugnen, und eine heimliche Furcht bemächtigt sich seiner ganzen Seele. Es war einer von denen jungen Herren, die immer mehr Herz auf der Zunge, als in der That selbst haben. Man erinnert ihn an sein Versprechen, auf das Gespenst loszugehen. Das war eine bedenkliche Zumuthung. Furcht und Ehrgeiz stritten jetzt in seinem Herzen; doch nach einigen Minuten bekam der letztere die Oberhand, zumal da seine Vernunft ihm immer zurief, daß es keine Gespenster gebe, was auch seine Augen immer sehen möchten. Er nimmt also sein ganzes bischen Herzhaftigkeit aus allen Winkeln seines Herzens zusammen, ziehet den Degen, und entschließt sich auf das Gespenst loszugehen. Er geht wirklich; aber bey jedem Schritte verdoppelt sich seine Furcht. Das fürchterliche Wer da; welches er dem Gespenste zurufen wollte, erstirbt auf seiner Zunge; schon benebelt der Schrecken seine Augen; aber der Ehrgeitz macht, daß

er deſſen ungeachtet, obgleich ſeiner ſelbſt kaum mehr bewußt, auf den Geiſt losgeht. Kaum hat er ſich demſelben bis auf einen Schritt genähert, ſo bekommt er von dem Geſpenſt einen Schlag vor der Stirne. Unſer Held, der vor Furcht ſchon halbtodt war, ſtürzt ſinnlos zu Boden; die Leute im Hauſe, die ihm im vollem Warten der Dinge nachgeſehen hatten, erheben ein Geſchrey, ſchlagen die Fenſter zu, verkriechen ſich in ihre Better, und bedauren den armen Offizier; ja einige wollen ſogar behaupten, wie er von dem Geſpenſte in der Luft wäre davon geführet worden.

Das war nun wieder eine in aller Form richtige und gültige Geſpenſterhiſtorie, und die Bewohner des Hauſes würden die Wahrheit derſelben mit ihrem Blute unterzeichnet haben, wenn ſich die Sache nicht nach einer halben Stunde von ſelbſt entwickelt hätte. Nachdem unſer Held einige Zeit in der Ohnmacht gelegen hatte, kommt er wieder zu ſich ſelbſt. Er beſinnet ſich, greift um ſich herum, und ſiehet ſein Geſpenſt neben ſich liegen. Da er eben keinen Schaden an ſeinem Leibe entdecket, ſo bekommt er Muth, die Sache genauer zu unterſuchen, und nunmehr entwickelt ſich das ganze Geheimniß.

Das fürchterliche Geſpenſt war nichts weiters als ein Hemd, welches einem andern, vermuthlich armen Anwohner des Kirchhofes gehörte, der es zur Nachtszeit zu waſchen, und an der Kirche zu trocknen pflegte. Der Eigenthümer

mer hatte es auf einen Rechen gehängt, und an die Kirchenmauer gelehnet.

Unser Held hatte, als er vom Ehrgeize gespornet, halbsinnlos sich dem Geiste genähert hatte, auf die Zähne des Rechens getretten, und hatte sich dadurch selbst den fürchterlichen Schlag gegeben, der ihn zu Boden stürzte. Als er diese Entdeckung gemacht hatte, eilte er triumphierend in sein Quatier, wo man ihm lange nicht aufmachen wollte, weil man ihn für ein neues Gespenst hielt, bis es ihm endlich gelang die einfältigen Leute von ihrem Irrthume zu überführen.

Etwas über Vorurtheile an meine Mitbürger.

Ich habe euch einige Zeit her, liebe Freunde! verschiedene Sachen erzählt: hab euch oft den innersten Gedanken meiner Seele mitgetheilt, und ihr habt mich auch mit sehr vieler Vertraulichkeit angehört; ich danke euch noch von ganzem Herzen dafür. Redlich hab ich es mit euch wahrhaft gemeynt, und ihr seyd mir alle recht von Herzen lieb; und weil ich glaube, daß ich euch auch lieb seyn werde, so wollen wir immer vertrauter mit einander sprechen; denn unser Wohl wollen wir als gemeinschaftliches Wohl ansehen.

Aus diesen Gründen, liebe Freunde! wollen wir in mancher Stunde auch über Vorurtheile

nachdenken, die uns beherrschen, und uns nach und nach von selber zu entketteln suchen. Es giebt eine Menge Vorurtheile, liebe Brüder! die der Menschheit äußerst nachtheilig sind, die ganz wider die Vernunft und Religion streiten, und die wir doch unter uns nähren, weil sie mit uns aufgewachsen sind.

Freunde! platterdings wollen wir nichts verwerfen, auch wenn es ein Vorurtheil seyn soll, so wollen wir so lange Ehrfurcht für das Vorurtheil haben, bis wir es von Grund aus untersuchet, und der Menschheit nachtheilig gefunden haben.

Auf solche Art, meine Lieben! gehen wir sichere Wege, und Religion und Vernunft soll uns leiten.

Lasset uns also, ihr Redlichen! den ersten Versuch machen: lasset uns untersuchen, was uns zum ersten auffällt — Denket nach. — Mir fallet eben etwas bey. — Höret mich an, — ich will es erzählen, und ich bitte euch alle, seyd Richter über die Sache.

Es sind drey Tage, als ich einem armen Mann auf der Gasse begegnete. Gram war in seinen Gesichtszügen. Ich sprach ihn an: Was fehlt euch, ehrlicher Greis! sagte ich. — Gott im Himmel! erwiederte der Alte, ich habe eine verheurathete Tochter, die mich schon ganzer sieben Jahre durch ernähret; und sie wird sterben. — Sterben, sagte ich. — Ja, fuhr der Greis fort, sterben wird sie, und ihr Mann wird auch

ster-

sterben, weil er sie unendlich liebt. — Ist ihr denn nicht mehr zu helfen, fragte ich. — Es wäre ihr wohl, nach der Sage des Arztes, erzählte der Alte weiters, es wäre ihr wohl zu helfen gewesen, aber jetzt ist es zu spät, — man hätte ihr Umschläge vom Garn in Milch gesotten machen sollen; aber nun ists vorbey.

Grausamer! sagte ich zu dem Alten, warum habt ihr denn diese Umschläge nicht gemacht? — Weil wir nirgends Milch bekamen, sprach der Unglückliche. Es war am Abend nach Gebethläuten, und da bekamen wir nirgends mehr Milch. Ich bath, ich beschwor, und erzählte, daß die Milch für eine arme kranke Person gehöre; aber vergebens. Man gab sie mir nicht; denn die Leute bilden sich ein, daß, wer eine Milch nach Gebethläuten ausgiebt, unfehlbar verzaubert werden könne. — So sagte der Alte, und als ich mit ihm in sein Haus kam, war seine Tochter schon todt.

Nun, sagt mir, Brüder! was heißt das; keine Milch nach der Gebethzeit mehr ausgeben? Ist dieses nicht ein kindisches Vorurtheil? Das Gebethläuten ist eine Erinnerung an die Menschwerdung Christi, und nicht ein Signal für Hexen und Zauberer. Wer Gottes Segen durch einen frommen Lebenswandel im Hause hat, über den hat der böse Geist keine Macht.

Sagt mir nun, wie unchristlich ist das, einer armen kranken Person, die man mit einigen Tropfen Milch retten könnte, aus Furcht

für den Teufel, die Pflicht der Menschheit abzuschlagen, und seinen Mitmenschen eher sterben zu lassen, als wider alte eingebildete Vorurtheile zu handeln.

Wisset ihr nicht, Brüder! daß Christus im Evangelio sagt: Wenn deines Nachbars Esel am Sabbath in Brunnen fallet, so ziehe selben am Sabbath noch heraus, das heißt, liebe Brüder! Wenn auch der Esel deines Nächsten in Gefahr ist, so rette ihn auch an dem heiligsten Tage, damit er nicht zu Grunde gehe durch deine Verzögerung.

Es ist also in jeder Stunde Pflicht unserm Nächsten zu dienen, vor der Gebethzeit, wie nach der Gebethzeit. Und wer daran zweifeln kann, zweifelt an Gottes Wort.

Lebt tugendhaft und fromm, und Gottes Segen wird über euch seyn; er wird eure Felder und eure Rinder beschützen, und seine Vorsehung wird nicht zulassen, daß man an euch, oder an dem, was euer ist, was Böses verübe. Seyd gute Christen, dann werdet ihr auch nach Gebethzeiten Milch ausgeben.

Vorurtheile,
welche die Menschheit herabsetzen.

Vorurtheil.
Er ist ein Jud, er ist ein Ketzer, er ist ein Pfaff, er ist gezeichnet ꝛc.

Es ist ein abscheuliches Vorurtheil, das die Menschheit erniedrigt, das Vorurtheil, das man gegen ganze Stände, oder Personen andrer Religionen hat.

Es ist so eine gewöhnliche Sprache im gesellschaftlichen Leben, genug heißt es, dieser Mensch ist ein Jud — oder er ist ja ein Ketzer: oder geh — sag mir nicht viel von dem Menschen, er ist ein Pfaff: oder aber ich hab's lang gedacht, er ist rothköpfigt, er ist bucklicht — er schielt, und dergleichen.

Diese Sprache ist die Sprache eines stolzen, unchristlichen, bösen Herzens, der Gutdenkende kennt diese entehrende Machtsprüche nicht.

Nur Stolz, boshafter Stolz, wodurch wir besser scheinen wollen als es andere sind, ist die Quelle dieser verächtlichen Reden.

Er ist ein Jud, was will das sagen? ist er nicht ein Mensch, wie wir sind, trägt er seinen Kopf nicht aufwärts zum Himmel wie der

Christ, ist Gottes heilige Bildung nicht in seinen Zügen wie in den unsrigen, genießt er nicht die Wonne der Natur wie andere Menschen, wärmt ihn die Sonne nicht auch, und kühlt seine heissen Wangen der sanfte West nicht ebenfalls im kühlen Schatten? —

Frägt wohl der Regen, der seine Felder befeuchtet, welche Religion hast du? oder sagt das heilende Kraut, das Balsam auf seinen verwundeten Körper gießt, ich will dich nicht heilen, weil du ein Jud, oder ein Ketzer bist? —

Der gute Mensch frägt nicht — welcher Religion bist du, wenn ich dir helfen soll — sondern er findet in jeder seinen Bruder, seinen Mitmenschen, der Gottes heilige Züge trägt, und eilt ihm mit Brudersliebe entgegen: Wer ist mein Nächster, sagte der Gesetzgelehrte zu Christo im Evangelio, und Christus erzählte ihm die rührende Geschichte des gutherzigen Samaritans.

Es gieng ein Mensch von Jerusalem nach Jericho hinab, und fiel unter die Mörder, die zogen ihn aus, und nachdem sie ihn geschlagen haben, giengen sie davon, und ließen ihn halbtodt liegen. Es trug sich aber zu, daß ein Priester dieselbe Strasse hinabzoge, und als er ihn sah, gieng er vorüber, deßgleichen auch ein Levit; ein Samaritan aber reisete, und kam nahe zu ihm, und da er ihn sahe, wurde er aus Barmherzigkeit bewegt.

Er gieng hinzu, verband ihm seine Wunden, goß Oel und Wein darein, und als er

ihn auf sein Thier gesetzt hatte, führte er ihn in die Herberg, und pflegte seiner. Des anderen Tags zog er zween Groschen heraus, gab sie dem Wirth, und sagte, pflege seiner, und alles, was du darüber aufwenden wirst, will ich dir, wenn ich zurückkomme, wieder erstatten.

Welcher unter diesen dreyen dünket euch, dem der unter die Mörder gerathen, der Nächste gewesen zu seyn; so fragte Christus.

Wie edel ist die Frage, wie überzeugend, daß uns Christus lehrte gegen jeden Menschen wohlthätig zu seyn.

Wie beschämend ist der Gedanke, wenn wir nach dieser Vorschrift unsere Handlungen durchforschen, wenn wir unsere Unmenschlichkeit, unsere Betrügereyen unter dem Vorwande zu rechtfertigen suchen, daß der Mishandelte kein Christ ist. — Der Samaritan fragte nicht, wer der Unglückliche war — er war elend, er war verlassen, er war ein Mensch, — das war ihm genug.

Einst schifften ein Christ, ein Jud, und ein Türk über die See, das Wetter war heiter, als sie in das Schiff stiegen, kaum waren sie eine Weile in der See, als ein Sturmwind sich erhob, ein fürchterlicher Orcan braußte über den Fluthen, und drohte den Schiffern den Untergang. Du magst die Schuld von diesem Sturm seyn, sagte der Christ zu dem Juden: packte ihn bey dem Hals, und warf ihn in die

See, der Türk rief aber zum Himmel — Freund! sind wir nicht alle Sünder, er sprang ins Wasser, und rettete den unglücklichen Juden mit Gefahr seines eigenen Lebens. — Brüder! wer von diesen handelte nach Christus Lehre?

Nicht Rache, nicht Unmenschlichkeit — Liebe ist sein Gesetz. — Wie gütig war er mit dem Samaritanischen Weib, wie herablassend, wie menschenfreundlich in dem Pharisäeischen Hause — Und wer von uns war fähig seine Lehre zu vergessen, und Unmenschlichkeiten unter dem heiligen Namen der Religion auszuüben,

Mir deucht, ich höre noch die jammernden Stimmen aller jener unglücklichen Schlachtopfer, die der Aberglauben zum Tode und Scheiterhaufen verdammte, ich höre sie noch diese Stimmen, wie sie zu dem Barmherzigsten um Rache rufen, und um Fluch über die Schänder der Gesetze.

Nicht Religion, menschenfreundliche niedrige Absichten waren es, die die Menschen antrieben Menschen zu verfolgen. Eigennutz und Habsucht begleitet uns bis in entfernte Inseln, und breitete Grausamkeit unter den schuldlosen Mohren aus.

Wer berechtigte uns, diese Unglücklichen aufzusuchen, ihnen ihre Edelgesteine und ihren Goldstaub mit räuberischen Händen zu entziehen, ihre Weiber zu schänden, ihre Väter zu würgen, ihre Kinder zu Sklaven zu machen. Sind unsere schwarzen Brüder nicht auch Menschen, oder

hat die segnende Sonne, die ihren Busen schwärzt, die Züge der Gottheit aus ihrem Körper getilgt?

O ihr Barbaren! Wie Wölfe Lämmer behandeln, so behandeltet ihr die Unschuldigen, und ihr wolltet ihnen Religion lehren. — Du Heiliger der Heiligen! der den Himmel verließ; diese menschliche Hülle anlegtest, und für uns bluteteſt, der du ganz Liebe bist; dich wollte man so den Völkern kennen lernen. —

Christus lehrte mit Sanftmuth, und wir lehrten mit dem Schwerte: Christus sagte, glaubet das, was ich euch sage, ist euer Seligkeit, und wir schrien, glaubet, oder seyd das Opfer unsrer Grausamkeit!

Christus gab Beweise seiner Liebe, er erweckete die Todten, und wir schlugen Lebendige todt, er machte Lahme gerade, und wir schlugen Gerade zu Krüpel, welches Betragen, welches Verhältniß? —

Christus gab dem bedrängten Vater seinen Sohn, und wir entrißen den Vätern ihre Kinder, heißt das Christus Lehre gefolgt?

Wer von euch, ihr Brüder! kann die grausamen Ketzergerichte, wer von euch die schrecklichen Bekehrungsgeschichten vertheidigen? — Wer von euch, ich ruf ihn hervor, er komme und reiche mir seine Hand, die noch mit Blut seines Bruders befleckt ist. — Ich will ihn hinführen zu unserem göttlichen Lehrer, der Menschen mit Menschen und mit der Gottheit versöhnte. Ich will ihn hinführen zu dem, der für uns

am Kreuze starb, — und ihn fragen den Gottmensch, hat dieser Mensch recht gehandelt? Du! will ich sagen, Erlöser der Menschen, du! der du sagtest: wer gegen seinen Nächsten zörnt, fällt ins Gericht, Ev. Matth. 5. 20. Du! der du denjenigen des höllischen Feuers würdig hälst, der seinen Bruder einen Narren heißt. Du! der Du uns lehrtest, daß, wenn wir eine Gabe auf dem Altare opfern wollen, wir voran hingehen sollten uns mit unserm Bruder auszusöhnen, sag, wandest du nicht dein heiliges Auge von dem schrecklichen Scheiterhaufen, auf die man dir Menschen zum Opfer brachte, war es dein Wille, daß man Menschen in Teufelskleidern herumführte, sie in Bech einhüllte, und zu deiner Ehre verbrannte. — Mir deucht, es antwortet mir der Allgütige: hab ich euch nicht gesagt meinem Beyspiel zu folgen, hab ich nicht meinen Feinden am Kreuze noch verziehen, hab ich nicht zu Petrus, als er sich an meinen Feinden rächen wollte, gesprochen, stecke dein Schwert ein, denn alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen. Warum habt ihr meinem Beyspiele nicht gefolgt? und ihr nennt euch meine Nachfolger? —

Wie beschämt müssen wir dastehen, und bekennen, daß wir unsere Grausamkeiten unter der Hülle der Religion ausüben wollten, um uns vor den Augen der Menschen unsrer Bosheiten halber rechtzufertigen.

Nicht der Geist der Verfolgung, der Geist der Sanftmuth ist das sicherste Mittel zur Bekehrung, durch thätige Beyspiele müssen wir beweisen, daß wir gute Menschen sind, und durch Christus Thaten, daß wir uns seine Nachfolger nennen.

So abscheulich das Vorurtheil ist, Menschen unter dem Vorwande zu verfolgen, daß sie keine Christen sind, so hassenswürdig ist auch das Vorurtheil ehrlicher Männer unsrer Religion unter dem Vorwande ihres Standes zu verfolgen.

So sehr in unserm aufgeklärten Jahrhundert immer über den Fanatismus geschmäht wird, so sehr herrscht derselbe oft noch in dem Herzen unsrer Aufklärer. Der seinen Mitbruder verfolgt, weil er ein Jude oder ein Türke ist, ist ein Fanatiker, aber der ist es nicht minder, der zu seinen Mitbrüdern sagt: ich kann euch nicht dulden, denn ihr seyd Pfaffen. —

Der Stand des Priesterthums, der einer der wichtigsten in den Staaten ist, ist in unserm Jahrhundert so weit herabgesunken — und es ist eben so grausam ehrliche Männer, denen die Vorsicht eine wichtige Bestimmung angewiesen, zu verfolgen, als die Ketzergerichte grausam waren.

Es war ein großer Fehler, Menschen, die man bekehren hätte sollen, zu verbrennen, und es ist ebenfalls ein großer Fehler, Geistliche, die man zu verbessern suchen soll, ganz zu unterdrücken.

Wie der gemeine Pöbel unter dem Namen eines Juden einen Betrüger, unter dem Namen eines Türken einen grausamen Mann verstehen, so versteht heut zu Tag mancher unter dem Namen eines Geistlichen, ich weis nicht was ernie-drigendes. Da ich für Menschen rede, und Chri-sten, und Juden, Türken, und Mohren, Laien, und Priester alle für Menschen ansehe, so ist es meine Pflicht auch über dieses Vorurtheil zu sprechen.

Er ist ein Pfaff, so spricht der Niedrige, und verachtet unter diesem Ausdrucke seinen recht-schaffenen Mitbruder. Ist es menschlich? we-gen Fehlern, die einige begiengen einen ganzen Stand anzuklagen, und jeden einzelnen zu be-schuldigen. In jedem Stande giebt es rechtschaf-fene Menschen, in jedem niederträchtige, man muß nie vergessen, daß wir alle Gottes heilige Erde bewohnen, und daß wir alle Brüder und Menschen sind.

Der Mensch bekommt seinen Werth aus sei-nen Handlungen, nicht aus der Kleidung, die er trägt, Purpur, Schurzfell, Kronen, Kutte, Kaputzen sind Zeichen, aus denen der Thor die Menschen beurtheilet, der Vernünftige sieht auf's Herz, und achtet den Werth der Seele.

Der Rechtschaffene ist dem Weisen werth, er mag in Hermelin, oder in schlechter Wolle ge-kleidet seyn, er sucht den Tugendhaften auf, und liebt ihn, ob er eine Perücke, oder lange Haare,

einen

einen gescherten oder ungescherten Kopf trägt, alles dieses ist ihm einerley.

Es ist wieder ein abscheuliches Vorurtheil in unserm aufgeklärten Jahrhunderte, wo man immer von Toleranz spricht, und unerträglich unter sich ist, Menschen aus unserm Mittel, wegen ihrem Stande, den ihnen doch der Staat selbst gab, verächtlich zu behandeln. O, wie viel redliche Herzen schlagen nicht auch unter der Kutte! wie viel erhabene große Seelen sind nicht in engen Zellen versperrt! jeder der ist intolerant, der nicht gegen den Menschen nachsichtig ist. — Jeder der verfolgt, ist im Herzen gebrauntmarkt, daß er ein böser Mensch ist, und wenn er auch die Maske des Menschenfreundes trägt.

Weil ich noch ein Pursche auf der Universität war, wurde ich von einem meiner Mitschüler auf sein Landgut gebetten. Es war Sommer, des Tages über nöthigte uns die Hitze im Schlosse zu bleiben, erst am Abend konnten wir das Vergnügen der Jahreszeit genießen.

Mein Freund, und ich saßen einst im Zimmer nach Mittagszeit bey einander, und sprachen von Dingen und von Menschen, da trat der Verwalter, ein kleiner Mann, mit einem dicken Bauch, und einer wollenen Perücke aufs Zimmer. Euer Gnaden! fieng er an, wir wollen heute einen Spaß haben: heut kommt ein Pater Collektor, ein kreuzbraver Mann, den kein Spaß verdrießet, wir wollen uns lustig machen, ich hab

schon

schon alle Anstalten getroffen, wenn er auf sein Zimmer geht; so hab ich schon ein Schäffel voll Wasser zurecht gerichtet, damit er gleich beym Eintritte recht abgetaufet wird, denn hab ich auch schon einen Strick gespannt, daß er, wenn er zur Tafel gehen muß, recht auf die Nase hinfällt, Roßstaub hab ich auch schon in Paratis, um selben unter Tisch in seine Kutte zu schütten, auch hab ich die Gläser schon alle gut mit spanischen Pfeffer gerieben, und an dem Sessel einen Fuß locker gemacht ꝛc das wird ein Spaß werden, ich freue mich allezeit recht auf den Collektor, muß mir allzeit ein wenig einen Narren abgeben.

Was, sagte der junge Cavalier zu dem Verwalter, das nennt ihr einen Spaß — grausamer Mann! beleidigt ihr denn nicht die Menschlichkeit und die Gastfreyheit, ist der arme Pater nicht eures Mitleidens würdig, der den ganzen Tag die Hitze der Sonne und allen Ungemach eines beschwerlichen Weges ertragen muß, müsset ihr ihm auch noch seine Ruhe verderben, o! das geht nicht an.

Verwalter. Ach! das schadet ihnen nicht, warum gehen sie herum, man muß ihnen den Spaß mit Butter und Schmalz schon wieder abbezahlen.

Graf. Kurzsichtiger Mann! ist denn das Geschäft, das der arme Pater über sich hat, sein Geschäft, muß er es nicht aus Gehorsam für das Kloster thun?

Verwalter. Aus Gehorsam? ich hab den Geyer von dem Gehorsam, diese Bettelpfaffen leben alle auf unsere Unkösten.

Graf. Guter Freund, wenn wir alle die mishandeln müßten, die auf Unkösten der andern leben, wie wurde es um uns aussehen, ihr seyd Verwalter, ihr lebt ja auch auf Unkösten der andern, muß euch nicht der Bauer auch nähren? wie wurde es euch gefallen, wenn ihr eure Sammlungen einbringt, wenn euch der Bauer so einen Possen spielen würde, wie ihr ihn dem guten Pater zugedacht habt?

Verwalter. Euer Gnaden haben zwar in der Hauptsache schon recht, allein man sagt und schreibt ja jetzt überall, daß die Pfaffen der Welt zur Last sind. —

Graf. Lieber Mann! wenn die Geistlichkeit dem Staate schädlich wird, so steht dem Staate zu sie zu beschränken, oder auch aufzuheben, allein dieses Recht hat nur der Staat, der die Beweggründe überdenken muß, die ihn zu dergleichen Vorschritte verleiten. Der Privatmann verehrt die Gesetze des Staats, aber er wird durch selbe nicht berechtigt einen Mitbürger zu mishandeln, wnn der Staat einen Orden aufhebt, so hören die Mitglieder desselben nicht auf Bürger des Statts zu seyn. Sie sind und bleiben Kinder des Vaterlandes, sie sind auch Glieder unsers Körpers, sind aus unserm Eingeweide genommen, und bleiben Theile des Ganzen. Findet der Staat den Stand unnütz, in dem sie waren, oder gewissen

politischen Grundsätzen zum Wohl des Ganzen entgegen, so ist es nicht ihre Schuld — es ist die Schuld der Veränderung unserer Denkart, die Schuld der Revolutionen der Staaten. Der Mann bleibt immer Mann, der Bürger ist immer Bürger, ob selber einen Federhut oder eine Kappe trägt — ich finde daher alle jene Brochüren, in welchen man so erniedrigend gegen Mönche und Geistliche schrieb, daß sie wahrhaft die Menschheit beleidigten, man muß nie vergessen, daß Mönchen auch Bürger und Menschen sind. — Man muß nie vergessen, daß, wenn auch ihre Grundsätze die Art ihrer Verfassung, dem Wohl heutiger Staaten wirklich entgegen wäre, daß nicht sie, sondern der Staat selbst davon schuld war. — Der Staat errichtete die Klöster, nahm Mönchen auf, und umzingelte eine Zahl junger Mädchen mit dreyfachen Mäuren, aber alle die, die diese Hallen bewohnten, traten in selbe unter dem Schutz der Gesetze — findet man aber nun dieses alles unnütz, oder dem Staate schädlich — so hebe man auf, man verbessere, aber man verfolge, man mishandle nicht.

So sprach der Graf, und in diesem Augenblicke trat der Pater auf's Zimmer. Der Graf empfieng ihn mit vieler Güte, und seine sanfte Miene drückte das Leidwesen aus, das er für den armen Mitbruder fühlte, der durch und durch mit Schweiß überronnen war. Setzen Sie sich, sagte er zu ihm mit dem menschenfreundlichsten Tone, und rasten sie von der beschwerlichen Reise

aus,

aus, die Ihnen der Gehorsam auflegte. Der Pater war ganz erstaunt über den unerwarteten Empfang, ich darf mich Euer Gnaden nicht nahen, fieng er an mit nidergeschlagenen Augen, meine Kleidung, die ganz von Staub und Koth bedeckt ist, mein ganzes Wesen, wie ich hier bin, verbeut mir Euer Gnaden näher zu treten. Ich sehe den Mann an, und nicht das Kleid, wiedersetzte der Graf, und überhäufte den Pater mit Höflichkeiten, der endlich auch in etwas dreister wurde.

Wir entdeckten bald, daß der Mann gesunden Verstand, und ein wackeres Herz hatte, er erzählte uns manche Anekdote aus seinem Leben, und belehrte uns, daß es äußerst ungerecht seye, Menschen zu verachten, die auch unsere Brüder sind, und unter der schlechten Hülle, die sie tragen, oft weit in der Größe ihrer Seele sich über uns hinausschwingen.

So grausam das Vorurtheil ist, Menschen wegen ihrem Stande zu verfolgen, so grausam ist auch das Vorurtheil, das uns unsere Mitbrüder in Rücksicht ihrer Bildung hassenswürdig macht. —

Ein edler Wuchs, eine schöne Gestalt sind Geschenke der Natur, und Gaben des Zufalles, Niemand hat Ursache auf selbe stolz zu seyn, der Zufall gab sie, der Zufall kann sie rauben; heut blüht die Rose, und lächelt dem Auge des Gärtners entgegen; morgen entblättert sie der Sturm, und der Stolz des Gärtners ist verschwunden.

Er ist bucklicht, er schielt, er hat rothe Haare — was will dieses alles heißen, welchen Eindruck macht der Körper auf die Seele, oft ist eine Schönheit unter einer häßlichen Maske verborgen, und der Diamant hat seinen Werth auch unter der rohen Hülle, die er trägt.

Seinen Mitmenschen verachten, weil seine Bildung nicht so schön wie die unsrige ist, welch eine abscheuliche Mishandlung! Sagt mir ihr schönen Gesichter: was habt ihr beygetragen, daß ihr funkelnde Augen, rothe Lippen, und gerade Beine habt, ist es Geschenke der Natur, so danket ihr — und suchet dieses Geschenke zu verdienen.

Schönheit ist Werk der Natur, nicht Werk der Menschen. Sie giebt sie dem, dem sie sie geben will — sie ist Zufall. Schönheit der Seele ist treflicher, die kann sich der Mensch selbst geben — aber was heißt Schönheit der Seele in unsern Zeiten? Ist die Mummerey nicht so weit gestiegen, daß man auch die Seele zu schminken lernt, wie die Gesichter — es ist alles Färberey — alles ein Larvenbude — der Schurke kauft sich die Maske des ehrlichen Mannes, der Dumme einen Abdruck von Sokratens Kopf, und der Feige Herkuls Bildung, so gehen sie einher, wie auf maskirten Tanzsälen, taumeln untereinander umher, bis der Baal des Lebens zu Ende ist.

Aber lachen muß ich doch, oft recht vom Herzen lachen, wenn ich denke, wenn sich alle

unedle Neigungen der Seele regelmäßig und sichtbar — nicht allein für das Aug des Physionomisten, sondern auch für jedes Aug sichtbar ausdrücken sollten, was für eine Menge verzerrte Gesichter würden wir nicht sehen, welche Menge von Luchsen und Füchsen, Affen und Geisbocksphysionomien wurden wir nicht zu Fuß und zu Pferd, in Wägen und Karossen umherwandeln sehen, o wollte Gott geben, daß dieses geschehe, zur Erhaltung der Unschuld, und des Tugendhaften, denn würden die Menschen gezwungen seyn besser zu werden, um ihre Thiergestalten abzulegen, wenn sie unter Menschen umhergehen wollten.

Von gleicher Unmenschlichkeit ist das verächtliche Betragen gegen Menschen, denen die Natur weniger Verstandeskräften als andern verlieh. Es ist grausam, Menschen zu verhöhnen, die weniger Verstand haben als wir, die Vernunft wird durch dieses Betragen entheiligt, und wir beweisen nie mehr, daß wir dieser treflichen Geschenke der Gottheit ganz unwürdig sind, als wenn wir Schwächere verachten.

Es ist eine die Menschheit entehrende Gewohnheit, Blödsinnige zu verspotten, und diese unglücklichen Mitmenschen zu unsern Unterhaltungen zu gebrauchen.

Es giebt Leute, die sich ein Vergnügen aus den Naturfehlern ihres Nächsten machen wollen, und sich auf Unkösten dieser Unglücklichen unterhalten, als wenn sie nicht auch Menschen wä-

ren. Mir schauderts noch, wenn ich an die Scenen zurückdenke, deren ich mich noch erinnere, als ich noch ein Kind war, die mit einem verstandlosen Menschen hier vor einigen Jahren vorgiengen.

Es war ein Unglücklicher im Spital, der seiner Vernunft beraubt war, er war kein wüthender Narr, sondern einer von jenen stillen Unglücklichen, die Niemand Böses thun, — man nannte ihn den sogenannten Faberl, um etwelche Kreuzer ließ er sich 50 bis 60. Prügel geben — wer könnte es glauben, daß es Menschen gab, die so barbarisch waren, solche Grausamkeiten an dem Unglücklichen zu vollziehen.

Er wurde oft so geschlagen, daß er ganz elend nach Hause kam, und die Tyrannen, die ihn marterten, hatten ihr Vergnügen an seinen Schmerzen.

Man muß ein grausames Herz haben, wenn man fähig ist, solche Thaten auszuüben — wer mit Vergnügen ein lebendes Geschöpf leiden sehen kann, der hat schon den Keim der Unmenschlichkeit in seinem Herzen.

Noch auffallender waren mir die Auftritte, die ich auf der Universität sah, wo sich eben so ein unglücklicher Blödsinniger befand. — Dieser Unglückliche wurde öfters von zügellosen Jungen auf die grausamste Art mishandelt, er wurde zu Tische von ihnen gebethen, und da mußte er um etwelche Stück Geld einen Brocken Braten, den man ihm an einen starken Faden festmachte, auf

ein=

einmal verschlucken, dann zog so ein thierischer Junge an dem Faden, und riß dem Unglücklichen den verschluckten Brocken wieder aus dem Magen — und solche Wiederholungen waren das Vergnügen mancher Jünglinge.

O Menschen! welcher Keim von Abscheulichkeit liegt in euren Herzen begraben, und wie wenig ist wohl nöthig zu seiner Entwicklung! —

Wie weit kann der Mensch unter das grausamste Thier herabsinken, wenn Menschen martern ihm zur Erholung wird. —

Nie will ich die Stunde vergessen, in der ich auch einstmal mit mehreren Jungen einen solchen Unglücklichen in einem Wirthshause auf der Reise antraf. — Der Mensch war von abentheuerlicher Gestalt, ein großer Kopf ruhte zwischen hohen ungestalteten Schultern, die Stirne war hohl, die Augen hervorragend, die Nase plat, und der Mund von einer unnatürlichen Größe, sein Gang war schwerfallig und plump, man sagte uns, daß, wenn man mit diesem Menschen vom Heurathen, oder vom Beichten spräche, daß er die lächerlichsten Stellungen und Krimassen machte, jugendlicher Leichtsinn und Unüberlegenheit verführte mich auch mit meinen Kameraden einen sogenannten Spaß mit diesem Menschen zu haben, wir gaben ihm etwelche Stück Geld und brachten ihn auf den Punkt seiner Tollheit — er wüthete und raste — wie beschämt war ich aber nicht, und wie tief fühlte ich mein Verbrechen gegen die Menschheit in meiner Seele — als der Blödsinnige auf einmal

mal ruhig war — mit einer Thräne im Auge mich ansah — seufzte und aufrief — O Gott! warum bin ich nicht auch wie andere Menschen? —

Diese Worte drangen mir bis in die Seele, und sie stellten mir meine ganze Abscheulichkeit vor, und wie unmenschlich ich war, daß ich dieses Unglücklichen habe spotten können, ich wollte freylich durch gute Worte meinen Fehler wieder gutmachen, aber das Bild dieses Unglücklichen ist noch immer vor meinen Augen, noch immer fühle ich die Vorwürfe über meine That in meinem Herzen. —

Aber wie noch mehr gab mir der Himmel mein Unrecht zu verstehen. Es kam der nämliche Mensch einige Monate nach dieser Geschichte nach der Stadt, wo ich wohnte, da suchte er mich auf, und wollte mit Gewalt mit mir sprechen, man sagte es mir (ich lag eben krank danieder), ich ließ den Unglücklichen zu mir kommen, und weil er das Bier über alles liebte, ließ ich ihm eines holen, — er trank sein Bier ruhig — und ich glaubte, er wurde wieder gehen, aber er gieng nicht — es wird Zeit seyn, guter Freund! sagte ich ihm, euch zu entfernen, denn es wird spät — ich gehe nicht — bis du gesund bist, erwiederte er, will dir aufwarten — und wirklich, man konnte ihn nicht aus meinem Zimmer bringen. — Die ganze Nacht über wachte er bey meinem Bette, wenn ich nur eine Hand auf die Decke legte, so nahm er selbe sanft, und

deckte

deckte sie wieder zu, und wenn er glaubte, daß ich wach war, so sprach er zu mir ganz leise, mußt dich nicht erkälten, fehlt dir nur im Magen, wirst so wieder gesund werden: als die Krankheit mich verließ — verließ mich der Elende auch, und zeigte mir, welch ein Engel Herz unter der ungestalteten Hülle verborgen ward.

Liebe Menschenbrüder! spottet nie eines Blödsinnigen, ich bitte euch. Werdet weise durch meinen Fehler, wegen dem ich die ganze Menschheit um Vergebung bitte — denket nur, es giebt Augenblicke, in denen auch der wüthendste Narr bey sich ist, und wie doppelt hart ist sein Zustand, wenn man fühlen läßt, daß er noch über sein Unglück der Spott seiner Brüder ist.

O wie glücklich werden die Augenblicke seyn! in denen wir diesen Körper ablegen, und in verklärten Gestalten uns umarmen werden, dann Blödsinniger! hast du die schwere Masse deines Körpers weggeworfen — bist Geist, wie ich Geist seyn werde, und vielleicht tausendmal angenehmer vor Gott, als der Mensch von großen Talenten. —

Alles, was athmet — was Leben von Gott hat, soll mir theuer seyn — alles hat seine Bestimmung — Ich will keine Blume aus Bosheit zerstören, kein Thier zum Vergnügen mishandeln, alles will ich als ein Werk des Schöpfers ansehen — und die ruhige Entwicklung erwarten am Tage der Vergeltung.

Auf das Grab eines Blödsinnigen.

O du! für den ich auch als Bruder fühle,
Hier liegst du ruhig in dem Grab',
Und legst des Körpers grobe Hülle
Im Schoose der Verwesung ab.
Der Geist bleibt Geist — die Seele Seele,
Im Körper deckte sie die Nacht,
Die Ewigkeit macht alles helle,
Mein Bruder! du bist aufgewacht.
Steh'st du verklärt auf Gottes Höhen,
So sey als Geist auch Menschenfreund,
Und komm dem Edlen beyzustehen,
Der's mit der Menschheit redlich meynt.

Etwas über das Bild der Wahrheit.

Bey der ersten Auflage dieses Werkes lieferte der Herr Verfasser die Vorstellung der Wahrheit, als eine nackende Person zum Titelkupfer. Kaum war es aber an die Subskribenten abgegeben, so erhielt er ein paar Briefe, worinn diese Vorstellung als sittenverderblich geschildert wurde: diese beantwortete der Herr Verfasser sogleich, und stellte seine Gründe dar. Damit nun die Leser dieser zweyten Auflage nichts verlieren, so liefern wir sie ebenfalls nebst der Antwort.

Mein

Mein Herr!

Ihre Sittenblätter sind schon gut, aber der Kupferstich, mit dem bin ich durchaus nicht zufrieden, was soll diese nackende Figur heißen? Das gefällt mir gar nicht, hab's gleich in Ofen geworfen — eine nackende Figur hm! hm! man sagte mir, es sollte die Wahrheit vorstellen, aber warum denn nackend? hätten sie einen Engel malen lassen, und selbem einen schönen Teppich umgehängt, so wäre die Sache beßer gewesen — sie hätten ja dazu schreiben können, daß er die Wahrheit vorstellet. — Bitte mir ein andersmal zur Spezialgnade aus dergleichen Figuren auszulassen.

Ihr ergebenster

P.

Mein Herr!

Mein Bube liest ihr Sittenblatt, und brachte mir neulich auch den Kupferstich mit nach Hause, aber beym Plunder witsch — hab ich selben dem Fratzen aus der Hand gerissen: eine nackende Figur dachte ich, das wäre das rechte — kann's nicht begreifen, wie sie so ein Bild haben können stechen lassen — eine Ursache müssen sie wohl gehabt haben, daran zweifle ich nicht, wäre mir lieb, wenn sie ich wissen könnte — bey guter Gelegenheit eine Antwort.

A. v. C.

S. T.

S. T.

Nichts für ungut vor allem, und denn einen schönen Gruß — mein lieber Herr! muß Ihnen sagen, daß ich recht von Herzen lachen muß, daß sich so viele dumme Leute über den letztern Kupferstich aufhalten. — Beym Blitz! ich bin nur ein Schuster, weis aber doch, daß man die Wahrheit von alten Zeiten her immer so gemalen hat, finde auch gar nichts ärgerliches in selbem. Freylich kannte ich einmal, weil ich in der Fremde war, einen feinen Bruder, für den eine Schlafhaube schon ärgerlich war, allein er war ein Erzgleißner — — er sah Niemand recht ins Gesicht, machte auf jedes Bild, auf dem nur ein nackender Fuß war, einen großen Dintenfleck, und hatte es doch faustdick hinter den Ohren. — Glauben Sie mir, wer sich gleich über jedes ärgern kann, muß schon eine sehr verdorbene Seele haben. Dieses zur Nachricht, nichts für ungut. —

Schustermeister — T.

Antwort.

Ich hätte es nicht geglaubt, meine Herren! daß wir in unserm Jahrhunderte noch so wenig gebildete Seelen hätten. Ist es möglich, meine Herren! daß die Krimase der Tugend, denn Tugend darf ich nicht sagen, so weit geht, daß das nackende Bild der Wahrheit, das sie in tausend Büchern finden können, gar ein Gegenstand

der

der Aegerniß für sie wird. — Ich will nicht sagen, daß sie sich schämen sollen, so wenig Kenntnisse zu verrathen, sich so bloß zu geben, daß sie in ihrem Leben wenig, oder gar nichts gelesen haben, aber sich selbst zu verrathen, wie schwach ihre Denkungsart ist, wie unmännlich ihre Seele, das ist wahrhaft Schande — einige Worte hierüber.

Dem Säufer, der seine Nerven durch hitzige Getränke schon geschwächt hat, wird jede Unze Wein zu Gift. Dem Wohllüstling, der seine verwöhnte Einbildungskraft schon bis unter die Thiere erniedrigt hat, ist jede nackende Mücke gefährlich, unter diese Reihe von Menschen, meine Herren! rechne ich Sie auch. Das Bild hat für den Vernünftigen nichts anstossendes, nur für den schwachen Wohllüstling, dem seine erhitzte Phanthasie, und sein verdorbenes Herz den unschuldigsten Gegenstand gefährlich macht.

Was ist Keuschheit — was ist Enthaltsamkeit, und wenn ist sie Tugend? ist der keusch, der seine Augen nie zum Himmel hebt — der keinem Mädchen mit offener Stirne ins Auge zu sehen traut, jedes nackende Bild wie ein Tartüff verschleiert, und nach allen lüstern herumblickt? Oder ist's der, welcher weiß, was er dem Schöpfer — was er der Liebe seines Nebenmenschen, und seiner Selbsterhaltung schuldig ist? Der mit Grundsätzen überdenkt, und durch Vernunft seine Einbildungskraft stärket, und gegen unvermeidentliche Zufälle rüstet.

O ihr Thoren! wie wenig kennet ihr doch den Menschen, und ihr wollt eure Kinder zur Tugend erziehen? wisset ihr nicht, daß der Mensch nach dem Verbothenen lüstern ist, daß seine Einbildungskraft immer mehr erhitzt wird, je mehr man ihn mit Geheimnissen täuschet. Entzieht nur euren Kindern jede Gegenstände, die ihr glaubt, sie könnten ihnen zur Aergerniß werden, sie werden desto begieriger werden, werden euch betrügen, diese Gegenstände aufsuchen, sie finden und denn ins Verderben rennen.

Ich hab die Bemerkung auf der Universität gemacht, daß diejenigen Jünglinge, die am einfältigsten sind erzogen worden, die liederlichsten Menschen geworden sind. Alles war ihnen neu, alles mehr reizend, nun ein bischen Freyheit dazu — und Verderben war in der Seele.

Leidenschaften sind wie muthige Pferde. Die Seele muß belehrt werden, sie zu regieren, sonst ist sie immer der Gefahr ausgesetzt, den schrecklichsten Sturz zu erleiden.

Wie möchte ich doch weinen, wenn ich höre, dieser Jüngling, oder dieses Mädchen ist recht fromm erzogen, sie ist nie vom Hause gekommen, ist so unschuldig wie eine Taube, sie weiß gar nicht, wie es in der Welt zugeht — sie ist recht unschuldig erzogen. — Recht einfältig erzogen, müsset ihr sagen, erzogen zu ihrem Untergang. Sie weiß nicht, was es in der Welt ist, und sie soll in der Welt leben? desto

schlim-

schlimmer: jeder listige Schurke wird sie betrügen, und mit dem Bethbuch in der Hand wird sie lasterhaft werden.

Welchen Gefahren ist ein Knabe nicht ausgesetzt, wenn er nicht durch Vernunft zur Tugend und Enthaltsamkeit angewiesen wird? — Er studieret die Malerey, die Zeichnungskunst, die Poesie, die Götterlehren der Alten, alles das macht ihn mit Bildern bekannt, die ihm höchst gefährlich werden können, wenn er nicht von seinen Lehrmeistern zur Vernunft geführet worden ist. Er kömmt in die Zeichnungsschule — da stehen nackende Jünglinge und Mädchen zum Urbild der Natur, man zeichnet sie; der junge Mensch mit Verstand ist ganz mit der Kunst beschäftigt, und der sogenannte unschuldige Junge, ist da wie ein Maulaff, und weiß der Himmel, welche schwarze Gedanken seine geile Einbildungskraft beschäftigen.

Er tritt in eine Bildergalerie. Der gebildete Jüngling bewundert die Kunst des Pinsels, und der einfältig Erzogene wird tiefsinnig über jeden nackenden Arm, den er sieht.

So werden eure Kinder erzogen! die Vernunft ruft, aber ihr hört sie nicht — ihr gehorchet eurem Eigensinne, und bahnt euren Söhnen den Weg zum Verderben. Was soll man ihnen also sagen, werdet ihr mir einwenden, wohlan so hört, wie ich einen Knaben unterrichten wollte.

Was leseſt du hier Fritz?

Fritz. Die Naturgeſchichte, lieber Papa!

Ich. gefällt ſie dir, guter Fritz!

Fritz. O recht wohl — der gütige Gott hat ſo wunderbare Dinge erſchaffen.

Ich. Warum biſt du denn ſo tiefſinnig, du ſcheinſt mir heute nicht ſo aufgeräumt wie ſonſt.

Fritz. Ich las eben da in Rafs Naturgeſchichte von dem Menſchen, und hierüber hab ich halt uachgedacht.

Ich. Höre Fritz, ich kann mir wohl einbilden, auf welche Gegenſtände dich dieſes Buch geführt hat, es iſt Zeit, daß ich mit dir vernünftig rede, denn es wird eine Zeit kommen, in der weder ich, noch deine Mutter, noch dein Lehrmeiſter an deiner Seite ſeyn werden, ſondern du wirſt allein ſeyn — und elend ſeyn, wenn die Vernunft nicht deine Führerinn iſt. Fritz! du ſiehſt, daß du auf dieſer Welt von verſchiedenen Geſchöpfen umrungen biſt; alle theilen das Daſeyn mit dir, alle den Genuß des Lebens — du ſiehſt, daß die Pflanzen wachſen, daß die Thiere ſich erzeugen, und die Menſchen ſich fortpflanzen, dieſes alles liegt in den nothwendigen Geſetzen der Schöpfung.

Unter Menſchen entdeckeſt du Jünglinge, und Mädchen, ein ſtärkerer Nervenbau adelt die Bildung des Mannes, feinere Züge veredeln das

Mäd

Mädchen. Du findest gegenseitigen Hang unter beyden Geschlechtern, er ist nothwendig zur Erhaltung der Menschen. Jedes der Geschöpfe hat seine sonderheitliche Bestimmung, und diese sonderheitliche Bestimmung setzt auch einen verschiedenen Körperbau voraus, die Naturgeschichte lehrt dich hievon das mehrere. Fritz; den Menschen unterscheidet nichts, als die Vernunft seiner Seele. Die Bedürfnisse seines Körpers sind thierische Bedürfnisse, seine Fortpflanzung ist eben thierisch. — Lerne also nach der Vernunft und der Religion handeln. Du bist in dem ersten Feuer deiner Jugend, dein Herz ist zwar nicht verdorben, aber es könnte verdorben werden, wenn ich dich nicht auf dich selbst aufmerksam machen würde. Du wirst einen innerlichen Hang gegen das andere Geschlecht fühlen. Dieser Hang kann die Ursache deines Glückes und deines Unglückes seyn. — Wenn du diesem Hang nach den Grundsätzen der Vernunft und der Religion folgen wirst, so wird er einst in den Armen einer zärtlichen Gattin die Wonne deiner Täge ausmachen, verlassest du aber den Pfad, den die Vernunft und die Religion vorschreiben, so bist du verloren. Jünglinge sind leicht zur Wohllust verführt, aber Fritz! komme her in meine Arme, ich will mit Stärke deine Seele gegen diese Feindinn waffnen. Die Wohllust besteht in einer überspannten Einbildung, sie ist nur ein Scheingut, das uns das wahre Gut des Lebens entzieht, und uns wie eine Busenmörderinn mit

Grausamkeit lohnet. Sohn! du kennst die Pflichten gegen Gott, gegen deinen Nächsten, gegen dich selbst, alle diese Pflichten würdest du schändlich beleidigen, wenn du die Wege der Tugend verlassen solltest. Die Pflichten gegen Gott, durch Uebertrettung seiner Gesetze; die Pflichten gegen seinen Nächsten, weil du ihn zum Mitgehilfen des Verbrechens erniedrigen würdest; endlichen die Pflichten gegen dich selbst durch die niedrige Herabsetzung bis zum Thier. — O Sohn! was sollt ich dir erst von den traurigen Folgen der Ausschweifungen erzählen, dein Herz würde beben, deine empfindsame Seele sich erschüttern, wenn du ihre unglückliche Opfer sehen solltest. Gewöhne dich also, daß die Vernunft und die Religion immer mehr Gewalt, als die Einbildung über dich habe, so wirst du recht handeln. So wollte ich zu meinen Zöglingen sprechen, und wer von euch kann mich tadeln? — aber ihr — die ihr eure Kinder ohne Seelenstärke erzieht, ihr! deren Tugend so schwach ist, daß sie eine Mücke erschüttern kann, für euch muß sogleich alles in der Welt gefährlich seyn — aber diese Gefahr ist nicht in den Gegenständen der Natur, sondern in eurem schwachen Geist, der ohne Kraft auf euren durch heimliche Laster schon längst entnervten Körper wirket. Durch euer ewiges Schleichen und Bücken und Krimassen und Aegernissen wollt ihr vor der Welt das scheinen, was ihr nicht seyd, ich sag's euch, ihr schwärmt nur fromm, aber ihr handelt nicht so.

Sehet nur die Früchten eurer Erziehung, sind eure Kinder nicht wie muthwillige Rosse, die das erstemal den Stall verlassen, wenn sie Freyheit bekommen? zählet die Folgen ihrer Ausschweifungen, und die Früchten der Bigotterie. — Ihr Fürsten der Welt! lasset die Bildergalerien zusammenreißen, verbiethet die Zeichnungskunst, verdammt die Anatomie, denn die Tugend unserer Gleißner könnte Schaden leiden, aber nein, ich rathe euch — ihr Scheinheilige! geht aus der Welt, denn wenn dieses alles geschehen wäre, so könntet ihr doch noch einen armen elenden Menschen antreffen, der nackend und bloß vor euch stünde, und es wäre um eure Tugend geschehen — o ihr Scheinheilige!

Folgen der Bigotterie.

Philipp, und Franz.

Es wohnten in einer Stadt zween Bürger, jeder hatte einen Sohn, Philipp und Franz nannte man sie.

Franzens Vater wandte alles auf die Erziehung seines Kindes, und brachte ihm in früher Jugend vernünftige Grundsätze bey. Philipp aber war nicht so erzogen, sein Vater gewöhnte ihn in früher Jugend schon zur Bigotterie. Wenn Franz und Philipp in der Kirche waren; so lag Franz mit ehrfurchtvoller Mine vor dem Ewigen. Ernste Stille verbreitete sich auf seiner Stir-

ne, und verkündigte, daß Franzens Seele mit dem Allmächtigen sprach. Philipp aber hatte ein grosses Bethbuch mit hundert gestickten, und nicht gestickten, gemalenen, und gestochenen, gedüpfelten und geschnitzelten Bildern, er vergaß nicht fleißig nach der Länge und nach der Querr, von oben und unten zu küßen und zu schmatzen, und plaperte und wispelte so sehr, als es ihm möglich war, und diese abentheuerlichen Krimassen machten Philipps Gebeth aus. Franz war guthätig, theilte jeden Kreuzer, den ihm sein Vater schenkte, mit dem Armen, Philipp aber kaufte sich Bilder und geweihte Pfennige. Franz bildete seine Seele durch Lesung guter Bücher, Philipp brachte seine Zeit durch Wahlfartengehen zu, und wurde ein wahrer Taugenichts. Franz sprach von Niemand Böses, Philipp wußte von jedem etwas Nachtheiliges, denn alles, was nicht plaperte und wispelte, und gemalne Bilder und Gebethbücher hatte, war ein Freygeist, und ein Ketzer.

Nun was geschah mit diesen Leuten, Philipp erwuchs, und Franz auch. — es trug sich zu, daß Philipp und Franz mit einander auf einer Reise waren. Sie fuhren durch ein Dorf, mittler Weile, daß sie die Pferde auf dem Posthause wechselten, giengen sie Arm in Arm in einer blumichten Aue spazieren. Ein angenehmer Bach riselte durch die Fluren, Kinder saßen am Fluße, und spielten, wie erschrack aber Franz, als ein kleines nackendes Mädchen, das sich ba-

den

den wollte, von dem Strom gähling fortgerissen ward. — Philipp! schrie er: Wir müssen die Unglückliche retten, geschwind ins Wasser.

— Daß mich Gott bewahre! schrie Philipp: ein nackendes Mädchen aus dem Wasser ziehen. — Ich will ihre Kleider holen, und sie ihr zuwerfen, damit sie ihre Blöße vor meinen keuschen Augen bedecke.

— Daß der Geyer die Kleider und deine keuschen Augen haben möchte! erwiederte Franz, und sprang ins Wasser, und rettete das unschuldige Kind. —

Entscheidet nun Ihr Bigotten — wenn noch ein Menschenherz in Euch schlägt — Wer von diesen war unschuldig? der gutthätige Franz, der auf Nichts dachte, als seinen Mitmenschen zu retten — oder der Gleißner Philipp?

Nur ein Wort noch an Euch, Ihr Gleißner, deren Vorurtheil voller Geist jede gute Sache verdreht, die ihr nur Krimassen von Tugenden kennt, aber nicht die Tugend. Ihr ärgert Euch an allen, weil alles Eure geile Einbildungskraft reizet, Ihr seyd wie die Gelbsüchtigen, die jedes blühende Laub als verdorben ansehen. — Was findet Ihr Anstossendes in dem nackenden Bild der Wahrheit, welches in tausend Büchern so zu finden ist? Sehet Lichtwerns Fabeln, die Thiergespräche des Aesops, in Gellerts Werken selbst werdet Ihr sie so finden — das Kupferbild in Dorats Werke — das Vorbild in einem

der Werke des unsterblichen Oeffele, ist die nackende Wahrheit. — Kein Mensch mit gesundem Verstand kann sich hierüber aufhalten, — aber was will ich Euch sagen, Ihr seyd krank — tödtlich krank — ich bitte Euch, geht nie in die gesunde Luft, denn sie muß Euch nothwendig schädlich seyn.

Der Kaufmann, und die Wahrheit.

Die Wahrheit ließ vor kurzen Tagen,
In einer Senfte sich zu einem Kaufmann tragen.
Er sah sie an, und ärgert sich:
Madame! rief er, ja das ist ärgerlich.
O Gott! vergieb mir meine Schulden,
Kein nackend' Bild kann ich nicht dulden.
Madame! nein, nein, das ist nicht schön:
Die Wahrheit soll nicht nackend geh'n.
Ich hab' ja hier in meinem Laden,
Den schönsten Zeug, den beßten Faden,
Was kaufen sie mir denn nichts ab,
Gieb's Ellenweis, gieb's nach dem Stab,
Wie sie es immer haben wollen.
Sie werden ja nicht spröde seyn?
Die schönsten Damen kaufen ein,
Wenn sie es mir nicht glauben sollen;
So fragen sie die Redlichkeit,
Ja selbst an die Gerechtigkeit
Hab' ich schon Waaren abgegeben,
Warum denn wollen sie allein
So wunderlich und spröde seyn?

Ich bitte sie, seyn sie bescheiden,
Sie sollen sich vom Fuß auf kleiden.
Mein Herr! ich kenne ihre Töne,
Erwiederte die holde Schöne:
Ich bin ganz ihre Dienerinn,
Ich hab' nicht Lust mich anzuzieh'n,
Wer mich will, muß mich nackend haben,
Ganz ohne Putz, ganz ohne Gaben.
Die gute Schwester Redlichkeit
Nahm aus dem Laden auch ein Kleid,
Und sie, die ich einst Schwester nannte,
War so verhunzt, daß ich sie nicht mehr kannte.
So sprach die Wahrheit, und der Mann,
Fieng wie ein Thor zu rasen an,
Und jagte sie zu höchsten Gnaden
Mit seinem Maaßstab aus dem Laden.
Dann nahm er auch mein Wochenblatt,
Das seine Frau zu lesen hat,
Und schrie zu ihr und seinen Söhnen,
Man muß dieß Hexenbild verbrennen.

Der Magister.

Einst jagte auch aus seinem Haus
Die Wahrheit ein Magister aus,
Und fluchte gräulich über sie,
Der gute Mann gab sich die Mühe,
Ihr edles Bild gar zu verbrennen.
Die Weisheit sah's, und heiße Thränen,
Die rollten dieser edlen Schönen,

Als sie die Wahrheit sah entflieh'n.
Auf den erhabnen Busen hin.
Allein die Göttinn war gelassen,
Ich kann den guten Mann nicht hassen,
Rief sie. Was ist denn sein Vergeh'n?
Er lehrt erst die Prinzipien,
Wird einst sein Geist zu wahrer Weisheit steigen,
So darf ich mich ihm sicher wieder zeigen.

Anhang.

Die Thorheit zog den Harnisch an,
Die Wahrheit zu bekriegen,
Die Dummheit war ihr zugethan,
Und Wollte mit ihr siegen.

Schon alles war zum Krieg bereit,
Die Bomben, die Granaten,
Und langsam zog schon in den Streit
Ein wackers Heer Soldaten.

Ein Gleißner war der General
Der bucklichten Bigotten,
Er führte Schwerter, Spieß und Stahl,
Die Wahrheit auszurotten.

Er kroch als wie ein böser Wurm,
Und bückte sich im Staube.
Die Falschheit glänzte in den Sturm
Auf seiner Bickelhaube.

Der Thoren Heer das folgte nach
Mit Hauen und Faschinen,
Zelloten hielten stets die Wach,
Andächtler gruben Minen.

Allein die Göttinn lachte nur
Zu diesen Kindereyen,
Und spottet ruhig in der Flur
Der tollen Schwärmereyen.

Ich hab' nicht einmal ein Gewand,
Sprach sie: was soll dieß heißen,
Bin eine Fürstinn ohne Land,
Was woll't ihr mir entreißen.

Die Wahrheit lachte ihrer Wuth,
Und floh hoch zu den Sternen,
Dieß ärgerte die tolle Brut,
Sie mußte sich entfernen.

Seit dieser Zeit kann die Vernunft
An mancher Stirne lesen,
Wer unter dieser tollen Zunft
Im Narrenfold gewesen.

Anekdoten.

Silvan und Amynt.

Amynt. Wer liegt hier in diesem Grabe?

Silvan. Ein armer Ackersmann.

Amynt. Daß er sanft ruhen möge! — Wer liegt hier?

Silvan. Selmar, der reiche Mann. —

Warum, Freund! wünschest du dem Ackersmann eine sanfte Ruhe, und warum sagtest du nichts bey Selmars Grabe?

Amynt. Der Ackersmann arbeitete sein ganzes Leben durch, um uns zu nähren, und er verdient wohl, daß man ihm Ruhe nach so mühesamen Tägen wünsche. Selmar aber brachte sein Leben im Müßiggange zu, und kann daher von der Arbeit nicht müde seyn; warum sollte ich ihm eine Ruhe wünschen? — wer nicht müde ist, ruhet nicht gern.

Herr Dugos, Stadtrichter in Lyon, war eben so gerechte, als uneigennützige Gerichtsperson. Einmal kamen die Bäcker zu ihm, und bathen um Erlaubniß den Preis des Brodes erhöhen zu dürfen, und er versprach ihr Begehren zu untersuchen. Als sie fortgiengen, ließen sie einen gespickten Beutel mit 200 Luisdor auf dem Tische liegen.

Nach einiger Zeit kamen sie wieder, und glaubten gewiß, das Gold würde ihrer Sache einen guten Ausschlag geben; aber Dugos sagte zu ihnen: Meine Herren! ich habe Ihre Gründe in der Waage der Gerechtigkeit gewogen, und gefunden, daß sie gar kein Gewicht haben. Ich glaube daher, wir dürfen durch eine Theurung ohne allen Grund dem Publikum keinesweg zur Last fallen; Was aber ihr Geld anbelangt, so habe ich es an die zwey Hospitäler hiesiger Stadt vertheilet, weil ich glaubte, daß sie es auf diese Art angewendet wissen wollten; zu dem bildete ich mir auch ein, daß, da sie im Stande wären so reichliche Almosen auszutheilen, sie unmöglich ihrem Vorgeben nach bey ihrem Handwerke so viel einbüßen können. — —

Zween Menschen standen an einem Rathshause, und sahen ein Bild an, das an dem Tempel der Gerechtigkeit gemalt war. — Mir deucht, sagte der eine, es ist die Gerechtigkeit und der Frieden; sie umarmen sich, und schwören sich ewige Freundschaft. Du betrügst dich, sagte der andere, sie beurlauben sich eben, um sich auf ewig von einander zu trennen.

Ich bin überzeugt, daß die wahre Frömmigkeit die Quelle der Gemüthsruhe ist. Sie verschafft uns ein vergnügtes Leben, und einen sanf-

sanften Tod. Die Heucheley kann uns diese Vortheile nicht geben.

"Jede Stunde ist sowohl an sich, als in "Ansehung unserer, einzig. Ist sie einmal ver"laufen, so ist sie ewig hin; millionen Jahrhun"derte können sie nicht wieder bringen. Tage, "Monate und Jahre verschwinden, und verlieren "sich ohne Wiederkehr in den Abgrund der Zeiten. "Die Zeit wird vernichtet werden. Sie ist nur "ein Augenblick in dem unendlichen Raume der "Ewigkeit, und sie wird unmerkbar werden. Es "giebt flüchtige und nichtswürdige Umstände der "Zeit, die keinen Bestand haben, und entfliehen. "Dahin rechne ich die Moden, die Größe, die "Reichthümer, die Macht, das Ansehen, die Un"abhängigkeit, das Vergnügen, die Freude, und "den Ueberfluß. Wie wird es mit den Moden "aussehen, wenn die Zeit selbst verschwunden seyn "wird? Nur allein die Tugend, die so wenig in "der Mode ist, die Tugend wird länger als die "Zeiten selbst dauren.

Es kam einstens ein stolzer Mensch auf der Jagd in eine sumpfigte Gegend, nnd fiel bis über die Ohren in Moraft. Ein Bauer, der in der Gegend war, sah ihn, eilte hinzu, und rettete ihm das Leben.

Einige Zeit hernach kam der Bauer in einer Angelegenheit zu dem Adelichen, und erinnerte ihn des Dienstes, den er ihm erwies. Was? sag-

te der Stolze: du willst gar, daß ich dir dankbar seye — war es nicht eine Gnade für dich den Hochgebohrnen Hrn. Hrn. von und zu — und auf und ꝛc. ꝛc. aus der Kothlache zu ziehen. — Ey! erwiederte der Bauer, jetzt wundert es mich nicht mehr, daß sie so tief in Morast steckten, weil Sie mit so schweren Titeln beladen sind, und gieng davon.

Bald darauf begegnete aber dem stolzen Herrn das nämliche Schicksal wieder — und er schrie erbärmlich um Hilfe, der Bauer aber bedankte sich immer, und schrie, daß er der hohen Gnade den Junker wieder aus der Kothlache zu ziehen nicht würdig wäre — und so blieb der Junker gleichwohl im Morast stecken, bis ihn einer seiner Jäger erst spät am Abend fand.

Der Wahrsager.

Es sprach einst ein armer, aber verdienstvoller Mann einen reichen, aber müßigen Menschen um ein weniges Almosen an. Der Reiche versprach ihm seine Unterstützung, aber mit dem Bedinge, daß er ihm von künftigen Dingen wahrsagen sollte.

Das will ich wohl, sagte der Arme: aber wenn ich euch unangenehme Dinge sage, so müsset ihr nicht böse werden; denn wenn ich wahrsagen soll, so muß ich euch auch Wahrheiten sagen, damit ihr euer Geld nicht vergebens ausgebet.

Das will ich eben, fuhr der Reiche fort; und der Arme erwiederte; So will ich euch sagen, daß eure Seele nach eurem Tode sehr glücklich seyn wird; denn sie freuet sich wirklich von einem Stück Fleisch erledigt zu werden, indem sie ohne Bewegung, ohne einer Verrichtung, die ihrer würdig gewesen wäre, gleichsam schon so viele Jahre durch vergraben lag. Ich möchte fast sagen, daß sie sich eures Körpers und der rohen und unvollkommenen Werkzeuge schämt, mit denen sie sich so lange schleppen mußte, und aus denen sie nichts, als einen Narren und dummen Kerl hat machen können. Sie wird — — Der Reiche erwartete aber die weitere Wahrsagung nicht mehr — er warf dem Armen ein Stück Geld zu — und sagte zu jedem, der ihn über diese Wahrsagung befragte, daß dieser Mann Wunderdinge sagen könnte.

Der Bauer und der Advokat.

Ein Advokat sagte eines Tages zu einem Bauern, daß er zu dem Richter gehen sollte, um selbem seinen Rechtshandel pro Justitia zu empfehlen. — Was heißt das, pro Justitia, erwiederte der Bauer? — Das heißt so viel, sagte der Advokat, daß man deine Sache unterstützen sollte, weil sie gerecht ist. — Das thue ich nicht, fuhr der Bauer fort; denn entweder ist meine Sache gerecht, oder ungerecht. Ist sie gerecht; so empfiehlt sie sich selbst: ist sie ungerecht

recht; so hat sie keine Empfehlung nöthig. — — Ich kann überhaupt nicht verstehen, wie der erste, der seinen Richter gebethen, ihm Recht zu verschaffen, das Herz gehabt hat, es zu thun; noch auch, wie sich die Richter gewöhnen können, eine solche Beschimpfung zu leiden. Was heißt dann einen Richter ums Recht bitten? — Es heißt halt so viel: Ich zweifle nicht, Herr Richter! daß ihr meine Sache gewiß versäumen würdet, wenn ich nicht deßwegen Erwähnung thäte. — Ich weis, daß ihr eure Ruhe und euer Vergnügen liebt, und solche ohne Zweifel den Pflichten eures Amtes vorziehen würdet. Aber ich bitte euch, thut mir zu gefallen eure Schuldigkeit; untersuchet meine Sache. — Die schöne Emilia wird zwar kommen, und gegen mich sprechen; allein machet die Augen gegen ihre Reizungen zu. — Dieser oder jener Kavalier wird euch ihre Sache empfehlen; bedenket aber, daß dergleichen Vorsprüche ihre Rechte nicht besser machen. Man wird suchen, euch durch Versprechungen, oder durch Geschenke zu verblenden; allein seyd unbeweglich. Mit einem Worte: thut mir den Gefallen, seyd ein ehrlicher Mann, und kein Schurke.

So sagte der Bauer, und der Advokat konnte die Grundsätze seiner natürlichen Philosophie durch nichts anders widerlegen, als durch dieses: — Es ist so gewöhnlich.

Auf

Auf den Luftballon.

Silvan.

Was der Mensch nicht alles macht;
Wer hat je daran gedacht,
Daß die, die die Erd' bewohnen,
Dereinst so auf Luftballonen
Stiegen munter in die Höh,
Bis in den Mond zum Allemblée

Temar.

So auf einem Luftballon
Flog die Tugend auch davon.
Und ich wollte mit dir wetten,
Daß die Menschheit, sich zu retten,
Bald auf einer Luftmaschin
Wird auch von der Erde fliehn.

Kubro, und Parmenio.

Parmenio. Wohin, Kubro!

Kubro. Weit von hier Parmenio in andere Welttheile. Ich hab meinen Abschied bekommen, Alexander hat des armen Kubro nicht mehr nöthig.

Parm. Wie?

Kubr. Erstaune nicht Parmenio, sieh — ich habe nur mehr ein Bein — kann dem König nicht mehr dienen, es ist ja billig, daß er sich um

um Leute umsehe, die beßere Knochen haben, als ich — aber hier lies meinen Abschied. —

Parm. Aber Kubro! was soll das — dein Abschied ist ja blutig?

Rubr. Ja — freylich — sieh Parmenio, ich hab meine alten Wunden aufgerissen, und mit meinem Blute des Königs Namen ausgestrichen, damit die Welt seine Undankbarkeit nicht lesen möge.

Parm, Armer Kubro!

Kubr. Ich bin nicht arm, der König muß arm seyn, der einen alten Helden, der sein Leben so oft für ihn wagte, nicht mehr ernähren kann — Lebe wohl.

Parm. Was hast du aber — mit was wirst du dich nähren,

Kubr. Sieh Parmenio! mein ganzer Reichthum ist dieses leere Fläschchen — es war einst Wein darinn, allein ich gab den letzten Tropfen her um des Königs Wunde zu waschen, nun will ichs mit meinen Thränen anfüllen und verschimeltes Brod aus selbem tauchen — und den Ueberrest will ich austrinken auf Alexanders Gesundheit. — Kann man trefflicher leben? hab ich nicht selbst einen König zum Mundschenke. —

Menon und Silvio.

Menon. Guten Tag! Bruder Mitmensch.

Silvio. Nicht so gemein! Weißt du nicht, daß ich des Königs Rath geworden bin?

Menon. So bitte ich dich um Vergeben, daß ich dich bey deinem neuen Amte noch für einen Menschen ansah. Aber wer könnte dir auch deine Verwandlung an der Stirne ansehen? du trägst noch immer den alten Menschenkopf. — Wer Geyer! hätte denken sollen, daß sich deine Seele geändert hätte?

Von der Freundschaft.

Warum giebt es so wenig Freunde? Eine Frage, die in unsern Zeiten gewiß wichtig ist.

Die Ursache ist nicht schwer zu finden. Es giebt sehr wenig Menschen, die der Freundschaft fähig sind. Und warum das? Dieses ist eine andere Frage, und wir wollen sie beantworten.

Ich habe es bereits in meiner Gewohnheit, daß, wenn ich etwas beantworten will, daß ich meine Gründe nicht in den Büchern, sondern in der Welt, und in den Herzen der Menschen aufsuche.

Wie handle ich in dieser und jener Gelegenheit, so sage ich mir, und warum handle ich so? — Was sind meine Beweggründe? Wie handle

ich

ich aus Temperament? Wie aus Ueberlegung? Welche ist meine herrschende Leidenschaft? Führet sie mich zum Guten oder zum Bösen? Wie kann ich mein Herz leiten? Wie meine Seele gut machen? So denke ich oft über mich nach, und durchsehe nach manchem Tage meine Handlungen.

Am stillen Abende, wo alles ruhig um uns her liegt, wo die Auswallungen unserer Säfte wieder ruhen, wo der eitle Prunk kindischer Tändeleyen wieder in sein Nichts zurückgekehret ist, da ist es Zeit, über sich und den Menschen nachzudenken.

Was habe ich an dem vergangenen Tage Böses gethan? So soll sich der Mensch mit Unpartheylichkeit fragen. Was hab ich Gutes verrichtet, und auf welche Art bin ich besser geworden, als ich gestern war?

Dann durchforsche der Mensch die kleinste seiner Handlungen, und überdenke, was Erziehung, was Umstände, und was sein Nervenbau hiezu beytrug, und er wird demüthig gegen sich, und nachsichtig gegen seinen Nebenmenschen werden.

So wie es nöthig ist, sein Herz zu kennen, so ist es auch nothwendig, die Menschen kennen zu lernen, mit welchen uns das Schicksal im gesellschaftlichen Leben verbunden hat.

Menschen kennen zu lernen ist nicht so hart, als man glaubt; es gehört nur Aufmerksamkeit und Uebung hiezu.

Der Mensch, der zu viel Selbstliebe hat, wird die Menschen nie kennen lernen. Vor allen ist es nöthig, wenn man sich dieser Wissenschaft

wiedmen will, daß man sein Herz von den heftigsten Leidenschaften reinige, und daß man ganz ruhig über eine Handlung nachdenken kann.

Die meisten Menschen tragen Masken; sie sind nicht das, was sie scheinen. Man beurtheile sie nicht aus ihren öffentlichen Handlungen, sondern man forsche ihnen im Stillen nach; man suche ihre schwache Seite zu finden, verstelle sich mit Klugheit, und bringe ihre Leidenschaften zuweilen in Hitze: dann entlarvt sich der Charakter; dann zeigt sich manches Ungeheuer, wie es ist, und die künstliche Maske verschwindet, die er trug.

Allein, diese Menschenprobe ist nicht jeder im Stande zu machen, es gehört ein Zeitraum hiezu, und eine Zubereitung seiner eignen Seele.

Der, dem jedes Lob eines Menschen schmeichelt, den jeder Tadel kränkt, jede kleine Unhöflichkeit beleidigt, der wird die Menschen nie kennen lernen.

Er muß seine Brust gegen die Pfeile der Selbstliebe und des Eigennutzes gepanzert haben; dann ziehe er aus in der Rüstung eines Helden, und er wird siegen.

Amynt befleißet sich schon seit zehn Jahren, die Menschen kennen zu lernen, und er kann doch noch nicht zurecht kommen; und warum? Weil er voll von Eigenliebe ist. Wer ihn lobet, ist sein Freund; wer ihn tadelt, sein Feind. So verscheut er die Rechtschaffenen, und macht Freundschaft mit Thoren.

Selbstkenntniß ist die erste Klasse zur Menschenkenntniß. Wer sich in jene nicht hinein gedacht hat, kann in dieser nicht weiter kommen.

Wenn man einen Menschen recht studirt hat, (einen Menschen ohne Grundsätze, man verstehe mich wohl) wenn man einen solchen recht studirt hat, so kann man eine Marionette aus ihm machen. Er soll tanzen, wie ein Affe, und aufwarten, wie ein Pudel, und dieses alles so natürlich, daß es die heilige Inquisition selbst untersuchen dürfte, daß keine Zauberey bey der Sache wäre.

Nur dieses Spasses halber wäre es ja der Mühe Werth, daß man sich auf diese Wissenschaft verlegte. Der Vernünftige weiß, was großen Nutzen sie hat, und was sie beytragen könnte zum Wohl der Menschheit.

Man bedenke, daß Eigennutz und Selbstliebe die meisten Menschen zu Bösewichten mache.

Eigennutz und Selbstliebe machen aber auch oft nur unsere guten Handlungen.

Eigennutz und Selbstliebe liegen in dem Menschen, wie rohes Gold in Bergen vergraben. Man suche sie von ihren Schlacken zu reinigen, und selbes wird in seinem Werth erscheinen.

Wenn man über die Menschen von diesem Gesichtspunkte nachdenket; so kann man leicht die Frage beantworten, warum so wenig Menschen der Freundschaft fähig sind.

Es ist eine alte Sage, daß dem Eigennutze der Menschen alles weichen muß. Man weiß,

daß Eigennutz das erste Band ist, das Menschen verbindet, und die Triebfeder ihrer Handlungen.

Es ist doch wunderlich, daß nach so vielen Jahrhunderten, seitdem dem Eigennutze heimliche Altäre erbauet worden, die Staaten noch keine öffentlichen Feste demselben gefeyert haben.

So viele Menschen, als immer durch den Eigennutz beseelt und geführt werden, so ist doch keiner unter dieser Menge, der es nicht für Beleidigung annähme, wenn man ihn eigennützig glaubte; so viele Widersprüche sind in den Herzen der Sterblichen.

Wenn wir mit Ueberlegung der Sache nachdenken, so finden wir, daß die Menschen den Eigennutz nicht als entehrend ansehen, obwohl sie öffentlich behaupten, daß es erniedrigend sey, einen Menschen nur darum zu lieben, weil er uns nützlich seyn könnte; und dennoch ist kein anderer Beweggrund unserer Freundschaft, als unsere eigennützige Selbstliebe.

Wir haben immer das Verdienst in unserm Munde; immer ist unsere Sprache vom verdienstvollen Manne, und wir finden das Verdienst, das wir suchen, doch nur in dem, der uns nützlich seyn kann.

Wir loben die Frömmigkeit, billigen die Gerechtigkeit, und erheben die Rechtschaffenheit; aber alle diese Tugenden sind zu schwach unsere Herzen zu fesseln: nur der Eigennutz hat Bande, die uns binden.

Kremur wird in der Stadt der Freund der Gelehrten genannt: jeder Mensch von Talenten ist bey selbem willkommen. Es geht kein Tag nicht vorüber, an welchem nicht Künstler an seiner Tafel speisen.

Verdient also Kremur wirklich den Namen eines Freundes der Gelehrten? O nein, er ist der Freund seines Stolzes. So wie ihm sein Kleid lieb ist, mit welchem er sich brüstet: so wie er seine Pferde liebt, die ihn ziehen; so liebt er die Künstler und den Gelehrten. Er sieht sie als Diener seiner Pracht und seines Ansehens an; er liebt nur sich selbst.

Kolendor ist Timons Busenfreund; sie liebten sich von Kindheit an; sie theilten das Vergnügen der Jugend, die Freuden ihrer Jünglingsjahre; sie waren immer unzertrennlich. Kolendor macht eine Reise; er kömmt zurück, und hat neue Bekanntschaften. Timon will seinen Freund wieder sehen; aber Kolendor läßt ihn nicht vor; er hat vergessen, daß je ein Timon für ihn in der Welt war.

Ist dieses Freundschaft? O nein, Kolendor hatte nie Freundschaft für Timon; es war nur Gewohnheit und Selbstliebe.

Warum bist du traurig, Telandar? — weil du deinen Freund Salim verlohren hast? O beklage dich nicht! er hat die Bande der Freundschaft nicht gebrochen; er war nie dein Freund. Glaube mir, Unglücklicher! du bist unter der Zahl derjenigen, die sich über den Verlurst eines Freundes beklagen, der selbst nie wußte, daß er ihr Freund war.

Ich muß oft im Innersten meiner Seele lachen, wenn mich so ein gewöhnlicher Alletagsfreund beym Halse erwischt; mich an die Brust drückt, daß ich bersten möchte, und aufruft: Lieber Freund! wie freut es mich, daß ich Sie wieder sehe! alsdenn wieder auf- und niederhüpft, wie ein Sperling, und im Zimmer für die lange Weile herumtrillert.

Ein feiner Freund, denke ich, der den Namen der Freundschaft so lange kennt, als er ihn ausspricht; der mit der nämlichen Herzensrührung, mein Freund! ausruft, als er ein Kaffeemädchen seine Göttinn nennt; der mir mit der nämlichen Herzenswärme um den Hals fällt, als er mich, wenn es einem andern seiner Freunde gefällt, über die Treppe hinabwirft.

Sie haben recht, sagt Selinde, es giebt falsche Freunde; ich habe selbst einige gekannt: aber Herr Sindor, ist nicht unter diese Zahl zu rechnen.

Wer ist denn Herr Sindor? — Wie? Sie kennen Herr Sindorn nicht, unsern Hausfreund? — — Aber ums Himmels willen, Selinde, wie können Sie diesen Mann ihren Freund nennen! Welche niederträchtige Seele hat Sindor nicht! Er ist ein Schmarotzer, der unter keiner andern Absicht Sie besucht, gute Selinde, als daß er täglich seine Mittagssuppe bey Ihnen haben kann. Er ist ein Störer ehelicher Eintracht: eine Raupe, die Ihren Kindern die Früchte wegfrißt, die sie von Ihnen zu erwarten haben sollen; der unter der Larve der Freundschaft Ihre Leichtgläubigkeit

misbraucht, um einst über ihre Thorheiten zu lachen. Sindor ist der elendeste Mensch, der sich immer, wie ein Immenrauber, auf Unkosten ehrlicher Leute fortgebracht hat. Und Sie, Selinde! können so blind seyn, und diesen Menschen als Ihren Freund betrachten? — Sie sind voll Eigenliebe, und glauben den Honigworten dieses Schmeichlers, vergessen die Pflicht gegen Ihren Mann, gegen Ihre Kinder; hören auf Gattinn und Mutter zu seyn, und das um Sindor willen? Ein herrlicher Freund! der so voll Zärtlichkeit ist, als der Wolf zum Lamm, und der Fuchs zur Henne.

So ist der Mann, Selinde! den Sie Ihren Freund nennen; unfähig sanftes Gefühl in seinem Busen zu nähren, sind schändliche Absichten seine Beweggründe Sie zu besuchen.

Niederträchtigkeit ist in seiner Seele, und Falschheit in seinem Auge. Allein, Sie sehen das Ungeheuer nicht, Selinde! das Sie begleitet. Ihre Eigenliebe hat Sie blind gemacht, und Ihre Augen werden sich nicht eher öffnen, als bis Schande und Verzweiflung Ihre Stirne brandmarken werden.

Unglückliche! wie bedaure ich dich! — Dein Herz ist im Grunde nicht verdorben, aber erzogen zur Eitelkeit, kann dein verwöhntes Ohr die Lüge der Schmeicheley von der Wahrheit nicht unterscheiden.

O Selinde! der Mann, der ein Freund seyn kann, muß Rechtschaffenheit im Herzen haben, sonst ist er der Freundschaft unfähig.

Wie kann der Mann Ihr Freund seyn, der ein Feind Ihrer Tugend ist? Der Niederträchtigkeit genug in der Seele hat, Ihnen die Achtung der ehrlichen Welt zu entziehen. Glauben Sie meinen Worten nicht; so setzen Sie ihn auf die Probe, — und Sie werden finden, welch ein schwarzes Herz in seinem Busen verborgen liegt.

Aber — wen seh ich dort in der Laube? — Es ist Silvie. — Ja du bist es, engelgutes Kind. Du bists. — Ich sehe dich an der Seite deines Freundes; unschuldig, wie die holde Natur, ist dein Herz; du weißt nicht, daß Schmeicheln auf menschlichen Lippen, und Verstellung im seelenvollen Auge seyn kann.

Du höreſt die Schwüre deines Geliebten, — glaubst jedes Wort, das seine brennenden Lippen verläßt, und schätzest dich nun ganz glücklich. —

Arme Silvie! wie unglücklich wirst du nicht seyn, wenn eine Stunde dir die süßen Träumereyen entreißen wird; wenn du hören wirst, daß Meton nie dein Freund war. — O daß ich diese Scene nie sehen möchte! — nie hören möchte, wie du zum Himmel seufzen werdeſt, betrogen und hintergangen zu seyn. — Mich deucht, ich sehe dich, unglückliches Mädchen! wie du dich im Staube wälzeſt; wie deine Hand deine Locken zerreiſſet; wie dein thränenvolles Auge starr zu den Sternen emporsieht, und wie dein Herz seinen Verräther vor dem Allgütigen anklagt! — O gute Silvie! weine nicht, und wende deinen traurigen Blick in

diesen

diesen Gegenden umher, und du wirst tausend Gefährtinnen deines Unglücks sehen.

Auch ich hatte ein fühlbares Herz; auch ich fühlte so was in meiner Seele, das sich mit andern Menschen gerne mittheilen möchte; hatte manche Stunde, in der es mir Trost gewesen wäre, mich an das Herz eines Redlichen zu lehnen, und weinen zu können. Unzähligemal wollte mein Herz sich in einem andern ausruhen; überall suchte ich fühlbare Seelen, aber ich fand nichts, als Täuschung und leeren Schatten, den ich umarmte.

Ach! ewig will ich es nicht vergessen, Theuerster meiner Seele! ewig will ich die Stunde nicht vergessen, in der ich dich an meine Brust drückte, und das Innerste meiner Seele in dein Herz goß. — Eine Thräne zitterte in meinem Auge — und mein Herz klopfte dem deinen entgegen, und deine Blicke sahen mich mitleidig an. — Dein Herz spottete aber meiner Fühlbarkeit, und deine Seele war grausam genug, meine Leichtgläubigkeit zu misbrauchen. — O elender! warum mußtest du mich überzeugen, daß Freundschaft bey den Menschen meistentheils ein Gedicht sey.

O wo seyd ihr niedrigen Hütten, wo das traute Strohdach redliche Freunde deckt? Segen ströme der Himmel über euch! Wie wallt mir mein Herz zu Entzückungen auf, wenn ich den ehrlichen Bauersmann sehe, wie er seine durch Arbeit gehärtete Hand in die Hand seines Nachbars schlägt, und aufruft: Gott grüß euch, Freund!

Ton

Ton und Miene verräth ein schuldloses Herz, und beweist, daß die Freundschaft mit der Tugend auf die Erde herabstieg, und mit ihr die Palläste verließ, um bey unschuldigen Herzen zu wohnen.

Von der Klugheit bey der Erwerbung und Erhaltung seiner Freunde.

Eine der ersten Empfindungen des Menschen, die bey seinem Eintritte in die Welt sein Herz bewegen, ist die Liebe. Das Kind, das die Mutter ganz mit Küssen bedeckt, und an ihre Brust drückt, lächelt sie zärtlich an, und klagt durch Thränen seinen Schmerz, da es ihren Armen entrissen wird. So wie es mehr Menschen kennen lernt, lernt es nur mehr Menschen lieben, — bis sich endlich seine Liebe über das ganze Menschengeschlecht ergießt. In der Gesellschaft des Menschen fühlt sich der Mensch; — fühlt seine Glückseligkeit. In der Einsamkeit ist er für sich eben das, was die Sonne wäre, würden ihre Stralen durch die Luft nicht fortgepflanzt, und so auf mancherley Art gebrochen, daß sie ihre wohlthätige Wirksamkeit in die Planeten vermehrten. „Ich würde, sagt Sterne *, wenn ich auch in einer Wüste wäre, auch in der Wüste etwas finden, das meine Neigung auf sich zöge. — Fände ich nichts bessers, so wollt ich sie auf einen Myrthenbaum heften, oder irgend eine melankolische Cypresse suchen, mit der ich mich einlassen könnte. — Ich würde

* Siehe empfindsame Reisen.

würde ihren Schatten besingen, und für ihren Schutz sie freundlichst grüßen. Meinen Namen schnitt' ich in ihre Rinde, und schwüre, die lieblichsten Bäume in der ganzen Wüste wären sie. Wenn ihre Blätter welkten, wollte ich mich zum Trauren gewöhnen, und Freude jauchzete mit ihnen mein Herz, wenn sanfter Thau sie erquickte."

Mit jedem neuen Freunde gewinnen wir die Hälfte des Lebens; und wenn glücklich leben, seine angenehmen Empfindungen vermehren heißt, so haben wir um so glücklicher gelebt, wenn wir auch an fremden Vergnügen Theil genommen haben. Ich bedaure den Mann vom Herzen, der über die Freuden dieses Lebens hinweggieng, und in das einsame Grab eingeschlossen wird, ohne daß ihn die Thränen seiner Freunde begleiten. Er war so wenig für seine Glückseligkeit geschaffen, als er es für das Vergnügen anderer war. O Freundschaft, seligste unserer Gefühle! welches Herz von Stahl hast du vielmals gerührt! Du beherrschest das Herz derer, die wir wilde und ungesittete Barbaren schelten *, und unter uns gesitteten Menschen wandelt nur dein Schatten. Eigennutz, Ehrgeitz und Wohllust haben dich verdrängt, und schicken Bosheit, Neid und Grausamkeit, dich überall zu verfolgen und zu verderben.

Die

* In der Geschichte der Wilden findet man viele Beyspiele von der vollkommensten Freundschaft. Sie treiben ihre Großmuth auf einen unglaublichen Grad. Von den Cantabriern erzählt man, daß sie für ihre Freunde den Tod nicht fürchten. Auch Herr Hume merket an, daß in Engeland in den rohesten Zeiten Freundschaft und Treue am meisten hervorglänzte.

Die vollkommene Freundschaft kann nur bey der Tugend bestehen; und da kein Mensch vollkommen tugendhaft ist, so wird sie immer ein Wunsch des guten Herzens bleiben. Ein jeder Mensch hat aber doch einen gewißen Grad von Güte, der uns unsere Liebe abfordert; wir müssen uns aber gegen seine Fehler mit Klugheit waffnen, und so bestehet die Freundschaft in weiterer Bedeutung. Hier sind die nöthigsten Regeln der Klugheit, wie man sich bey der Wahl der Freunde und ihrer Erhaltung betragen muß, daß wir unsere gemeinschaftliche Glückseligkeit befördern.

Man lerne zuerst die Menschen kennen, und wähle sie mit Verstand zu seinen Freunden; die Freundschaft, die der Zufall stiftet, zerstört er bald wieder.

Man sehe auf die Uebereinstimmung des Karakters. Die Mutter der Liebe ist die Gleichheit der Sitten. *

Bedfort, oder so wird oft das gute Herz getäuscht.

Bedfort begleitete in der Provinz die Stelle eines königlichen Mautbeamten, und diente mehr denn dreyßig Jahre dem Könige und dem Vaterlande mit unbestechlicher Treue, mit unermüdetem Eifer — mit dem Lobe eines rechtschaffenen, verdienstvollen Mannes. Seinen Sohn Karl dachte er einst nach seinem Tode an diesen Platz

* Qui sunt viri boni (sagt Cicero) & nobis similes.

Platz zu bringen, und sich so dem Könige in seinem Sohne zu hinterlassen.

Frühzeitig bildete er ihn daher in den nöthigen Kenntnissen, die dieses Amt forderten, und machte ihn zum täglichen Gefährten seiner Arbeit; aber vorzüglich bestrebte er sich, ihn zum treuen, würdigen Staatsbürger, zum rechtschaffnen Manne, zum guten Menschen zu bilden. Bedfort hatte nie Gelegenheit, die Menschen von der bösen, abscheulichen Seite zu kennen, von der sie einst sein Sohn kennen lernen mußte: er kannte sie schwach, hinfällig, lasterhaft aus Schwäche, und sein redliches Herz, seine menschenfreundliche Denkungsart, der Geist der Duldung, der alle seine Urtheile vom Menschen milderte, zeigte ihm seinen Mitmenschen immer von der besten Seite. Das gute, gefühlvolle Herz, die edle Denkungsart, und die Geradheit des Vaters waren dem jungen Bedfort in gleichem Grade eigen. Karl dachte von jedem Menschen eben so gut, als er von sich selbst dachte, und sein Herz war der Maaßstab, nach dem er die ganze Welt beurtheilte. Das mußte er um so mehr, da noch keine Erfahrung ihn die Bosheit der Menschen kennen lehrte; da ihn noch kein Betrüger unter der Maske der Freundschaft, und kein Mädchen mit der Schminke von Liebe getäuscht hatte; da er immer gewohnt war, Wahrheit zu reden, und Wahrheit aus dem Munde seines Vaters zu hören; da ihm dieser schon in den Tagen der Kindheit Menschenliebe, Schonung und Redlichkeit einprägte.

Bedfort bemühte sich nun, ihm seinen Sohn adjungiren zu lassen, um ihn sicher an diesem Platze zu wissen. Er glaubte sich Freunde gemacht zu haben, weil er sie verdiente, und weil ihn einige Menschen versicherten, daß sie seine besten Freunde seyen, und so hoffte er in kurzer Zeit vom Hofe die Adjunktion seines Sohnes zu erhalten: allein unter der Zeit, als Bedfort sollizitirte, traf ihn ein Schlagfluß, und Karl wurde der Erbe der süßen Hoffnung seines Vaters, und seiner Scheinfreunde. Alles liebte den guten, wackern Bedfort, alles bedauerte den Verlurst dieses Mannes; aber Niemand nahm sich um den vaterlosen Waisen an. Mit dem Vater starben ihm auch seine Freunde; und Karl blieb allein zurück als der Erbe eines kleinen Vermögens von etwa achttausend Thalern, und der Tugenden seines Vaters.

Der Dienst wurde bald darauf vergeben, aber Bedfort erhielt ihn nicht, sondern der Sohn eines der Freunde seines Vaters wurde ihm vorgedrungen.

Es kränkte ihn tief in der Seele, sich so allein, hilflos und zurückgestossen zu sehen; er stund da ängstlich und bebend, wie der furchtsame Wanderer auf einer gefährlichen Bahne, der seinen Führer verloren hatte; schüchtern und schwindelnd hinabblickt über den gähen Absturz der kahlen Felsenwand, und sich umsieht um einen Führer: aber er sah doch all das für nichts anders an, als den natürlichen Gang der Dinge, wähnte nicht, daß Menschentücke und Menschenbosheit dahinter liegen könne, und tröstete sich über sein Unglück mit sei-

nem

nem Kopfe und seinem Herzen. Gut, sagte Bedfort, man will nicht, daß ich an dieser Stelle dem Staate dienen soll; ich will mich einer andern würdig machen, und meinem Vaterlande nützlich werden.

Mit diesem Entschlusse verließ Bedfort das Haus seines Vaters, und reißte auf die nächste Universität, um sich dort zum Rechtsgelehrten zu bilden. Hier fieng er an, kleine Erfahrungen in der Menschenkenntniß zu machen. Seine Leichtgläubigkeit und sein gutes Herz lockten einen Zirkel von Schurken um ihn herum, die ihn betrogen, und belachten. Bedfort konnte keiner Bitte widerstehen; am wenigsten, wenn ihn ein Dürftiger um Hilfe bath, und wenn er jemanden in einer dringenden Verlegenheit sah, oder zu sehen glaubte. So hatte Bedfort immer kleine Schulden an seinen Mitschülern und anderen zu fordern, die er niemals selbst zurückforderte; denn er dachte nicht, daß ein Mensch so wenig den Werth der Nothhilfe kennen sollte, daß sichs nicht jeder zum strengsten Gesetz machen würde, seine Schuld bald möglichst abzutragen. So dachte Bedfort, so handelte er selbst, und nach seiner Denkungsart, nach seiner Handlungsweise beurtheilte er alle übrige Menschen. Aber bald sah er sich betrogen; wenige dankten seiner Güte und trugen ihre Schuld an ihm ab; die meisten blieben mit der Zahlung aus, und spotteten noch seiner Gutmüthigkeit. Bedfort hörte dennoch nicht auf, gefällig und dienstfertig zu seyn; er bedauerte die Menschen, die er niederträchtig fand, und freute sich in der Hoffnung, einen Guten zu

finden, der dankbar den Werth der Freundschaft fühlt. Was er immer als ehrlicher Mann ohne Beleidigung seines Nebenmenschen thun konnte, nahm er gern auf sich, und die beschwerlichsten Freundschaftsdienste ermüdeten seinen Eifer nicht für das Wohl seiner Brüder.

Bedfort verließ die hohe Schule mit den besten Zeugnißen seiner Lehrer; reich an Kenntnißen für seinen künftigen Beruf, und einem Herzen voll Vaterlandsliebe. Von da gieng er in die Residenz, um sich um eine Stelle zu bewerben, wo er sein Wissen dem Staate nützlich machen könnte. Aber Bedfort wußte noch nicht, wie wenig Vorschwung, Rechtschaffenheit und Talente und Patriotismus in Beförderungen geben; er wußte nicht, daß es für ihn gleichgültig sey, ob er gut oder böse, geschickt oder dumm sey, und daß Empfehlungen, Hofgunst und Gold mehr wirken, als Sokrat's Tugend und Plat'os Weisheit. Zehn Monate sollizitirte er um die Gnade, seinem Vaterlande dienen zu dürfen, und nach zehn Monaten wußte er noch nicht einmal, ob er wirklich unter seinen Landsleuten sey, oder ob er in eine Provinz im Monde verfallen, wo man seine Sprache nicht versteht.

Noch verlohr Bedfort Muth und Hoffnung nicht, eine Beförderung zu erhalten, und blieb daher in der Residenz. Unterdessen aber, um nicht geschäftlos zu seyn, und sich immer mehr in der Rechtsgelehrtsamkeit zu vervollkommnen, machte er mit einem Advokaton Bekanntschaft,

bey

bey dem er praktizirte. Blink hieß er, und war ein Mann, der seinen Einsichten eben so wohl als seiner Rechtschaffenheit sich Zulauf und Achtung von der ganzen Stadt erworben hatte. Er war nicht bloß mechanischer Jurist allein, sondern auch philosophischer Denker, und der angenehmste Gesellschafter. Seine Jahre, seine Schicksale und sein Beruf hatten ihn mit so vielen Erfahrungen bereichert, daß er ein untrüglicher Menschenkenner geworden.

Bedfort gefiel ihm, und des jungen Mannes Aufmerksamkeit, sein Eifer für die gute Sache, seine Thätigkeit hatten ihn ganz für ihn eingenommen. Blink kannte ihn bald für den, der Bedfort wirklich war, und seine Liebe wurde äußerst für ihn besorgt.

Bedfort! sagte er eines Tages zu ihm, ich liebe Sie; ich wünschte Sie auch glücklich zu sehen.

Bedfort. Ich erwarte es von der Vorsicht.

Blink. Allerdings. Aber Sie scheinen mir nicht gemacht, um glücklich zu seyn. Sie kennen die Menschen nicht. Sie glauben unter guten, freundlichen Geschöpfen zu seyn, die es alle so gut mit Ihnen meynen, wie Sie; aber Sie sind so arg daran, wie der sorglose Wanderer, der unter eine Räuberbande fällt. Sie sind gut, gefühlvoll, gerade und freymüthig — was jeder Mensch seyn sollte, und was das höchste Glück des Menschen machen würde, wenn ein gleicher Geist — der Geist der Liebe — alle Herzen beseelte;

aber so sind alle diese Schönheiten der Seele gut für andere, nur für Sie selbst nicht. Wenn Sie sich durchschlagen wollen, Freund! durch den Haufen der Bösen, so setzen Sie ihrer zugroßen Zuversicht etwas Mistrauen entgegen; ihrem Gefühle Gleichgültigkeit; ihrer Offenherzigkeit Zurückhaltung, und lassen Sie sich nicht zur Unzeit von ihrem guten Herzen übereilen; lassen Sie auch die kalte Vernunft ein Wörtchen reden, prüfen, urtheilen Sie. Seyen Sie vorsichtig in der Wahl ihres Freundes, und noch vorsichtiger in der Wahl ihrer Geliebten, und lassen Sie sich nicht gleich von der schönen Seite blenden, die man Ihnen am ersten zeigen wird. Da Sie die Verstellungskunst nicht kennen, so wird man leicht ihre schwache Seite entdecken, und Sie von dieser angreifen. Der Freund wird Sie benützen, und ein schlaues Mädchen, die nicht Sie, nur einen Mann will, in ihre Netze ziehen. Liebe und Freundschaft sind unter uns so selten geworden, daß man sie nur aus Dichtern und Romanen kennt, und gute Menschen giebt es so wenige, daß es ein unschätzbares Glück ist, hie und da eine edle Seele zu finden, die sich aus dem großen Haufen verlohren hat.

Bedfort hörte oft diese Sprache; Blink erzählte ihm manche Szene aus seinem Leben, und theilte ihm seine Erfahrungen mit; aber vergebens sprach der erfahrne Mann, Bedforts Herz war durch Worte nicht umzustimmen. Das Ideal von Menschen, das er sich in seinem Gehirne entwor-

fen

sen hatte, war seiner Seele zu tief eingeprägt, als daß alle Erzählung nur einen Zug davon hätte verlöschen können. So wahr ist es, daß alle Beredsamkeit des Alters nicht hinreichend ist, die Ideale aus dem Kopfe eines jungen Menschen hinauszureden, und ihn zu vermögen, daß er die Sachen sieht, wie sie wirklich sind. Worte schaffen nur Zweifel, — höchstens Glauben; aber sicherer lehrt die Erfahrung, denn sie lehrt mit Ueberzeugung, und läßt unauslöschliche Spuren in der Seele zurück.

Durch seinen Freund Blink lernte Bedfort auch einen gewissen Rompf kennen, der bey der Stadt eine Stelle vertrat, und mit dem Blink öfters Geschäfte halber zu thun hatte. Rompf war ein alter, steifer Geschäftsmann, aß, trank und schlief bey seinen Akten, und war in Gesellschaft höchst unangenehm. In seinen Reden und Handlungen träge, und feindselig, wie eine Spinne. Blink scheute ihn von jeher, und nur die äußerste Nothwendigkeit konnte ihn zwingen, diesen Mann zu besuchen; auch Bedforts Blick floh den seinigen; aber Rompf hatte eine Tochter, Wilhelmine, an der Bedforts Blick unabläßig hieng. Schön war sie und reizend, häuslich und keine Freundinn des eiteln Putzes. Was brauchte sie mehr noch, um ganz das Ideal zu realisiren, das sich Bedfort vorlängst schon von einer würdigen Gattinn entworfen hatte. Er liebte sie bis zur Raserey; er entdeckte seinem Freunde Blink seine Liebe und sein Glück, das er mit

Wilhelminen machen würde, und hörte nicht, was ihm der freundschaftliche Denker entgegen sagte. Täglich besuchte er Wilhelminen, gewann ihre Liebe und die Freundschaft der Aeltern, und Bedfort erhielt die Versicherung, daß Niemand als er ihr Schwiegersohn werden soll.

Bedfort kannte sich selbst nicht mehr im Taumel der Freude, und träumte sich die seligsten Tage der Zukunft.

Er sah nicht, daß Wilhelmine von ihrer Mutter bloß zur mechanischen Hausfrau erzogen worden. Sie verstund die Küche und Wirthschaft recht wohl, aber war gefühllos, wie ein Klotz, und kannte nichts von den Bedürfnissen eines liebenden Herzens. Ihre Liebe mit Bedfort war so mechanisch, wie ihre tägliche Arbeit, und dabey war sie zänkisch wie ihre Mutter, eine unerträgliche Andächtlerinn, und hatte die schöne Gabe, wochenlang den Kopf zu hängen.

Selbst das feindselige Schicksal Bedforts erbarmte sich seiner, und riß ihn durch ein Unglück von dem Rande des Abgrundes, in den er sich Freudejauchzend stürzen wollte. Auf einmal fiel ihm die Binde vom Auge, und er sah nun Wahrheit. Die Schattenbilder seiner Phantasie verschwanden, das geträumte Elisium war weiter nichts als eine öde Haide, und Bedfort sah nun staunend ein, wie schrecklich er sich betrogen hatte.

Bedfort war während seines Aufenthalts in der Residenz einmal in der Verlegenheit, einen

Freund

Freund suchen zu müssen, der ihm Geld vorstrecken sollte. Der Umstand war dringend, und das Unangenehme dieser Lage beunruhigte ihn aufs äußerste. Verschiedene Bekannte, die sich seine Freunde nannten, schlugen ihm mit vielen Komplimenten seinen Gesuch ab; nur Brat, den Bedfort am wenigsten kannte, borgte ihm die begehrte Summe. Durch diese Gelegenheit hatte Brat Bedforts Herz ganz gewonnen, er wurde sein innerster Freund, — die Hälfte von Bedforts Seele. Allein beyder Charakter war ganz verschieden. Brat war ein listiger, schalkhafter Mensch; that nichts ohne Absicht auf sein Interesse, war ein Spieler und Wohllüstling. Zu der Zeit als Brat mit Bedfort bekannt wurde, hatte er eine reiche Heurath gemacht; aber in kurzer Zeit war sein Vermögen durchgejagt, und Schulden häuften sich auf Schulden. In dieser Lage kam er einst Nachts auf Bedforts Zimmer, stürzte auf seinen Freund, umarmte ihn und weinte. Gott! was fehlt Ihnen, rief Bedfort erschrocken.

Brat. Ich bin verlohren, Freund. Nur das letzte Lebewohl! Verzeih, daß ich dir den Schrecken mache; ich komm nicht Hilfe zu suchen, aber dich noch zu sehen, zum letztenmal zu umarmen, glaube ich der Freundschaft schuldig zu seyn.

Bedfort. Ach! Brat! so rede nur! Um Gotteswillen rede nur!

Brat. Nichts weiter! Wenn du mir auch helfen könntest. — —

Bedfort. So werd' ich's auf der Stelle. Sag, mein Leben, mein Vermögen, alles —

Brat. Nicht so viel Freund! Wisse nun, ich habe Schulden, meistens Wechselschulden, und wenn ich morgen nicht 6000. Thaler zahle, oder einen Bürgen finde, so wartet Schande und Gefängniß meiner.

Bedfort weinte mit; ohne weiter ein Wort zu reden, machte er sich zum Bürgen für Brat. Vier Wochen dauerte der Termin; sie waren vorüber, und Brat hatte sich unsichtbar gemacht. Nun stürmten die Gläubiger auf Bedfort los, nahmen sein Vermögen in Beschlag, und ließen ihm Jammer und Reue zurück. Aber noch gab sich Bedfort noch nicht für verlohren; wenn sie mir alles rauben, sagte er, so bleibt mir Wilhelmine noch. Er gieng hin, und erzählte sein Unglück. Man staunte, schwieg, und sah sich bedenklich an. Das ist doch entsetzlich, sagte Wilhelmine im kalten Tone, so viel zu verlieren: und das ist doch entsetzlich dumm, sagte Rompf, so viel zu wagen. Sie haben mir meinen ganzen Plan verrückt. Es thut mir leid; aber nun ist nicht mehr zu helfen; ich hab die Ehre mich zu empfehlen. Aus der Heurath mit meiner Tochter wird nun nichts. Sinn- und Sprachlos stund Bedfort, und sah Wilhelminen mit einem zärtlichen Blicke an. Lieber Gott! sagte diese mit einer andächtigen Miene, die Zeiten sind itzt so arg,

daß

daß man wohl einen guten Anfang haben darf um fortkommen zu können; ich will den Himmel täglich bitten, daß er Ihnen anderwegs wieder ihren Schaden erstatte. Und so wandten ihm Vater und Tochter den Rücken.

Der Schlag war für ihn zu gewaltig; er verfiel in eine tödtliche Krankheit, die vollends das Wenige aufzehrte, was er noch übrig hatte. Nach drey Monaten genaß er wieder so weit, daß er gehen konnte. Aber ohne Vermögen, ohne Brod, ohne Freunde — auch Blink verstarb binnen dieser Zeit — was sollte er thun. Noch ein Jahr verlebte er mit Schmerz und Kummer, und aß das Hungerbrod mit seinen Thränen gewürzt. Er verließ die Stadt, und wankte, vom Elend gebeugt umher, bis er in einer schlechten Hütte seine unglücklichen Tage endete.

Milheim, oder das ist das Loos vieler Guten.

In der modernden Strohhütte eines armen Bauern lag Milheim, das Ende seiner Leiden erwartend, und rang seine Hände zum Himmel. Aus seinem sterbenden Auge, das schon Millionen der Thränen geweint hatte, preßte der Schmerz noch das letzte Tröpfchen, aber es hatte nicht mehr Kraft genug, aus dem hohlen Augenwinkel zu fließen, um in der bleichen, furchigten Wange zu versiegen. Ihm zur Seite saß sein Freund Inning; weinte und tröstete ihn.

Hör' auf, Freund! fieng Milheim an, dich ferner über mich zu betrüben; bald — bald ist es überstanden, ich sterbe — und aller Jammer, all meine Leiden sind verschmunden, wie ein ängstlicher, quaalvoller Traum von Mord und Gespenstern, der den Furchtsamen die Nacht über martert. Ich bin unglücklich; aber ich habe es nicht verdient; ich habe den Trost, daß mir mein Herz kein Verbrechen, keine niedrige Handlung vorwirft; was kann ich dafür, daß Menschen und Glück mich gehaßt haben? — Ich sterbe glücklicher, als der begünstigte Bösewicht, dessen Flaumenbette ungeduldige Erben umgeben, und feile Schmeichler; dem die Aerzte jede Minute den Puls fühlen, und für den gedungenes Gebeth von gewohnten Lippen strömt, indeß kein Herz seiner gedenkt. Kein Arzt heilt die Wunde seines Herzens, und kein Schmeichler schwätzt ihm das Bewußtseyn seiner Verbrechen weg. Die Verzweiflung tobt in seinem Busen, und die Vorwürfe seines Herzens peinigen ihn schrecklicher, als die Schmerzen des Todes. Ach, gewiß! er würde mit mir tauschen, wenn er könnte. — Er muß eine Welt verlassen, die ihm Alles war; muß arm, wie der nackte Bettler wegziehen von hier. Quaalvoll ist der Blick — der letzte auf seine Schätze, die er hinterläßt; und entsetzlich der Gedanke, keine Freude, keine seiner Wohllüste mehr genießen zu können. Sieh, Freund! wie viel ich glücklicher bin! Und doch — doch gehe ich hart von dannen. Schmerzlicher verläßt vielleicht nicht der Reiche

seine Schätze und seine Wohllüste, als ich dich verlasse, mein Freund! und meinen Sohn, die einzigen zween guten Menschen, die mein Herz unter sich getheilt haben. Schwer liegt die Sorge auf meinem Herzen, was das Glück aus ihm machen wird — Schwerer noch die Furcht, ob ihn nicht einst die Bosheit der Menschen von dem Wege der Tugend ableitet, auf den ich ihn führte. Lieber Inning! ich glaube meinem Kinde an dir einen Vater zu hinterlassen, der es treulich durch die Gefahren des Lebens führt. Nach den Grundsätzen, nach denen mich mein Vater erzog, bildete ich auch das Herz meines Sohnes. Ich lehrte ihn Rechtschaffenheit und Menschenliebe, ich machte sein Herz gefühlvoll und empfänglich jeder fremden Leiden, und ließ ihn immer sich in die Lage des Leidenden setzen, um anderer Schmerz fühlen zu können. Ich zeigte ihm nie die Abscheulichkeit vieler Menschen, und die Bosheit, derer der Mensch fähig ist, um ihn nicht zum mistrauischen, menschenscheuen Timon zu machen. Noch hält er alle Menschen für so gut als er selbst ist, noch beurtheilt er sie nach seinem eigenen Herzen; aber mit dieser Denkungsart, mit diesen Grundsätzen, so wesentlich sie zum Charakter eines guten Menschen sind, wird er so unglücklich als ich bin, wenn nicht ein treuer Freund ihm zur Seite ist, der ihm die Menschen in ihrer wahren Gestalt zeigt; der seinem Blicke eben so wohl ihre häßliche Seite öffnet, als ich ihm die schöne darstellte. Freund! deinem edlen Herzen vertraue ich dieses Geschäft an:

an: sey großmüthig genug, zu den tausend Proben deiner zärtlichen Freundschaft auch noch diese — die letzte hinzuzufügen, daß du Freund und Vater meines Sohnes bist. Seit einigen Tagen habe ich verschiedene Data meines Lebens aufgezeichnet, und die wichtigsten Auftritte desselben gesammelt. Bring diese Schrift meinem Sohne; es ist das einzige Erbe seines unglücklichen Vaters. Ich hinterlasse es ihm zur Richtschnur seines Lebens; vielleicht gelingt mir dadurch der heiße Wunsch, ihn glücklicher zu machen, als ich war, wenn er Welt und Menschen von der wahren Seite kennen lernt.

Das waren Milheims letzte Worte; matt und kraftlos sank er auf das faule Stroh hin, sein Mund verstummte; fest noch drückte er die Hand seines Freundes in seine, und starr blieb sein Blick an Inning hangen. Noch einige Stunden weilte das Leben in ihm; um Mitternacht verschied er. Inning hauchte seine Seele ein, und drückte ihm die Augen zu. Ein Strom von Thränen badete die Leiche des geliebten Freundes, und zärtliche Küße rötheten noch die blasse Wange. Inning ließ ihm im Dorfe ein eigenes Grabmal setzen, pflanzte Rosen darauf, und umschattete es mit schwarz grünen Tannen. Traurig verließ er den Ort, und kehrte nach der Stadt zurück, wo Milheims Sohn war, dem er die Schrift seines Vaters übergab. Inning las sie ihm mit thränenden Augen vor.

Mein Sohn!

Ich habe dich nach Grundsätzen erzogen, die allein den Charakter des ehrlichen Mannes bilden; die dich zum guten Menschen, zum guten Bürger des Staates machen; werde ihnen nie ungetreu, wenn du auch noch so viel Widerspruch dagegen von Menschen erfährst, denn ich bin so fest von ihrer Heiligkeit überzeugt, daß sie allein nur das Glück des Menschen machen, er mag der Freude im Schooße liegen, oder aber im Elende seufzen. So wie du von jeher geradezu meinen Worten glaubtest, glaube um so viel mehr der letzten Versicherung deines sterbenden Vaters. Nach dem Erziehungsplane, den ich wählte, war es nothwendig, dir die Menschen von der liebenswürdigen Seite darzustellen; wie würdest du wohl sonst ihr Freund geworden seyn? Wie würde deine Seele jene edle Stimmung erhalten haben, die dich bey jedem Anlasse gefühlvoll und theilnehmend macht, wenn ich dir nicht schöne Handlungen, Leiden, und Wonneaugenblicke des guten Menschen vorgezeichnet hätte? Unmöglich kann man gut werden, wenn man nicht mit Guten zu thun hat. So legt der Maler seinen Schülern immer die schönsten Beyspiele von den größten Meistern zur Nachahmung vor, um sie mit dem Edlen und Schönen, mit Wahrheit und Naturähnlichkeit bekannt zu machen; aber wie erstaunt des jungen Künstlers Auge, nur Schönheiten zu sehen gewohnt, wenn er das Geschmiere von hundert tausend Stümpern sieht? —

So mein Sohn handelte auch ich, und mein Herz giebt mir noch in der letzten Lebensstunde das süße Zeugniß, daß ich recht gehandelt habe. Aber nun ist es Zeit — und ich würde an dir zum schändlichen Verräther werden, wenn ich diese Zeit versäumte — nun ist es Zeit, die Täuschung vor deinen Augen wegzunehmen, daß du die Wahrheit siehst. Du mußt nun auch die Menschen kennen lernen, wie sie sind, da du schon weißt, wie sie seyn sollten, und die Sachen in der Welt sehen, wie sie wirklich das sind. Ich lehrte dich deine Brüder nach deinem eigenen Herzen beurtheilen; und es war gut, aber hinfür wirst du das nicht immer können. Es war mein Unglück, daß ich dieß nicht wußte. Ich hinterlasse dir meine Geschichte, und sie mag dir zur Nachfolge, zur Warnung, zum Beytrag der Menschenkenntniß dienen. Was dir an Erfahrung fehlt, wird diese dir ersetzen, und Innings Freundschaft, der Vaterstelle an dir vertreten wird.

Die Geschichte meiner Jugend ist das Bild der deinigen; mein Vater erzog mich nach den Grundsätzen, nach denen ich dich erzog, und starb in der entzückenden Hoffnung, mich auf immer glücklich gemacht zu haben. Ich weiß nicht, herrschte damals ein freundlicherer Genius der Zeiten, oder war es Zufall, daß er nie in Lagen versetzt wurde, wo er die Menschen von ihrer bösen Seite hätte kennen lernen können; er lebte ununterbrochen glücklich, und wurde allgemein geliebt. Von ihm schloß er nun auf mich, und glaubte also, mein Glück

sey eben so gewiß als das seinige. Er hinterließ mir ein hinlängliches Vermögen, und die heiligste Zusicherung der Gnade seines Fürsten, in dessen Diensten ich damals schon war. Nach seinem Tode erhielt ich seine Stelle. Wie unaussprechlich war meine Freude, meinen vorigen unbedeutenden Platz, wo ich ganz unthätig für die Menschheit seyn mußte, mit einer Stelle verwechseln zu können, wo ich so viel für den Staat, für das Wohl meiner Mitmenschen thun zu können glaubte. Tag und Nacht war ich rastlos, mich in den völligen Besitz all der Kenntnisse zu setzen, die ich zu meinem Amte nöthig, oder nur nützlich glaubte. Ich arbeitete unabläßig, und versprach mir die herrlichsten Früchte meines Fleißes. Aber — Gott! alles war ein Traum. Kaum fieng ich an, mich als den zu zeigen, den die Würde meines Amtes forderte, so zog ich Aufmerksamkeit und Neid aller übrigen auf mich, und bald stieß ich mit meiner Rechtschaffenheit an einen Schurken, der mich mit einem mächtigern Stoß zurückprellte, bald an einen Thoren, der mich schalt und belachte. Vielzopfigte Perücken, die in der Mechanik ihres Gängelwagenlebens grau geworden sind, nannten mich einen jungen Enthousiasten, einen Büchernarren, und spielten mir die listigsten Streiche. Man arbeitete mir von allen Seiten entgegen, und der Zirkel von Bösen und Thoren rottete sich gegen mich, wie ein Haufen Räuber.

Alle meine Absichten wurden vereitelt; alle meine Hoffnungen schwanden in Nichts. Was

ich am wenigsten begreifen konnte, war, daß auch die faulsten, behäglichsten Ruhemänner wider mich aufstunden, und in Thätigkeit gesetzt wurden, wenn ich mich für die gute Sache verwendete. Je eifriger ich war, desto mehr fand ich Widerstand, und wenn ich einigemal meine Absicht erreichte, so war ich auch gewiß, daß sich meine Feinde um ein Drittheil vermehrt hatten. Immer dachte ich nicht, daß es Bosheit seyn könne, die so manchen Menschen zum geschwornen Feind der guten Sache machte. Ich wagte es daher, wenn ich was vorhatte, die gefährlichsten von der Sache zu unterrichten; nahm alle Beredsamkeit zu Hilfe, ihnen das Schöne, das Grosse der Handlung zu schildern; sprach von Freude des Wohlthuns, von der Wonne edler Seelen, und wurde ausgelacht! mit beissendem Spotte beantwortet, und die Sache gieng schlechter als jemals. Man kannte mich, und daher warf mir jeder, dem um dieses oder jenes Höflings Gunst, um den Tisch eines reichen Taugenichts zu thun war, die gefährlichsten und verhaßtesten Geschäfte zu, wo ich immer anstossen mußte. Alle Kunstgriffe, die niedrigsten Cabalen wandte man gegen mich an, um mich zu stürzen, und in üblen Ruf zu setzen. — Auch dir, mein Sohn! wird es einst an solchen Prüfungen deines Eifers, deiner Rechtschaffenheit nicht fehlen; doch lasse dich nicht ermüden; lasse dich nicht abschrecken, wenn du auch in der Ferne statt des gewünschten Zieles Unglück und Verderben deiner warten siehst. Eine elende, feige Miethseele, der ein Streich des Schicksals

sals das Gebäude seiner Grundsätze zu Boden werfen kann! — Doch wende dabey die Klugheit an, die mir damals unbekannt war. Der Mensch handelt meistens aus Eigenliebe und Interesse, suche diese mit deinem Plan zu verweben, und du wirst weniger Widerstand finden. Denke nicht, wenn auch du edel genug und groß denkest, dein Wohl dem allgemeinen Besten zu opfern, daß du andere auch so geneigt dazu finden wirst. Sey vorsichtig, daß du mit keinem in Vergleich gesetzt wirst, wo der andere nothwendig verlieren müßte, und wo er beschämt seine Unwissenheit fühlen muß: das ist die gefährlichste Beleidigung, die uns den unversöhnlichen Haß der Bösen aufbürdet.

Täglich erfuhr ich die bittersten Beleidigungen; immer hatte ich mit Cabale und Schikane zu kämpfen, und trug manche blutige Wunde davon. Kein Freund war mir zur Seite, auf dessen Rath ich trauen konnte, keine wohlthätige Hand führte mich durch das Gewühl böser, ränksüchtiger Menschen. Vergebens suchte ich mein Glück in meinem Berufe; die schönen Entwürfe sah ich alle als Träume eines erhitzten Gehirnes an. Nun dachte ich, will ich mich in die Arme der häuslichen Glückseligkeit werfen; will an der Seite einer liebenden Gattinn Gram und Sorgen vergessen, und der Bosheit der Menschen; will glücklich seyn im Schooße einer guten Familie, und des Unrechts der Menschen nicht mehr gedenken. So dachte ich, und heurathete. Ich weiß, mein Sohn! auch du wirst diesem reizenden Gedanken nicht widerstehen

können; aber der Himmel leite dein Herz in der Wahl, daß du glücklicher mit deiner Gattinn wirst, als ich es war.

Ein Freund — Schönmund, den du selbst kennst — wußte die Wünsche meines Herzens. Sie stehen auf einem gefährlichen Punkte, lieber Milheim, sagte er eines Tages, Sie wollen heurathen, ihr Herz liebt, ohne noch den Gegenstand seiner Liebe zu kennen; wie leicht reißt Sie nicht jedes flimmernde Mädchen hin? Und Sie sind unglücklich Freund! wenn Ihre Gattinn nicht mit Ihnen harmonirt. Sie sind sehr empfindsam, sind häuslich und lieben den Pracht nicht; wie schwer ist es in unsern Tagen eine Gattinn zu finden, die ihrer würdig ist. Nach einigen Tagen kam Schönmund wieder. Sind Sie noch entschlossen zu heurathen? fieng er an: wenn Sie es noch sind, so wünsche ich Ihnen Glück; denn ich glaube wirklich die Braut gefunden zu haben, die die Hand eines Milheims verdient. Hören Sie! ein Mädchen, jung und schlank, blühend und unschuldig wie die Rose; lebhaft und geistvoll; ein Mädchen, das die Wirthschaft vom Grunde versteht, und häuslich wie eine Ameise; sie liebt keinen thörichten Putz, aber doch ist Schönheit und Geschmack in ihrem Anzuge —

O Freund! Welche Vorzüge! Täuschen Sie mich nicht! —

Nein! Milheim! Das alles ist sie; aber arm —

Das hindert nicht. — Schon den andern Tag nach dieser Unterredung mußte mich Schön=n und bey Karolinens Aeltern aufführen; ich sah sie, und alles Aeußere stimmte mit seiner Schil=derung überein; er hatte vielmehr zu wenig von ihrem Aeußerlichen gesagt. Ich schwärmte vor Freude, und liebte bis zum Wahnsinn. Sie war lange vorher schon über meinen Charakter belehrt, und völlig einstudirt in der Rolle, die sie mit mir spielen wollte. Nach wenig Wochen wurde Karo=line meine Gattinn, und in einem Jahre deine Mut=ter. Aber wie bald bereute ich den gethanen Schritt; ich sah mich in einen Abgrund gestürzt, aus dem ich keine Rettung mehr hoffen konnte. Karoline war bis zum Uebermaaß sparsam: meine Leute und ich hungerten; aber ihre ganze Familie schmauste bey mir, und eine Summe Geldes nach der andern wurde mir abgedrungen. Der Aufwand ihres Pu=tzes erschöpfte allein meine Besoldung, und ihre Gesellschaften zehrten schon im dritten Jahre unsrer Ehe an meinen Kapitalien. Ihre Liebe erkaltete — oder besser zu sagen, da sie mich nie geliebt — sie zeigte sich nun in ihrer wahren Gestalt, und Hohn und Verachtung war die Antwort auf meine Bit=ten, auf meine Thränen. Mein Haus wimmelte von Stutzern, und war die Herberge aller Avan=turiers. Noch liebte ich sie unaussprechlich; ich glaubte mit Liebe sie zu zwingen, und mit Thrä=nen sie zu strafen; aber ihr Puppenherz nahm kei=nes der zärtlichen Gefühle auf, die ich ihr einzu=flößen suchte. Endlich nach vier Jahren lief sie

mit einem Avanturier davon, und entledigte mich ihrer Person, und mehr als der Hälfte meines Vermögens. Gott! ich habe ihr längst verziehen; vergieb auch du ihr, mein Sohn! sie war doch deine Mutter.

Traurig und menschenscheu lebte ich die grämlichen Tage eines vollen Jahres durch: aber mein Herz konnte sich noch nicht vom Menschen losreißen; noch liebte ich meine Brüder, noch hatten sie Achtung von mir und Zutrauen, denn ich hatte das Aergste noch nicht erfahren. Aber bald versetzte mir ein Schändlicher den letzten Streich; ich hatte Erbarmen mit ihm, und er brachte mich um Vermögen, Ehre, und Leben.

Blühenberg war durch die Ausschweifungen seiner Söhne so tief gesunken, daß all sein Kredit verfallen war, und selbst die Gnade seines Fürsten ihm zweifelhaft zu werden schien. Ich hatte Mitleiden mit ihm; die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem meinigen erregte mein Gefühl; auf die Versicherung, daß er sich ganz meiner Führung überlassen wolle, half ich ihm aus der Zerrüttung seiner Umstände, und wälzte die ganze Bürde seines Elendes auf mich. Blühenberg stund bald wieder in Ansehen, und bald ward er auch zu stolz, eines Freundes Ermahnungen zu folgen. Ich war allen seinen Gläubigern Bürge, und alle reizte er heimlich gegen mich; kaum daß ich noch das Wenige, was du itzt besitzest, retten konnte. Er machte mit meinen Feinden gemeine Sache; der Cabale glückte es, mich dem Fürsten verhaßt zu machen,

und es wurde eine Kommißion angesetzt, meine Sachen zu untersuchen. Aber — fluche ihnen nicht, mein Sohn! den Schändlichen — die wichtigsten Papiere, die zur Rechtfertigung meiner Unschuld dienten, hatten sie mir vorher entwendet; ich fand nichts, als unbedeutende und untergeschobene Schriften. Ich mußte entfliehen, um der Schande und dem Siegestone meiner Feinde zu entkommen. Inning ist der einzige Gute, der mein Freund war; der mich im Elend aufsuchte; der mir in einer elenden Hütte Gesellschaft leistete, und im Tode beysteht. Liebe ihn, wie deinen Vater — der ist dir mehr als ich! — Lerne von ihm die Menschen kennen, und den Lauf der Welt, und mit Klugheit die Wege wandern, wo ich strauchelte und fiel.

An meinen Hund.

Treuer Gefährte meines Lebens, guter Hund! wie möchte ich weinen, wenn ich dich sehe; du dienest mir treu, um die schlechten Knochen, die ich dir gebe; bist der Hüter meines Strohdaches, und ganz ohne Eigennutz mein Freund. Du würdest mich beschützen gegen die, die mich angreiffen wollten, und würdest denen gut seyn, die mir gut wären.

Alle Schätze der Erde können mir nicht deine Liebe entziehen. Vergebens lockt dich der Reiche: du verläßt mich nicht, bist im Unglücke mein Freund, wie im Elende. Wenn ich traurig bin, springst

du um mich her, um durch tausend artige Krümmungen meine gebeugte Seele zu zerstreuen; wenn ich fröhlich bin, freuest du dich mit mir, und dein Blick ist beredt und sprachvoll. — Wenn ich leide, leidest du mit mir, und verläßt meinen Fußschemmel nicht. Guter Hund! könntest du mir die Bosheit der Menschen vergessen lassen!

Ueber den Umgang des männlichen und weiblichen Geschlechts gegen einander.

Die natürliche Neigung beyder Geschlechter gegen einander ist von solcher Wichtigkeit, daß die Regeln, welche sie regieren, und in der Ordnung der Weisheit und Tugend erhalten müssen, die äußerste Aufmerksamkeit verdienen. Der freygeisterische Geist der Welt, der seine Leidenschaften durch keine Gesetze einschränken lassen will, sieht diesen Hang der Natur für eine hinlängliche Entschuldigung aller der Unordnungen an, worein sie sich stürzen. Allein was kann man anders von denen erwarten, die so wenig Achtung gegen die Würde ihrer Natur haben, daß sie sich selbst zu den Thieren erniedrigen, die in ihren Empfindungen und Bewegungen nur von dem Instinkte getrieben werden? und was könnten aber diese Vorstellungen ausrichten, die so lange ohne Eindruck bleiben müssen, so lange er ihnen nicht zum Gebrauche der Vernunft verhelfen kann, welche sie entweder schon verloren haben, oder noch zu verlieren, sich alle mögliche Mühe geben?

Der Mensch ist in vielen Begierden nur dadurch von der niedrigen Klasse der Lebendigen unterschieden, daß er dieselben seiner Vernunft unterwürfig machen kann. Diese und die Religion, von der nicht ohne Grund behauptet wird, daß sie nichts anders, als eine höhere und sichere Vernunft sey, sind uns eben dazu verliehen, daß wir die Endzwecke unsrer Leidenschaften, Neigungen und Begierden untersuchen, und diese in eine Uebereinstimmung und Ordnung untereinander bringen sollen, ohne welche jene nicht erreicht werden. Diese Bestimmungen aber, nach denen sie eingeschränkt werden müssen, sind unsre Selbsterhaltung, die Vollkommenheit unsrer Natur, und das Beste der menschlichen Gesellschaft. Das sind die Gränzen, die keine Neigung überschreiten darf, und wer sie überschreitet, der verschuldet sich gegen den Urheber seines Wesens durch seine zügellosen Begierden, und er wird alle die nachtheiligen Folgen verantworten müssen, die aus einer ungehinderten Sättigung derselben sowohl in Absicht auf die Zerrüttung seiner eignen Natur, als in Absicht auf das Beste andrer Wesen entspringen können. Er wird sich vergebens auf einen natürlichen Hang berufen, den er nur empfieng, damit er einen stärkern Antrieb hätte, große und wichtige Endzwecke durch Ordnung und Weisheit und selbst mit einem lebhaften Vergnügen glücklicher zu erfüllen.

Diese Betrachtungen, die in alle Handlungen des Lebens sehr glückliche Einflüsse haben müssen, sollten auch den Umgang beyder Geschlechter

mit einander regieren. Ungeachtet es unter ihnen Personen geben mag, die in der Trunkenheit der Eigenliebe sich selbst genug zu seyn scheinen; so ist dennoch jedem die Gesellschaft des andern angenehm. Clelia scheint auf ihre Figur einen noch so hohen Werth zu setzen; sie achte vor dem Spiegel das Lob des Stutzers noch so wenig, weil sie ihren eignen Augen mehr als fremden zutraut; ich glaube doch, daß sie ihren Spiegel, trotz aller ihrer Selbstzufriedenheit, vor Verdruß zerbrechen könnte, wenn die artige Figur immer in ihr Putzzimmer eingeschlossen bleiben sollte, und ich will ihr stolzes Auge schon belauschen, wenn es auf die Mine eines artigen Herrn lauern sollte, um darinnen eine Schmeicheley für sich zu lesen. Eben das behaupte ich von den eitelsten Chapeaus in unsrer Stadt, die zwar auch außer dem Zirkel von Damen über ein gutfrisirtes Haar mit einem so innigen Vergnügen lächeln mögen, als etwa eine Clelia über ein glücklich angebrachtes Bouquet lächelt, die aber doch nicht mehr gekränkt werden könnten, als wenn sie eine Zeitlang von keinem Frauenzimmerauge beobachtet würden. So sehr bestättigts die Erfahrung, daß der Umgang beyder Geschlechter mit einander Vergnügen giebt, gleichwie dieses Vergnügen wirklich mit mannigfaltigem Nutzen begleitet ist.

Die Welt würde viel von ihrer Vollkommenheit und Schönheit verlieren, wenn der öffentliche Umgang des weiblichen und männlichen Geschlechtes mit einander aufgehoben, und jenes, wie bey den orientalischen Nationen in den innersten und

ver-

verborgensten Theil unsrer Häuser verschlossen würde. Gewisse Unordnungen und Laster würden zwar bey einer so ungerechten Verbannung des Frauenzimmers nicht begangen werden; auch würden tausend Lächerlichkeiten und Thorheiten verschwinden, die den Poeten und Satirenschreibern einen so reichen und unerschöpflichen Stoff für ihren Witz verschaffen; es würde an Spielerinnen, an artigen Herumläuferinnen, an unerbittlichen Spröden, an Kostbaren, und an Coquetten fehlen; man würde auch keine allerliebste süße Herren, keine Liebäugler, Witzlinge und amoureuse Gecken sehen. Das wäre freylich ein Gewinn; allein er wäre doch so groß nicht, daß er den Verlurst, den wir erleiden müßten, ersetzen könnte. Denn was würde aus tausend Mannspersonen werden, die weder mit ihrem Kopfe, noch mit ihrem Herzen für die menschliche Gesellschaft brauchbar, und doch nicht ganz unerträglich sind, weil durch den Umgang mit dem schönen Geschlechte wenigstens ihr Aeußerliches angenehm oder leidlich ist. Was würde das gemeine Wesen mit Amyntorn anfangen, von dem man jetzt beynahe nicht merkt, daß er eine bloße Null darinnen ist? Er hat weder Wissenschaft noch Geschicklichkeit zu gemeinnützigen Geschäften, und seine Seele ist in dem acht und zwanzigsten Jahre ihres Daseyns noch immer eine unbeschriebene Tafel; es müßten denn Thorheiten darauf stehen, woran ich doch auch zweifle, weil gewiß immer die eine die andere auslöscht. Gleichwohl erscheint er in allen Gesellschaften, ohne eben misfällig zu

seyn. Er geht aus Neigung gegen die Damen so gut gekleidet, als ein Mann, der auf sein Aeusserliches nicht weniger als auf seine Seele hält; denn er läßt seine Kleider bey dem besten Schneider arbeiten; er macht ein nichtsbedeutendes Compliment, und jede Verbeugung artiger als kein Tanzmeister; er erzählt auch; (einige meynen aus dem Pitaval, andre aus dem Pepliers;) einige Histörchen so natürlich, als wenn er sie selbst erdacht hätte; er behauptet seinen Platz an jedem Spieltische zum Vergnügen jeder Dame, die mit ihm spielt, und Niemand übertrift ihn in der Kunst, die Karte zu mischen, und im Anstande sie zu geben.

Jedoch es giebt weit wichtigere Vortheile, die aus einem wohleingerichteten Umgange beyder Geschlechter entspringen und entspringen können, wenn sie sich nur beyde von den Grundsätzen einer wahren Tugend und Ehre regieren lassen. Es scheint, daß sich jedes Geschlecht von dem andern durch seine eignen Vollkommenheiten und Vorzüge, unterscheiden soll; der Grund davon mag nun entweder in der Natur eines jeden, oder in der gegenwärtigen Einrichtung der Welt liegen. Die Tugend soll sowohl unsre höchste Ehre, als der vornehmste Schmuck des Frauenzimmers seyn; in ihr vereinigt sich die Bestimmung des einen und des andern Geschlechtes. Allein sie kann verschiedne Eigenschaften und Gestalten annehmen, und in jeder muß sie verehrt und bewundert werden. Nach meinem Urtheile muß die Stärke, die unserm Körper eigen ist, auch in Absicht auf die Tugend, als

unser

unser unterscheidender Charakter angesehen werden; die Schönheit hingegen und die Gefälligkeit, als das besondre Merkmal der weiblichen Tugend, also daß diese in dem Grade liebenswürdiger seyn wird, in welchem jene mehr Ruhm und Ehre verdient. Man würde mich aber sehr unrichtig verstehen, wenn man daraus schließen wollte, daß ein Frauenzimmer keinen Anspruch auf die Ehre, und ein tugendhafter Mann keinen Anspruch auf die Liebe machen könnte, indem Niemanden eine Vollkommenheit entzogen wird, weil man gegründete Ursachen hat, ihm einen gewissen Grad davon nicht beyzulegen. Daß die weibliche Tugend nicht die moralische Stärke erreichen kann, die für die unsrige möglich ist, das kömmt von den Umständen her, worein Frauenzimmer gesetzt sind; sie ist ein entbehrlicher Vorzug für sie, weil sie zu ganz andern Beschäftigungen bestimmt sind, als wir. Und wie leicht können sie nicht gewisse Arten von Ehre entbehren, von denen sie doch nie völlig ausgeschlossen sind, wenn sie mehr geliebt werden? Eben so ist es in Absicht auf die Schönheit der Tugend unmöglich für uns, eben so reizend und liebenswürdig zu seyn, als das Frauenzimmer, wenn wir auch den Körper gar nicht mit in die Rechnung bringen. Wir sind in eine Sphäre von Geschäften eingeschlossen, worinnen wir gewisse Fähigkeiten unsrer Seele nicht zu der Feinheit ausbilden können, welche über Gespräche und Handlungen den heitern Glanz verbreitet, der sie einnehmend macht. Unsre Sitten würden also immer eine gewisse Dunkelheit

heit und misfällige Rauhigkeit behalten, wenn sie nicht durch den Umgang mit dem reizenden Geschlechte gemildert würden.

Damit nun jedes Geschlecht des andern würdig und die natürliche Neigung zwischen dem einen und dem andern eine Quelle wahrer und dauerhafter Glückseligkeit für beyde werden: so müssen sie mit vereinigter Bemühung an der Ausbesserung theils ihrer gemeinschaftlichen, theils ihrer eignen und besondern Vollkommenheiten arbeiten; sie müssen auch diese einander mitzutheilen und dadurch ihren Werth zu erheben suchen. Wir müssen uns bestreben, ihrer Tugend mehr Gründlichkeit, Festigkeit, Stetigkeit und Gleichförmigkeit zu geben, welches aber freylich unmöglich wird, wenn die Dame im Guten mehr Mann ist, als wir. Die Frauenzimmer hingegen sollten sichs angelegen seyn lassen, durch das Angenehme und Gefällige, wodurch sich ihre Tugend vor der unsrigen hervorthun muß, unsre Sitten sanfter zu machen, und unserm ganzen Betragen, durch die Macht, die sie über uns besitzen, eine Leutseligkeit und Anmuth mitzutheilen, die unsern Ernst von der Finsterniß entwölkt, welche Ursache ist, daß auch der beste Mann mehr gescheut als verehrt wird.

Wenn die Frauenzimmer diese großen, diese ihrer angebohrnen Vorzüge so würdigen Endzwecke ausführen wollen, so muß freylich die Kunst der Natur beystehen. Ihre Seele kann in ihrer Art so reizend werden, als ihr Körper ist; aber dieß ist der Unterschied, daß sie zur Schönheit ihres

Kör=

Körpers nichts beytragen, daß sie aber die Schönheit ihrer Seele ihren eignen Bemühungen zu verdanken haben können; daß jene sie bloß zu einem Gegenstande unsrer Ehrerbietung und Liebe macht. Man müßte eben so niedrig als menschenfeindlich von ihnen urtheilen, wenn man zweifeln könnte, welches sie vorzüglich zu seyn wünschten. Ich zum wenigsten zweifle nicht, daß Frauenzimmer, die sich selbst achten, den Vorsatz haben alle ihre Bestimmungen zu erfüllen. Allein zum Ziele ihrer Wünsche können sie gewiß mehr durch die Hilfe der Weisheit, als durch die Hilfe der Mode gelangen, so viel Gewalt auch diese eben sowohl über den gedankenlosen Theil unsers Geschlechtes, als über sie haben mag.

Charakter eines tugendhaften Mädchens.

Amalia hat frühzeitig empfinden gelernt, daß sie eine Seele besitzt, die einen zu großen Ursprung hat, als daß sie in ihren Bestrebungen auf eine kleine und vergängliche Glückseligkeit uneingeschränkt seyn sollte. In der gewissesten Ueberzeugung, daß vor ihrem Schöpfer unter den Seelen kein Unterschied ist, daß sie vielmehr alle Gegenstände seines Wohlgefallens seyn müssen, wenn ihre Freude rein, ihrer hohen Ankunft würdig, und dauerhaft seyn soll, betrachtet sie ihn als die einzige Quelle aller wahren Schönheit. Sie kennt seine Vollkommenheiten, und bewundert sie; sie

kennt sie aus dem Unterrichte seiner Religion, und entdeckt sie auch in seinen Werken. Sie weis die großen Wahrheiten der Offenbarung, und glaubt sie. Ihre Einsichten sind gründlich, und ob sie gleich keine gelehrte Erkenntniß davon hat, so versteht sie doch die wichtigsten Lehren so sehr, daß sie sich mit Deutlichkeit, Zuneigung und Anmuth darüber erklären kann, ohne jemals den Ton oder die Mine einer Lehrerinn anzunehmen. Sie kennt ihre Verbindlichkeiten gegen das höchste Wesen, und liebt sie, und es ist ihre tägliche Beschäftigung, sowohl in seiner Erkenntniß als in ihrer Zuneigung gegen ihn vollkommener zu werden. Ihre Frömmigkeit ist aufrichtig, ungekünstelt, und heiter, und nach der besondern natürlichen Einrichtung ihrer Seele mehr eine sanfte und zärtliche, als eine heftige und feuerige Empfindung.

Eine Seele, die so eifrig ist, ihre wesentlichsten Pflichten zu erfüllen, kann die Pflichten nicht verkennen, welche sie sich selbst schuldig ist. Ihre beständige Sorge geht auf die Verschönerung aller Fähigkeiten ihrer Seele, ohne ihren Körper zu vernachläßigen, nicht unempfindlich gegen die Reizungen desselben, aber weit entfernt zu glauben, daß die Schönheit desselben eine Achtung verdiene, wenn sie nicht durch einen viel schönern Geist erhöht wird.

Ihr Verstand ist schon mit allen den großen Wahrheiten bereichert, welche unsre Führerinnen auf dem Wege der Tugend und Glückseligkeit seyn müssen. Allein sie sucht ihn täglich noch mehr auszubilden, und entsetzt sich vor dem Vorwurfe nicht,

daß

daß sie sich als ein denkendes Wesen betrachte, welches vortreflichen Werken Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie lesen, und sich daraus bessern kann. Sie hat sich einen sehr sichern Geschmack erworben, weil sie alles, was sie liest, zugleich empfindet, und überlegt. Unterdeß sammelt sie in dem Felde der Erkenntniß nur die Blumen oder die Früchte, und die Dornen überläßt sie uns. Sie kennt verschiedene Wissenschaften, aber nur von der Seite, wo sie entweder auf das Herz wirken, oder ein unschuldiges Vergnügen erhöhen können. Ihr Witz wird dadurch immer reicher, feiner, lebhafter und anmuthiger. Sie weis es, daß es mit der Sittsamkeit eines Frauenzimmers streite, in den Unterredungen des Umganges zu herrschen, und sich aller Gespräche zu bemächtigen; aber sie gewinnt dadurch, daß sie öfter schweigt als spricht, weil alsdenn alles, was sie sagt, richtiger, überlegter, und schöner ist. Es ist schon ein ausserordentlicher Ruhm für einen Mann, mehr Verstand zu was haben, als zu zeigen. Einem Frauenzimmer muß ein solcher Ruhm noch weit mehr Ehre seyn, weil die Sittsamkeit der angenehmste Schmuck aller ihrer Vorzüge und Reizungen ist.

Allein ihre Zufriedenheit und Ruhe entspringt mehr aus ihrem Herzen als aus ihrem Verstande. Die Reinigkeit ihrer Bewegungen und Empfindungen, und die unbefleckte Unschuld ihrer Sitten, diese sind ihr Stolz, ihre Glückseligkeit, ihre unvergängliche Schönheit. Es ist ihr nicht genug, nicht lasterhaft zu seyn, und besonders sich vor den

Ausschweifungen zu bewahren, welcher sie sich nicht schuldig machen könnte, ohne vorher alles Gefühl der Schamhaftigkeit aus ihrer Seele vertilgt zu haben. Vor solchen Unordnungen sind Frauenzimmer von einem gewissen Range und Ansehen in der Welt, wenigstens so lange sie noch unverheurathet sind, selbst durch ihren Stand und durch die öffentliche Schande gesichert, die sie unausbleiblich begleitet, und auch durch die edelste Aufführung nie völlig wieder ausgelöscht werden kann, wenn sie sich einmal dadurch erniedrigt haben. Allein Amalia würde sehr misvergnügt mit sich selbst seyn, wenn ihre Tugend bloß darinn bestünde, daß sie sich nicht entehrte. Sie bestrebt sich unabläßlich alle ihre Wünsche, ihre Entschließungen, ihre Begierden und Leidenschaften den unveränderlichen Gesetzen gemäß einzurichten, welche die wahre Würde der menschlichen Natur bestimmen; überzeugt, daß jedes Laster, das eine Person des männlichen Geschlechtes schändet, die Seele eines Frauenzimmers noch ungestalteter mache, weil es der Verführung dazu vielweniger ausgesetzt ist, als sie. Denn in der ganzen Schöpfung kann kein häßlicherer Anblick gefunden werden, als eine häßliche Seele in einem Körper, der eben seiner vorzüglichen Reizungen wegen zur eigentlichen Wohnung der Tugend geschaffen zu seyn scheint.

Sie ist tugendhaft; aber sie ist es nicht, um desto mehr bewundert zu werden. Die liebenswürdigste Tugend verliert ihren Werth, wenn die Eitelkeit mehr Antheil daran hat, als das Gewis-

sen.

sen. So wenig sie aber auch eitel, und so sorgfältig sie ist, den Adel ihres Herzens durch Bescheidenheit und Demuth zu erhöhen: so können doch ihre tugendvollen Gesinnungen nicht in ihrem Herzen verschlossen bleiben; sie breiten ihren Glanz über ihr Aeusserliches aus. Auch der Lasterhafte kann sie nicht ohne Ehrerbietung sehen; ein fortgesetzter Umgang mit ihr würde ihn vielleicht so weit bringen, daß er sich seiner selbst schämte, und sich bestrebte, durch eine bessere Beschaffenheit ihre Achtung zu verdienen.

Unterdieß ist ihre Unschuld und Tugend, wie ihre Schönheit. Sie schimmert nicht so sehr, daß man sie auf einmal ganz sehen sollte. Ihr Gesicht wird immer schöner, je länger man sie sieht, und ihre Tugend immer vollkommner, je genauer man sie kennen lernt.

Amalia glaubt, daß ihr ihre Zeit so theuer, und kostbar, als einem Manne seyn müsse; denn sie ist überzeugt, daß sie von dem vermeidentlichen Verlurste einer Stunde eine eben so schwere Rechenschaft zu geben habe, als er. Sie bildet sich nicht ein, daß sie ihres zärtlichen Körpers wegen des Schlafes mehr bedürfe, als wir. Den größten Theil der Zeit wiedmet sie Gott, ihrer Seele, und der Tugend, und die Stunden des Tages, die sie nicht den Pflichten des Umganges schuldig ist, wiedmet sie dem besondern Berufe des Frauenzimmers, und bestrebt sich, diejenigen Fähigkeiten zu erlangen oder zu erhöhen, deren Ausbildung zur häuslichen Wohlfahrt und Glückseligkeit unentbehr-

lich ist, um sich niemals der Gefahr auszusetzen, von denen übertroffen oder getadelt zu werden, deren Geschäfte sie anordnen und regieren soll.

Sie ist gegen die Schönheit ihres Körpers nicht gleichgültig; denn warum sollte sie ihren Augen verbieten, das zu sehen, was andere Augen mit Vergnügen bemerken? Sie betrachtet sie als ein Geschenk der Natur, das sie nicht vernachläßigen darf, ob sie gleich nicht stolz auf das ist, was sie sich nicht selbst gegeben hat. Sie betrachtet sie als eine Aufmunterung, ihre Seele desto schätzbarer und liebenswürdiger zu machen. Die schönste Farbe des Gesichts ist nicht dauerhafter, als die Farbe der Blumen: wie bald verblühen beyde! Welch ein Unglück also für ein Frauenzimmer, wenn sie ihren Stolz über ihre verblühte Schönheit bis in ihr Alter behält, wo er sich in jeder Runzel des Gesichts beschämt, und gedemüthigt sieht! dies weis Amalia, und bestrebt sich, Vollkommenheiten zu besitzen, die so wenig durch die zerstörende Macht der Zeit ihren Glanz verlieren, daß sie vielmehr immer glänzender werden.

Sie ist weit über die thörichte Einbildung erhaben, daß Kleider einem Menschen ein Verdienst geben können. Die Schönheit braucht keinen fremden und erkünstelten Schmuck, und die Gräßlichkeit kann dadurch nicht verborgen werden; gemeiniglich hat vielmehr die Kleidung eine ganz andere Wirkung, als sich diejenigen, die den Putz zu sehr lieben, davon versprechen: denn sie macht den Mangel der Schönheit sichtbarer. Amalia ist in der

Klei=

Kleidung sorgfältig, ohne eigensinnig und eitel zu seyn. Sie kleidet sich nach der Mode, wenn sie der Unschuld ihres Herzens weder unanständig noch gefährlich ist. Eine neue Mode gefällt ihr nicht, weil sie neu ist, und deßwegen eilt sie auch niemals, den ersten Befehlen derselben zu gehorchen. Sie untersucht allezeit, ob sie auf eine leichte und natürliche Weise eine Versuchung für sie oder für andre veranlassen, und eine unordentliche Einbildung aufbringen und erhitzen kann, und alsdenn widersteht sie ihrer Tyranney mit einem Muthe, der ihrer Tugend einen neuen Werth giebt. Daher verabscheut sie die bis zur Ausschweifung tiefen Ausschnitte der Frauenzimmerkleidung. Denn wenn solche von Mannspersonen für die eigentliche Kleidung der unanständigsten Coquetterie erklärt wird; wofür muß sie nicht ein Frauenzimmer halten, das auf den Ruhm der Keuschheit und Unschuld eifersüchtig ist?

Im Umgange ist sie sittsam, ohne schüchtern zu seyn, auf eine edle Art frey, und doch zurückhaltend, besonders gegen unser Geschlecht. Sie empfindet ihrem Beruf zu gefallen, und ihre ganze Aufführung beweist, daß sie nur durch die Tugend zu gefallen wünsche. Sie verachtet den Ruhm, viele Bewunderer und Schmeichler um sich zu sehen, und erlaubt ihren Augen das eingebildete Vergnügen nicht, Eroberungen zu machen. Je siegender eine Schönheit ist, desto mehr ist sie in Gefahr besiegt zu werden. Sie ist freylich verführerisch genug, wenn sie sich vornimmt, zu ver-

führen; allein sie verführt auch diejenigen, die sie besitzen, gemeiniglich noch mehr, als die, die sie zu verblenden sucht. Amalia ist also, ihrer Reizungen wegen so wenig für sich eingenommen, daß sie so gar, ohne einer Ueberwindung ihrer selbst nöthig zu haben, andern Frauenzimmern Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, wenn sie schöner sind, als sie.

Nunmehr nehme ich mir die Freyheit, Sie, meine geehrtesten Damen, zu ersuchen, daß sie, wenn sie dieses lesen, selbst urtheilen, ob es ihnen angenehmer sey, daß man von ihnen denke, wie man von Amalien denken muß, oder daß man weiter nichts von ihnen zu sagen wisse, als daß sie sehr gut gebildet sind; daß ihren Augen zu einer vollkommnen Schönheit nichts als eine liebenswürdige Seele fehlt; daß der Hals, dessen Anblick uns ganz unverwehrt ist, sehr weiß sey; daß sie zwar nicht sprechen können, daß sie aber doch sehr angenehme Lippen haben; daß sie, um uns alle ihre äußerlichen Reizungen zu zeigen, ihrem Schneider volle Macht und Gewalt geben; daß sie das Spiel vollkommen verstehen; daß man sie endlich bewundern muß, ohne sie hochachten zu können. Ich denke zu vortheilhaft und ehrerbietig von ihnen allen, als daß ich glauben sollte, sie könnten sich in der Wahl, die ich ihnen überlasse, auf eine ihrem wahren Ruhme nachtheilige Weise irren.

An sanfte Mädchen.

Mädchen! ihr mit sanften Seelen,
Seht die Schönheit dieser Flur,
Hört das Rauschen frischer Quellen,
Fühlt die Wonne der Natur.

Laßt in späten Abendzeiten
Durch den dunklen Tannenwald
Euch in stille Hayne leiten,
Wo der Unschuld Aufenthalt.

Hört die Nachtigalle singen,
Horcht der Turteltaube zu.
Wie sie girrt mit leichten Schwingen
In der stillen Abendruh.

Seht den Mond, wie seine Stralen
Sich in silberfarben Licht
Auf die schwarzen Felder malen,
Wo Natur und Liebe spricht.

Bebt die Einfalt edler Scenen,
Mädchen! seyd Gefühle voll.
Weint zuweilen fromme Thränen,
Die die Menschheit weinen soll.

Glaubt mir, Unschuld ist die Zierde,
Schönheit ist Vergänglichkeit.
Sanfte Mädchen! edle Würde
Hat die Daur der Ewigkeit.

Welche Reize hat die Jugend,
Wenn sie Rosenwangen malt,
Wenn die Unschuld und die Tugend
Aus dem sanften Auge stralt.

Glück erwartet dann den Gatten,
Den die Liebe zu euch winkt,
Und der dann auf Rosenmatten
In die Schooß der Unschuld sinkt.

Etwas zur Mädchenkenntniß.

Wieder ein Gemälde, meine Freunde! das ihrer Aufmerksamkeit vielleicht nicht gänzlich unwerth ist. Welch eine viel versprechende Physiognomie empfiehlt nicht den Jüngling hier! Und nach dem Seelenausdrucke, der in seinem ganzen Gesichte herrscht, zu schließen, scheint er ein überaus gefühlvolles und zärtliches Herz zu haben, das jeder Empfindung offen, an jedem Vorfalle Theil nimmt. Das Mädchen mit dem schielenden Blicke an seiner Seite, scheint einen Plan entworfen zu haben, an dessen Ausführung sie eben mit allen Kräften arbeitet. Wir wollen uns mit der Geschichte dieser auffallenden Scene bekannt machen.

Julie. Wozu diese Schüchternheit? Wozu diese Zurückhaltung?

Amint. Beßte Julie! wer Sie so liebt, wie ich, so tief für Sie empfindet —

Julie Sie reden von Liebe, Amint? (drückt ihm die Hand.)

Amint.

Amint. Könnte ich wohl einen andern Gegenstand wählen, wenn Sie an meiner Seite sind?

Julie. Nein, Amint! Vorwürfe will ich Ihnen keine machen; Ihr allzu empfindliches Herz würde leiden dabey; und Sie leiden zu sehen, wäre eine Scene für mich, die ich nicht aushalten könnte. Ich will glauben, daß Sie mich lieben, mich glücklich machen wollen, — aber — Ihre Unthätigkeit, Unentschlossenheit, beßter Amint —

Amint. Ich verstehe Sie, Julie!

Julie. Und doch —

Amint. Aendern Sie die Umstände, Entschluß und Ausführung sind dann in einem Nu.

Julie. Welche Umstände?

Amint. Die Ihnen, Theuerste! nur zu wohl bekannt sind.

Julie. Aber auch die meinigen sind Ihnen bekannt, und diese fordern Ihre Hand, sobald es nur möglich ist. Oder wollen Sie mich mit Vorsatz unglücklich wissen? Wollen Sie, daß Ihre Julie, die Ihnen so theure Julie, das Opfer der Verfolgung von Unmenschen werde? Wollen Sie das? Gut, Amint! Sie sollen es, Sie werden es sehen, werden die Mütter sehen, wie sie dahin schwindet, und vor den Augen eines gefühllosen, barbarischen Vaters, der sein eigen Blut eines elenden Wohlstands wegen verläugnet, dem Sohne das Haupt spaltet, damit er nicht werde ein Ungeheuer, seinem treulosen Vater gleich. (fällt in eine sichtbare Schwäche.)

Amint. O meine Julie!

Julie. Weich Barbar!

Amint. Da, Julie! du hast gesiegt. Empfange meine Hand: heilige Bande vereinigen uns, der nächste Priester an der Gränze schließt sie.

Julie. Die Mutter dankt dir, deine Gattinn küßt dich.

Amint. Ich will alle Anstalten treffen. Früh Morgens reisen wir. (ab.)

Julie. Er soll es entgelten. Zu lieb ist mir meine Ehre vor den Augen der Welt, als daß ich ihr nicht das Glück eines blöden Jünglings aufopfern sollte. Sein Vermögen ist groß; soll ers alleine besitzen? Er genoß Vergnügen; soll ers umsonst genossen haben? Soll ich einen unglücklich machen, den ich liebe, und einen schonen, den ich verabscheue? Guter Amint! sey immer die Hülle, die meine Schande vor der Welt bedeckt: zur Schadloshaltung trag ich ja deinen Namen. — Nun geschwind ein Briefchen an Philint, er soll das Meisterstück hören; aber nur so viel hören, als meine List erlaubt.

O Abentheuer in einer Mädchenhülle.

Willst du eine Gattinn wählen,
Jüngling sey auf deiner Hut,
Unsrer Mädchen Modeseelen
Scheinen, aber sind nicht gut.

Wisse, unsre Frauenzimmer
Lernen die Philosophie,
Doch ist ihrer Weisheit Schimmer,
Nichts als nur Koqueterie.

Thöricht, stolz und unbescheiden
Sind die meisten unsrer Zeit,
Kennen weder Menschenfreuden,
Noch das Glück der Häuslichkeit.

Nimm aus diesen Modeschulen
Um der Menschheitwohl kein Weib.
Spielen, Lachen, Tändeln, Buhlen
Ist der Mädchen Zeitvertreib.

Mancher Redlicher verschmachtet,
Und sinkt zu der Grube hin,
Und sein Weib, die ihn verachtet,
Wird selbst seine Mörderinn.

Willst du eine Gattinn haben,
Die dich treu an Busen schließt,
Freund! so suche andere Gaben,
Als es jetzt die Mode ist.

Lach' der thörichten Koquette,
Die sich foltert, und verschnürt,
Und wie eine Perßtapete
Sich mit Roth und Weiß beschmirt.

A la Malbrouk groſſe Hüte
Büſche a la Cacadou
Geben keine Herzensgüte,
Und auch keine Seelenruh.

Eingezogenheit der Jugend
Zieh den Modemädchen vor,
Reiche deine Hand der Tugend,
Laß die Thörinnen dem Thor.

Von dem wahren Liebhaber, und von dem, der es nur zu ſeyn ſcheint.

Es muß unverheuratheten Frauenzimmern, die durch die Liebe eines tugendhaften Mannes glücklich zu werden wünſchen, außerordentlich daran gelegen ſeyn, den Liebhaber, der es ſcheint, von demjenigen, der es iſt, ſicher unterſcheiden zu können. Ein ſolcher Wunſch wird vielen Damen ſehr romanhaft vorkommen. Erſtlich werden ſie denken, daß es ſtolz von uns gedacht ſey, wenn man glaube, daß ein Frauenzimmer in der Abſicht heurathe, um durch die Ehe glücklich zu werden; zweytens daß man, wenn man ja die Ehe als ein Mittel zum Glücklichwerden anſehen will, eben die Tugend eines Mannes nicht ſo ſehr in Betrachtung zu ziehen brauche.

Wenn das Auge mit ſeiner Wahl zufrieden iſt; wenn man nur weis, daß er ein eben ſo demüthiger Ehemann ſeyn werde, als er ein unterthäniger Liebhaber war; wenn er Vermögen genug be-

besitzt, uns mit einem hinlänglichen Nadelgelde zu versorgen, oder die Spielkasse wieder anzufüllen, sobald es ihr an dem nöthigen Ueberflusse fehlen sollte; wenn man noch dazu durch seinen Titel den Rang über andre Frauenzimmer gewinnen kann: so erlangt man ja alles, was etwa zum Glücke des Lebens gehören mag.

Ich bestreite die Richtigkeit dieser Gedanken nicht; denn ich bleibe bey meinem Entschlusse, keine Dame, welche sichs vorgenommen hat, Recht zu haben, in die Nothwendigkeit zu setzen, Unrecht zu haben. Nur werden sie mir gütigst erlauben, daß ich mich auch mit denen unterrede, die auf eine in ihren Augen seltsame Art über die Liebe und Ehe denken. Sie wird darum nicht allgemeiner werden, und sie können deswegen ganz ruhig seyn; ich fürchte vielmehr, daß sie immer mehr aus der Mode kommen wird.

Diejenige Liebe, von der ich rede, setzt sowohl bey dem Manne, als bey dem Frauenzimmer, das geliebt wird, wahre Vorzüge, bey beyden eine edle und den Grundsätzen der Tugenden gemäße Art zu denken und zu handeln voraus. Sie ist keine Neigung, die sich auf einen eingebildeten, oder fremden, oder vorübergehenden Werth gründet. Sie vernachläßiget zwar die Rechte der Sinne nicht, so wenig als dasjenige, was ein Mann seinen äußerlichen Umständen schuldig ist; aber sie ersucht das Auge mehr um seine Einwilligung, als um seinen Rath; sie sieht, aber sie wird nie verblendet; sie ist ein lebhaftes fortdau-

dauerndes Vergnügen, aber keine Trunkenheit; mehr eine Begierde, glücklich zu machen, als glücklich zu werden, weil sie mehr von den guten Eigenschaften des geliebten Gegenstandes, als von ihren eigenen Vollkommenheiten gerührt ist.

Diese allgemeine Beschreibung der wahren Liebe ist zwar hinreichend, den Liebhaber, der es ist, von dem, der es scheint, zu unterscheiden; Gemälde aber, wenn sie auch nicht bis zur höchsten Vollkommenheit ausgemalt sind, machen doch immer mehr Eindruck als blosse Zeichnungen, die nur in dem Umrisse bestehen, und die Hauptzüge mehr andeuten, als zeigen.

Liebe auf den ersten Anblick bey einem Manne, muß einem Frauenzimmer, das gut denkt, allezeit verdächtig seyn. Es kann zwar eine Person so grosse, so leuchtende Vollkommenheiten haben, daß man sich in seinem ersten Urtheile nicht irrt; unter unserm Geschlechte ist es auch möglich, daß Personen auf immer Freunde sind, sobald sie sich nur kennen lernen; aber das kömmt daher, daß sich männliche Vorzüge, ungeachtet uns die Bescheidenheit eben so anständig ist, als dem schönen Geschlechte, mehr sehen lassen dürfen, als die liebenswürdigen Eigenschaften des Frauenzimmers, weil sie mehr für das öffentliche, als für das häusliche Leben bestimmt sind. Wie die Liebe auf den ersten Anblick bey einem Frauenzimmer mit der Zärtlichkeit des weiblichen Charakters streitet, die allezeit von einem feinern Gewebe seyn muß, als die Zärtlichkeit der Mannspersonen: so streitet

sie

sie bey diesen wider die Herrschaft, die sie über die Bewegungen ihres Herzens haben sollen. Sie verräth eine Schwäche, die unserm Geschlechte unanständig ist, und ob es gleich der Eigenliebe eines Frauenzimmers schmeicheln mag, daß sie einen plötzlichen und unüberwindlichen Eindruck macht, so darf es doch ihrem Verstande nicht gefallen, daß die vorzügliche Zuneigung gegen sie, mehr eine aufwallende Leidenschaft, als die Wirkung einer sorgfältigen und vorsichtigen Untersuchung ist. Sie verräth eine Seele, die den Affekten zu offen steht, und zum wenigsten einigen Hang hat, der Einbildung eine Macht über sich einzuräumen, die nur die Ueberlegung haben sollte.

Gesetzt, der Mann könnte sich bey dem ersten Anblicke eines Frauenzimmers nicht enthalten, mehr als Hochachtung gegen sie zu empfinden: so muß er doch, wenn seine Empfindung edel seyn soll, so viel Gewalt über sein Herz besitzen, daß er sie verbirgt, und ganz in das Innerste seiner Seele zu verschlieſſen sucht. Auch der vernünftigste Mann soll in sein erstes Urtheil einiges Mistrauen setzen, und eben deswegen muß einem Frauenzimmer diejenige Liebe angenehmer seyn, die durch Vorsicht und Beurtheilung langsam reift, gleich den Früchten, welche durch die ordentliche Sonnenwärme zur Vollkommenheit gebracht werden, als eine Liebe, die, so zu sagen, durch eine schnelle, und heftige Hitze in der Zeitigung übertrieben wird, und dadurch Kraft und Geschmack verliert.

Ich muß noch eine Anmerkung nicht vergessen. Niemand, der rechtschaffen und fein denkt, wird einem würdigen Frauenzimmer eher seine Liebe zu erkennen geben, bis er mit einiger Wahrscheinlichkeit weis, daß ihr wenigstens seine Wünsche weder misfallen werden, noch misfallen dürfen, und wie kann er das von ihr voraussetzen, wenn er ihr keine Zeit gelassen hat, ihn überhaupt, ohne einige besondre Absicht auf ihn, als einen verständigen und rechtschaffenen Mann kennen zu lernen.

Weil die wahre Liebe eine Neigung ist, die mehr von solchen Vorzügen erweckt wird, welche sich ein Frauenzimmer selbst geben kann, als von solchen, die ein Geschenk der Natur, und ein Raub der Zeit sind; eine Neigung, die von der Vernunft gebilligt, eingeschränkt und regiert wird: so gleicht sie einer stillen sich immer gleichen Flamme, der es nicht an Licht und Wärme fehlt, die aber kein schnell auflodernder Feuer ist, welches zwar alles um sich her plötzlicher erleuchtet, als sie, und alles ergreift, aber, was die Glut ergreift, auch mit sich selbst, und zwar eben so plötzlich verzehrt, als sie es entzündet hatte. Die allzuhitzigen Liebhaber sind gemeiniglich die gleichgültigsten und frostigsten Ehemänner. Eine gewiße Emsigkeit, dem geliebten Gegenstande zu gefallen, ohne ihm zu schmeicheln, wird sich zwar allezeit mit dem Besitze verlieren, weil der Glückliche voraussetzt, daß an der Redlichkeit und Dauer seiner Liebe so wenig werde gezweifelt werden, als er an dem Herzen seiner Geliebten zweifelt, weil sie es ihm einmal gege-

gegeben hat. Aber da diese Emsigkeit noch weit von der Heftigkeit unterschieden ist: so ist auch bey einer gewißen Ruhe der Seele, eine wirkliche Ermattung der vernünftigen und tugendhaften Liebe niemals zu befürchten; sie muß vielmehr immer stärker werden, je mehr ihre beyderseitigen Vollkommenheiten durch ihre Vereinigung mit einander zunehmen.

Ein Frauenzimmer weis genug, wenn sie dieß weis, was sie von den unaufhörlichen Schmeicheleyen, von dem ewigen Liebäugeln, den heftigen Betheuerungen, Schwüren und Gelübden eines Liebhabers urtheilen soll. Wie wenig Vertrauen muß er doch zu seinen moralischen Eigenschaften haben, oder wie niedrig muß er entweder von ihrem Urtheile, oder von dem Charakter ihres Herzens denken, wenn er sie dadurch einzunehmen hoffen kann? Und sie sollte ein Vertrauen in den setzen, der schlecht von sich, oder schlecht von ihr denkt? Was wird sie denn nicht von ihm urtheilen müßen, wenn er gar ungestümm ist; wenn er sie mit abentheuerlichen amadisischen Klagen betäubt; wenn er über Ungerechtigkeit und Grausamkeit, gleich einem Theaterritter schreit, weil sie das Recht der verneinenden Stimme braucht, das ihr zukömmt? Sollte sie sich wohl einem solchen Sturmläufer auf Gnade und Ungnade ergeben? Wie leer muß ein Herz nicht in der Ehe seyn, das sich im Liebhaberstande so sehr erschöpft.

Nehmen sie sich für ihr Herz in Acht, Selinde: ihren liebenswürdigen Vorzügen ist ein we-

nig

nig Selbstgefälligkeit zu verzeihen: aber sie kann ihnen gefährlich werden. Verschliessen sie ihre Ohren vor dem demüthigen Herrn, der zu ihren Füssen herumkriecht, der sie mit solchen schmachtenden Augen ansieht; der ihnen so viel Süßes von dem, was ihnen doch der Spiegel besser, und ohne eine beleidigende Vergrösserung sagt, so viel Süßes sogar von ihren Fehlern vorseufzt. Der unterthänige Sklave denkt auf einen Vezier.

Ich tadle, ich beklage sie nicht, ich bewundre sie, großmüthige Valeria, wie groß auch das Erstaunen ist, welches alle Welt darüber bezeigt, daß sie eine so reiche, so vornehme, so wichtige Parthie ausgeschlagen haben. Ich glaube nicht, daß sie in einen andern verliebt, nicht daß sie eigensinnig sind; nicht, daß sie ihre abschlägige Antwort gerne wieder zurück hätten. Der Liebhaber vergaß die Ehrfurcht, die er ihnen schuldig war: was würde sich nicht der Mann erlaubt haben? Was konnten sie anders als Abscheu gegen den empfinden, der Kühnheiten gegen sie wagen wollte, die zwar die Unschuld noch nicht beflecken, die aber kein Frauenzimmer dulden darf, wenn es ihm nicht an aller Sittsamkeit und Zärtlichkeit fehlt? Wie hätten sie es mit Geduld anhören können, da er, überzeugt von dem Ernste ihres edlen Zorns, seine Unverschämtheiten mit der Stärke und Heftigkeit seiner Liebe entschuldigen wollte! Wie viele unglückliche Frauen haben nicht erfahren müssen, daß sich ihre Männer gegen ihre Aufwärterinnen eben die

Frey-

Freyheiten herausnahmen, die sie ihnen, als Liebhabern nachsahen!

Der rechtschaffene Liebhaber ist, bey allem Bewußtseyn seiner eignen Würde, bescheiden und ehrerbietig gegen seine Geliebte. Er läßt es sie errathen, daß er gegen die Reizungen ihrer Jugend und Schönheit nicht gleichgültig ist; aber er läßt sie es sehen, daß ihn die Vorzüge ihres Verstandes und Herzens gerührt haben.

Er spricht, als wenn er nur Gefälligkeit, Hochachtung und Freundschaft gegen sie hätte; man erkennt aber die Grösse der Zärtlichkeit, mit der er liebt, an der Sorgfalt, womit er an seiner Geliebten solche Kleinigkeiten bemerkt, die einer gemeinen Aufmerksamkeit entgehen, die ihr aber doch wirklich Ehre machen.

Da seine Liebe sich bloß auf wahre Vorzüge gründet, so wird sich Niemand von dem Schmeichler sorgfältiger unterscheiden, als er. Er wird den Fehlern seiner Geliebten kein Kompliment machen. Sie wird vielmehr aus seinen allgemeinen Anmerkungen, und besonders aus einer gewißen Art des Stillschweigens, oder der Niedergeschlagenheit leicht entdecken können, was ihr selbst misfallen sollte, wenn sie sich strenge und unpartheyisch genug untersuchte. Glaubt er einmal, sich als einen ergebenen und zärtlichen Liebhaber erklären zu dürfen, so wird sie, wenn sie das Geschenk seines Herzens annimmt, bald erfahren, daß er ein eben so freymüthiger Freund ist. Er wird ihr die größte Bereitwilligkeit zeigen, sich von ihr bessern zu las-

sen, und dann wird er aufrichtig gegen sie seyn, aber weder auf eine pedantische, noch auf eine beleidigende Art aufrichtig. Er wird derjenigen, die er einmal die Seinige zu nennen hofft, überall eine gewiße Würde und Wichtigkeit zu geben suchen, und ihre Fehler verbergen; er wird sie allen Augen entziehen; aber den ihrigen wird er sie nicht entziehen.

Wenn er sich um ihre Gegenliebe bewirbt, so wird, wie Richardson sagt, der Liebhaber vorscheinen, aber der künftige Mann wird nicht ganz vergessen werden; vergessen, als ein Gebieter, aber nicht als ein Beschützer, der gewiße Pflichten über sich nimmt, nicht weil sie angenehm, sondern weil sie mit Beschwerlichkeiten verbunden sind, deren Last er sie gerne überheben will; ein gewißer Beweis, daß er in der Ehe selbst nie den Liebhaber, den Mann aber so oft vergessen wird, als der Gebrauch eines Vorrechts, das ihm die Einrichtung der Natur giebt, keinen Einfluß auf die Glückseligkeit seiner Geliebten hat.

Er wird bis zu der Zeit, die seine Vereinigung mit ihr unauflöslich macht, keine Versicherungen ihrer Liebe begehren, die zwar ihre Sittsamkeit gewähren könnte, die ihr aber doch Ueberwindung kosten würden. Eine wahre Liebe vermeidet alles, was dem Geliebten Unruhe machen kann. Ein zärtlicher Blick, ein sanftes unterscheidendes Lächeln, ihre Begierde, sich mit ihm zu unterhalten, ist ihm genug; denn er will ihr das Verdienst und die Freude lassen, ihn über seine Hoffnung zu verbinden.

Von der Schamhaftigkeit.

Die Schamhaftigkeit ist die Freundinn der Tugend; sie ist die Zeuginn, daß der Mensch den Werth der edlen Thaten kenne, und die Erniedrigung der Seele durch schlechte Handlungen.

Die Schamhaftigkeit ist die Beschützerinn der Unschuld; sie ist die Schwester der Eingezogenheit, und die Zierde des schönen Geschlechts.

Es giebt aber so unrichtige Begriffe von der wahren und von der falschen Schamhaftigkeit, daß ich es mir zur Pflicht mache, hierüber zu reden.

Die edle Schamhaftigkeit führt uns zur Tugend, die falsche zum Laster; es ist nothwendig, daß wir sie beede kennen lernen.

Eine richtige Kenntniß der Größe unsrer Bestimmung, des Werths unsrer Seele, und der Schönheit der Tugend ist in dem Herzen des wahren Schamhaften.

Der, dessen Wangen nur die Röthe bey zweydeutigen Handlungen in öffentlichen Gesellschaften färbet, der aber im Winkel die nämliche That auszuüben im Stande ist, ohne daß Schamröthe seine Stirne malt, der ist nicht schamhaft. Der edle Schamhafte erröthet in der natürlichen Stille, wenn nur der Gedanke einer unedlen That in seiner Seele aufsteigt. — — Wie, sagt er sich? könnte ich dieses thun? Ich, der ich unter den Augen des allmächtigen Gottes umher wandle? wie könnte ich so meine Bestimmung erniedrigen? — Ich muß mich vor mir selbst — und vor dem Allwissenden

schämen, der den geringsten meiner Gedanken entdecket; nein das will ich nie thun — und sollten auch alle Menschen meiner spotten — so hab ich mich nicht zu schämen, wenn mich mein Gewissen vor Gott dem Ewigen rechtfertigt.

So wie die wahre Schamhaftigkeit aus der Erkenntniß unsrer Bestimmung, dem wahren Werth unsrer Seele, und aus der Tugend entspringet, so entspringt die falsche Schamhaftigkeit aus Schwachheit unseres Herzens, aus übertriebener Selbstliebe und aus falscher Hochachtung der Menschen.

Das, über welches der meiste Theil der Menschen insgemein spottet, halten wir im gemeinschaftlichen Leben für Schande. — Wir denken selten den Beyfall des Klugen, sondern nur den Beyfall des Haufens zu verdienen, und denken nicht nach, daß der Haufe meistentheils aus Thoren besteht. Unsere Selbstliebe ist die Ursache, daß wir gerne von jedem Menschen geachtet würden, und die Schwachheit unsrer Seele läßt uns herabsinken, und verleitet uns den Beyfall der Narren zu erbetteln.

Wer je aufmerksam auf sein eigenes Herz war, und auf den Umgang der Menschen, der kann leicht die Wahrheit meiner Sätze finden.

Warum giebt es so viele Modetugenden? Warum so viele Modelaster? Woher quellen sie, als aus unrichtigen Begriffen falscher Schamhaftigkeit?

Amazita war ein junges Mädchen. Sie wählte sich einen Mann, den sie liebte; den sie auch noch wirklich liebt: und sie hat doch einen Liebha-

haber; und warum das? Es ist so Mode. Amazita sollte gewiß in der Gesellschaft ihrer Freundinnen erscheinen ohne Liebhaber; wie würde man sich über die gute Gattinn und ihre altväterische eheliche Treue lustig machen! Amazita würde sich schämen, und aus falscher Schamhaftigkeit wird sie ebenfalls zur Thörinn.

Tazama war christlich erzogen, und nun ist sie eine der stärksten Freygeister. — Sie verachtet die Religion, nicht weil sie Gründe im Herzen findet, sie zu verachten; sondern weil sie sich schämt zu glauben, was der ehrliche gute Bürger glaubt. Es giebt keinen Gott, sagt Tazama: Unsterblichkeit ist ein Gedicht, Tugend und Laster Tändeley. — Warum das, gnädige Frau? Ah, sagt Tazama, Sie wollen gewiß scherzen, mein Herr? Ich weiß wohl, Sie sind nicht so einfältig. Glauben Sie wohl, ich habe den Voltaire, les lettres a Uraine, den Helvez und Bayle nicht gelesen? — Ich glaube es. Sind Sie wohl von ihren Grundsätzen überzeugt? — O ja, sagt Tazama. — Und warum sagt sie ja? Weil man ihr vorsagte, daß Helvez, Voltaire, Bayle — starke Geister waren, und weil sie sich einbildet, daß, wenn sie nach ihren Grundsätzen spricht, daß man sie auch werde unter diese starken Geister zählen. — Nicht aus Ueberzeugung hasset Tazama unsere Religion, sondern aus Stolz, aus Hochmuth, weil sie für eine Gelehrte will angesehen werden.

Man nehme den Stolz aus ihrem Herzen; man versichere sie, daß der französische Abbee, der

junge Stutzer Fantor nicht mehr ihrer spotten werden; man sage ihr, daß es nun allgemein wieder Mode ist, die Religion zu verehren; und die Tazama wird die christlichste Person zu seyn scheinen.

Wäre die falsche Schamhaftigkeit nicht, oder das sogenannte große Mitmachen mit der Welt, so würden wir weniger böse Menschen haben.

Die Selbstliebe verführet den Menschen so gerne: man will immer besser scheinen, als man ist, und daher kommen die der Tugend und Rechtschaffenheit so nachtheiligen Fehler des täglichen Umganges.

Amyntor ist im Zirkel seiner Freunde: man spottet auf Unkosten der Ehre manches ehrlichen Mannes. Amyntor sieht ein, daß seine Freunde Unrecht haben; allein er schämt sich der Einzelne zu seyn, der die Ehre des Tugendhaften schützen sollte; und aus falscher Schamhaftigkeit macht er auch mit. Schwacher Amyntor! welche Begriffe hast du von der Schande? Warum fürchtest du das Gelächter der Thoren? Du hast nicht Ursache zu erröthen. Schäme dich, wenn dein Gewissen dir Vorwürfe macht. Das ist Schande.

Der Rechtschaffene kennt keine Schande, als die Schande schlechter Handlungen.

Celsus, der gerechte Mann, der nach eigenen Grundsätzen denkt; der verachtet, was der Verachtung würdig ist, und lobet, was des Lobes werth ist. Celsus läßt sich durch keine eingebildete falsche Schamhaftigkeit irre machen. — — So ist meine Denkart, sagt er. — Ich fühle Ueber-

zeu-

zeugung in meiner Seele, und Zufriedenheit in meinem Busen. Und wenn die ganze Welt über mich spottet — und wenn alle Menschen lachen, so will ich meine Grundsätze nicht ändern. Wer aus Ueberzeugung denkt, aus Ueberzeugung handelt, erröthet über nichts, als über schlechte Thaten.

Stirius an Ismenen.

Sieh am Abend, wenn du dich entkleidest, auf die Blumen, die an deiner Brust hängen, sie sind verblasset, sie sind matt, sie düften nicht mehr. — Wie lange sollte deine Blüthe, und deine Schönheit, diese Blumen noch wohl überleben? Noch sechs Sommer; das ist das längste, aber setze noch zehn; dünkt dir die Zeit so lange? Von deiner Geburt an zählest du achtzehn. Wie lange dünken dir diese? Du wirst erstaunen, wie kurz! O Ismene, eine verschwundene Minute ist eben so lang, als ein vergangenes Jahrhundert. — Und glaubest du denn, wenn jene flohen, daß deine übrigen Jahre langsamer gehen werden? — Wie der Sturmwind, wie der Schall, wie der Lichtstral, und wenn sich noch etwas in der Natur befindet, das schneller, wie dieses! Die Augenblicke, Ismene, überholen Gedanken in ihrem Fluge. — Nach zehn Jahren sollst du mir sagen, ob ich Recht habe: laß indeß so lange die Jahre kriechen, wenn dich der Gedanke von ihrer Geschwindigkeit zu sehr niederschlägt. Zähle sie nach Minuten, um die Reihe zu verlängern; und bilde dir ein, eine jede

Minute sey so lang, als ein Tag. Du wirst dir eine ungeheure Reihe von Tagen erträumen, worinn du blühest; aber du wirst deswegen den schnellen Strom der zukünftigen Zeit nicht um eine Minute aufhalten. Ungestüm wird er kommen; wie ein Sturm am Ende des Frühlings, der die Blüthen niederschlägt, und die Schönheit der Jahrszeit von den Fluren hinwegnimmt. Habe hundert Verehrer — habe die ganze Welt zu Sklaven gehabt; desto grösser wird dein Verlurst seyn, wenn du keinen einzigen behältst: seufzen werden sie über dich! — Aber, Ismene, Seufzer, die demüthigender sind — als diejenigen, welche vormals die Liebe seufzte! Jene waren Zeugnisse deiner Allmacht, deiner Reize; diese sagen, daß du nimmer reizend bist; jene waren Lobsprüche, die dich entzückten, und vergötterten; diese sind Mitleiden, das dich in Verzweiflung setzen muß: denn was ist dem Stolze unerträglicher, als wenn er ein Gegenstand ist, worüber das Erbarmen seufzet!

Ich rede zu ernsthaft: wie ein Liebhaber sollte ich reden. — So rede ich, Ismene; denn die Sprache eines redlichen, eines zärtlichen Liebhabers muß ernsthaft seyn. — Wolltest du wohl, daß er mit dir scherzte? Oder sollte ich etwa, mit dem hirnlosen Schmeichler, offenbare Lügen sagen? Sollte ich sagen: Ismene, du bist unsterblich, wie die Göttinnen; dein Frühling wird beständig blühen; du wirst nie aufhören, schön zu seyn? — Sage, soll ich so ungereimt reden? — Ein bitteres Lachen, eine Verachtung ist deine Antwort.

Aber

Aber warum antwortest du denen nicht eben so, welche dir mit etwas veränderten Worten eben so unglaubliche Dinge sagen?

Ich rede die Wahrheit: ich sage dir, du bist eine Sterbliche, blühest, gleich der Rose, nur einen Frühling, verblühest, wirst alt, und stirbst. Wenn Lügen dir verhaßt sind; so mußt du Wahrheit lieben. — Und dennoch höreſt du jene, indem du mich abweiseſt. O erkläre mir, erkläre mir diesen widersinnischen Widerspruch! — Doch wer ist dir weniger bekannt, als du selbst? Du glaubest wohl nicht, daß sich deine Eitelkeit für beleidiget hält, wenn man dir sagt, daß du nicht immer schön seyn wirst. Aber untersuche dich unpartheyisch, und dann entscheide, ob ich unwahr rede.

O! Ismene, was für Satyren ließen sich über eine Schöne sagen, die von uns fordert, wir sollten es nicht wissen, daß sie alt werden wird? Ist dieses eine Läſterung, so hatte der König recht, der es seinen Unterthanen verbot, zu wissen, daß ihre Königinn Füsse hat. — Aber weg mit der Satyre! Sie ist nicht die Sprache eines Liebhabers. Von Liebe soll dieser nur reden; er soll Honig auf der Zunge führen, dann mag er im Herzen Gift tragen. Er mag unser Glück umzustürzen suchen, wenn er nur unsere Eitelkeit befriediget. Wenn er nur Weihrauch opfert, dann mag er uns im Dampfe ersticken.

Wohlan! ich will schmeicheln, Ismene, und Niemand von uns, weder du, noch ich selbst, soll vor dieser Schmeicheley roth werden dürfen. Wie

liebenswürdig ist eine Schöne, deren Seele die Bildung ihres Körpers, und alle äußerlichen Reize übertrifft! Dieser Theil ist der Engel. Wer schmeichelt dir wohl am besten, der, der deine hinfällige Bildung, deine Rosenwangen, die Lilien deiner Brust, deine Augen, oder der, der deine Vernunft, deine Tugend, dein großmüthiges Herz verehret? Welcher Name ist liebenswürdiger, entscheide-selbst, eine Milwood, oder eine Lucia? Welches Lob ist gröſſer, blühende Wangen, oder eine schöne Seele? — Dein Verstand kann hier unmöglich anstehen, die Frage zu beantworten; und doch ist dir der Schmeichler angenehmer, der deine blühende Wangen erhebt, als der, der deine Tugend preiset. —

Ach! schöne Ismene, schäme dich deiner verkehrten Eitelkeit! Es ist Zeit, daß du an dich gedenkest! Was würde dir wohl übrig bleiben, womit sich deine Eitelkeit noch schmeicheln könnte, wenn nichts schön an dir wäre, als deine Bildung, und wenn die Zeit dir dieses einzige Gut nähme; sage mir, was wurde dir dann noch übrig bleiben? Kein Liebhaber, kein Ruhm, eine traurige Erinnerung von dem, was du warest. Wenn die Blumen abgefallen sind, so zerstreuen sich die Schmetterlinge, und suchen eine jüngere, die erst frisch aufgegangen ist. Aber Tugend, Ismene, ist nicht dem Wechsel der Zeit unterworfen. Sie blühet beständig, liebenswürdig bis zum Entzücken in einem schönen Leibe in der Jugend glänzend, bewundernswerth in dem Sommer des Lebens, verehrungswürdig im Alter.

Ich bitte dich, geliebte Ismene, erinnere dich oft des Alters, erinnere dich der flüchtigen unaufhaltsamen Jahre. Siehe deine bebende Mutter an, (sie hat eben so geblühet, als du; die vorige Welt sagt es uns, die nun der unsrigen schon Platz macht). Gebeugt schleicht sie daher, ein Gespenst von sich selbst, ihre Wangen sind verfallen, und blaß, ihre Augen dunkel und versunken, ihre Haare silbern, und bald — denke das übrige hinzu, Ismene, und lerne, von ihr das verachten, was vergeht, und das hochschätzen, was fortdauert.

Von der Heurath.

Das glaube ich, war etwas recht Wahres, und eben darum auch recht Göttliches gesagt, wenn es hieß: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; und jeder, welcher eine Frau hat, sollte bey Berechnung seiner Freuden unterm Monde einer seiner ersten und schärfesten Blicke auf sie richten. Sieh, Freund! es ist die Gehülfinn, die, — um dich seyn soll. Gehülfinn — zärtlichste Theilnehmerinn — treueste Gefährtinn — sanfteste Vermehrerinn deiner Wonnen. In dem Um ihn seyn, liegt eine gewaltige Nachdrucksfülle, ein ganzer Katechismus der Moral fürs Weib, und ein summarischer Extrakt von allen den Seligkeiten, welche der Mann von der Gehülfinn zu erwarten hat. Sie ist um ihn — schwebt vor seinen Augen, hängt an seinen Lippen, schließt ihn in ihre Arme, belohnt ihn nach harter überstandener Arbeit

heit mit holdem sanften Lächeln; bringt ihm von jeder kleinen häuslichen glücklichen Begebenheit die erste Nachricht; reicht ihm bey jedem Misgeschick den ersten Trost; hilft ihm projektiren, und Projekte ins Werk setzen; streicht ihm, wenn sie bey der Nachtzeit erwacht, und ihn schlafen sieht, zärtlich die Wangen; drückt ihm, wenn er zum letztenmale einschläft, wehmüthig die Augen zu. — O! gesegnet müsse dem Menschen die Stunde seyn, in welcher er mit seinen Augen sein Mädchen suchte, und — fand; sie erblickte, küßte, und ihr dauernde Liebe schwur! Nie müsse ihn seine That reuen! in jedem künftigen Augenblicke müsse er, wenn er sie nicht verrichtet hätte, bereit seyn, sie noch zu verrichten, sie mit noch stärkerem Eifer zu verrichten!

Der Umgang mit einem holden, sanften Mädchen, das wir das unsrige nennen; welch ein reizender, liebenswürdiger Umgang ist er! Ist noch ein ganz anderes Ding, als Umgang mit einem Menschen unsers Geschlechts; erweitert den Kreis unsrer Empfindungen, Vorstellungen, Genüsse, und unsers gesammten Daseyns. Alles ist sanft an einer Mädchenseele; in ihren Gefühlen, Geschmack, Denkungsart, Mienen, Bewegungen, Worten und Handlungen, herrscht überall holde, göttliche Anmuth. Steht sie vor unsern Augen da, und setzt ihre Füsse nach uns her, macht die Hände gerade oder krumm, richtet das Antlitz in die Höhe, so geschieht dieß mit weit sichtbarerer Leichtigkeit und Freyheit, als wenn dieß alles ein

Mann

Mann mit einer Perücke oder Haarbeutel that. Lacht sie, so ists, als lächelte sie nur. Weint sie, so zerreißt sie des Mannes Herz. Spricht sie, so klingen ihre Worte wie Silbertöne. Küßt sie uns, so schwebt sie nur auf unsern Lippen. Setzt sie sich in Bereitschaft, vor unsern Augen eine gute That zu verrichten, so hat sie dabey eine gelassene, ruhige Mine. — Gebet dem wildesten, ungestümmsten Jüngling so eine milde, zärtliche Gattinn; seine Wildheit wird gebändigt, sein rohes Wesen wird sanfter; er wird nach und nach Mond von der Sonne, die ihr ihm zuführtet. — Es freuet mich herzlich, wenn ichs lese; — und Dank sey dafür jedem Geschichtschreiber, der so etwas der Aufzeichnung würdig hielt — daß die stolzesten, unbiegsamsten Eroberer, die mit ihren Händen Tausende dem Tode zugeführt hatten, zuletzt in die weichern, kleinern Hände einer Eroberinn fielen, an ihren Lippen Gefühle der Menschlichkeit eingesogen, und zu ihren Füssen, wie zu den Füssen eines Altars, all ihren Blutdurst, all ihre Grausamkeit, und alle ihre Tyranney opferten. Die Natur, denk ich dann, hat ihre Rechte, und behauptet sie in allen ihren Kindern. Kömmts ja zuweilen, daß sie auf eine Zeitlang suspendirt, so bemächtigt sie sich hernach derselben wieder in ihrer ganzen Fülle.

Wie schön werden unsere Abende und unsere Morgen in den Armen einer sanften Gattinn! — Wenn wir nach überstandener Tageslast und Tageshitze — auch wohl Tagesfrost — (für Leute, die gegen Norden wohnen, geht so ein Zusatz immer

an)

an) bey einbrechender Dämmerung die ganze Welt aus unsern Augen verlieren; wenn es scheint, als wäre alles verschwunden, welches wir sonst das Unsrige nennen; dann finden wir uns noch im Besitze eines Guts, das uns mehr ist, als die ganze Welt. Dann drücken wir sie in unsere Arme, und sprechen: Liebste, Theuerste! alles ist verschwunden, als das Licht verschwand; aber du bist noch da, bist noch unser, bists noch ganz. Unter frohen Entzückungen schleicht dann die Nacht dahin; und tagt der Morgen, so ist sie unter allen unsern Gütern wieder das Erste, das wir erblicken. Mit unsern Augen suchen wir sie dann, und finden sie, und treten an ihrem Arm wieder in den Besitz und Genuß aller unsrer Freuden ein.

Trägt sie dann über kurz, oder lang uns einen Sohn der Liebe entgegen, der den Namen Vater uns zustammelt, sich an unsre Brust legt, und mit seinen kleinen Händen uns liebkoset; welche Wohllust strömt da durch die Brust! O du bists, Beste! sagen wir dann, die uns die Freuden gebahr; einen Menschen auf unsere Arme zu nehmen, von dem wir sprechen können: er ist unser Geschöpf: ist unser Bild: ist dein und mein Bild: hat Züge von dir und von mir: soll werden, wie ich und du: soll an unsrer Seite leben: soll unter unsern Augen wachsen und blühen: soll aus unserm Munde Weisheit und Tugend, aus unsern Händen Nahrung und Freude nehmen! — Steht sie dann nach einigen Jahren neben uns; umschließt sie uns auf der einen, und der heranwachsende, alleingehende

Mensch

Mensch auf der andern Seite, wie fühlen wir uns da im ganzen Leben! Zwey Eigenthümer! eines so theuer und lieb als das andere! Dann sehen wir, wie die zarte Pflanze in unserm Garten unter unserer Pflege sich ausbreitet, und der Blüthe nähert; warten sie fleißig; geben ihr Bildung und Richtung; hoffen sehnlich auf die erste Frucht, die sie bringen wird; zwingen sie ihr nicht zu frühe ab; wenden gemeinschaftlich all unsre Kräfte an, sie recht stark, recht dauernd und fruchtreich zu machen. Dankbar und gegenliebevoll blickt uns dann der emporstrebende Unsermensch an, eilt bald zu mir, bald zu ihr, in den Schooß; schmeichelt uns; lächelt uns an; nennet uns Vater und Mutter; will nicht von uns weichen, nicht von uns wanken. Das nenn ich mir Erdenglück und Erdenfreuden. Frau und Kind — Kind und Frau. —

Weißt wohl, Bruder! daß der Mensch nicht werth wäre, Mensch zu seyn, wenn er die Hände stets in den Schooß legen, und sie nicht zur Arbeit ausstrecken wollte. Aber glaube, dann arbeitest du mit zweyfacher Lust, wenn du weißt, du arbeitest für ein Weib, das dich liebt, und für ein Kind, das dein ist. Wirthschaftlich und heiter läuft dann deine tugendhafte Gattinn in deine Arme: gratulirt dir zum vollbrachten Tagewerk im Leben, und spricht: guter Mann! hast gearbeitet: gearbeitet für dich und für mich, und für den Kleinen, der aus unsern Händen speiset. — Sieh! du hast erworben, ich will zu Rathe halten: will alles so einrichten, daß das Erworbene reiche, daß noch

übrig

übrig bleibe; übrig auf Tage des Mangels, und des schuldlosen Alters.

Heil dem auch noch dann, wenn er schon bergab geht, der an den Händen, einer ihn liebenden, mit Redlichkeit und Treue belohnenden Gattinn den Berg des Lebens hinuntersteigt. Oben auf dem Berge stehen rasche, gutgeartete Kinder; — sehen ihnen nach, und rufen noch tausendmal glückliches, seliges Wiedersehen hinter drein. Am Fuße des Berges steht schon der Nachen, auf welchem sie hinschiffen werden ins weite, unübersehbare Meer; aber trennen sollen sie sich: jeder soll allein fahren. So wills das Geschick. Wirst du, Redlicher! zuerst in ihn steigen, und vom Lande stoßen: o thu im Einsteigen noch einen Blick auf die, welche als Gefährtinn mit dir das Leben durchgieng, aufm Berge mit dir war, hinauf und hinunter mit dir wandelte. Sieh, wie sie lieber eher einsteige, als du! Sieh, wie ihr schon jeder Augenblick Ewigkeit zu werden scheint, welcher vorübergehen wird, ehe der Nachen zurückkömmt, und sie nach dir einnimmt. Du bist schon in See. — Sie sieht dir nach, so weit, als das blödgewordene Auge reicht: — wünscht dir sturmlose Fahrt: sieht nichts mehr vom Nachen: Tage gehen hin, daß sie nichts sieht: Jahre. — Endlich sieht sie wieder etwas: — er ists wieder, er kömmt zurück. Frohlockend steigt sie ein, und hat weiter nichts zu wünschen, als daß der Schiffer dieselbe Fahrt wieder nehme, welche er mit dir genommen hat. Dich wünscht sie, dieß sucht sie auch noch jenseits des Meeres!

Höret mich, verbrüderte Jünglinge! dieß sind die Freuden der Liebe. Freuden, die jede Scene des Lebens verschönern; noch einen herrlichen Preis am Ziele aufstecken. Aber wisset, sie werden nicht allen, die sich Liebende nennen, zu Theil. Da leben so viele, so überaus viele, denen die sanften Bande zu eisernen Ketten werden, welche sie mit Unwillen und Gram hinter sich herschleppen; die die Stunde verfluchen, in der sie sie über sich warfen. Unglückliche! denn sie sehen ihrer Leiden kein Ende, als zuletzt; haben weiter keinen, der ein Werk der Liebe an ihnen thun, und — sie trennen darf, als — den Tod; — sagten nur ein einziges leises Wort, und waren beysammen; — schreyen tausend hell-laute Klagen, und können nicht voneinander. — Wollt ihr, junge, weiblose Brüder! die Zahl dieser Elenden nicht vermehren; — seyd weise! Blickt dem Mädchen, welches ihr lieben wollt, nicht bloß auf die Wangen, oder in den Busen, oder auf die — Mitgift, oder auf die Finger, wenn sie am Klavier steht, oder auf die Füße, wenn sie tanzt. Blickt ihr ins Auge, und durchs Auge ins Herz. Eine heitere, mitleidsvolle, den Nachtigallschlag, Lerchengesang und Wiesenbach liebende, an allen Auftritten der Natur sich ergötzende Seele sey euch werth! Schätzet sie höher, als die Bigotte, als die Prüde, und als die Koquette. Seyd, wenn ihr euch mit ihr verbunden habt, das, was ihr seyn sollt! Nicht Gecken im Anfang; nicht Tyrannen in der Mitte; nicht Untreue am

Ende. Denkt, daß des Mannes Größe darinn bestehe, daß er Zwistigkeiten, die vorfallen könnten, vorbeuge, und über Kleinigkeiten wegsehe, damit die größern Entzwecke nicht unerfüllt bleiben. Seyd liebreich und gefällig gegen sie! Ein weibliches Herz wird leichter gewonnen durch Milde und Sanftmuth, als durch Drohung und Ungestüm. Habt alle den Sinn, welchen Milton seinem Adam gab, der sein Weib als, — des Himmels schönste, beßte Gabe betrachtete. Mit des Himmels schönster, beßter Gabe geht man ökonomisch und säuberlich um.

Man willigt in christlichen Ländern nicht gerne in jede Ehescheidung; willigte man doch auch eben so ungerne in jede Eheverbindung! wären die Augen der Richter doch eben so scharfsehend auf diese, als auf jene! Ist doch wahrlich wohl der Mühe werth, das Holz vom Feuer wegzutragen, wenns Feuer Schaden thut; um hie und da auf der Erde eine Hölle weniger zu machen! Eine glückliche Ehe bewirken, und eine unglückliche rückgängig machen helfen, ist mehr Ehre, als ein paar Leute von Tisch und Bette scheiden, und dadurch in ihre Herzen den Saamen ewiger Zwietracht streuen.

Ueber die Ehe.

Zu eurem Trost, ihr Liebenden! die ihr nach Vereinigung ringet, darf ichs euch sagen, daß die Schilderung der Seligkeit der Ehe, welche ich euch

euch itzt mittheile, keine Chimäre sey, welche etwa in dem Gehirne eines Menschenfreundes nur, der sich die Welt so denkt, wie sie seyn sollte, Platz finde. Noch immer (Dank seys dem Himmel, unter welchem sie wohnen!) leben hie und da Menschenpaare, denen dies Glück wahrhaftig zu Theil wird. Ich kenne selbst deren, und segne sie, so oft ich sie sehe. Ich bin bereit, jeden, welcher daran zweifelt, zu ihnen zu führen; aber — wenn unser Weg dann nicht immer zu Pallästen leitet, mag Niemand darüber unwillig werden. In mäßigen Häusern wohnen sie oft; noch öfter in Hütten. Dem edlen sind seine glückseligen Nebenmenschen, er findet sie, wo er wolle, willkommen. Nicht die Zahl der Stockwerke im Hause, nicht das holländische Dach, nicht das prächtige Gegitter mit vergoldeten Knöpfen unter den Fenstern kündigen die zufriedene Ehe der Innhaber an; unterm Strohdache, im unübersetzten Häuslein, welches ein kunstloser Zaun umgiebt, haben nicht selten ein seliger Mann und ein seliges Weib ihren stillen Aufenthalt. Sie kommen wenig zur Welt, weil sie ihrer zu ihrer Ruhe nicht bedürfen. Geräuschlos, unbekannt, ungerühmt leben sie ihr genußvolles Leben hin, und haben Vorschmack vom Himmel. Kein prächtiger Leichenstein ragt einst bey ihren Grüften; eine Linde oder Espe überschattet sie, und Sonnen- und Mondschein fällt durch die Zweige derselben auf sie anmuthsvoll hin, — Doch, ihr glaubts gerne, junge Freunde und Freundinnen! daß die Ehe beselige; denn

ihr strebet nach ihr; glaubts mir aber auch, wenn ich euch sage, daß unzählige Menschenpaare leben, denen ihr Beysammenseyn zum Jammer und zur Quaal gereicht. Sie traten in den Stand ein, welcher itzt das Objekt eurer Wünsche ist; schienen sich vorher eben so nach ihm zu sehnen, wie ihr, und lebten einige Jahre in selbigem. — Bald ergriff sie Ueberdruß gegeneinander. Die Leidenschaft war verraucht, und sie fanden nun nichts mehr einer am andern, was sie sich gemeinschaftlich werth machte; oder der Verdacht drängte sich zwischen sie ein. Aus ihm entstanden Vorwürfe; aus den Vorwürfen Haß und Bitterkeit. Sie, die nur einer des andern Anblick als den widrigsten unter allen menschlichen Anblicken finden, müssen sie täglich zuerst und zuletzt sehen, können einander nicht entfliehen, und begehen wohl in jeder Stunde Todtschlag des Herzens gegen einander. Die immerwährende Uneinigkeit zerrüttet ihr Hauswesen, bringt ihren Vermögenstand in Verfall, und macht die unglücklichen Geschöpfe, welche ihrer kurzen Liebe ihr Daseyn zu verdanken haben, mitten im Leben ihrer Eltern schon zu verlassenen Waisen. Vater und Mutter verfluchen itzt bereits die Stunde ihrer Verbindung, und die Kinder werden nach Jahren in Betracht derjenigen Stunde, in welcher sie zur Existenz gelangten, ein ähnliches thun. Gott! wie erschüttert mich der Anblick solcher Ehen, und wie wünschte ich, etwas dazu beytragen zu können, daß die Zahl derselben auf die Zukunft ver-

vermindert würde. Keine fürchterlichere Lage des Lebens kann ich mir denken, als die, wenn die Herzen zweyer Personen, welche in der Welt nun einmal die nächsten seyn und bleiben müssen, die entferntesten voneinander unter allen menschlichen Herzen sind. Mögen diese Unglücklichen doch mit allem ihrem Vermögen, welches sie oft besitzen, das einzige wahre Gut, welches der arme und unbekannte Arbeiter in seiner Hütte wohl unbeneidet genießt, die Zufriedenheit des Lebens nicht erkaufen! In trauriger Ungewißheit, ob der Tod, welcher allein mit seiner Behülflichkeit übrig ist, sie früh oder spät trennen werde, bringen sie ihre Tage ohne allen menschlichen Genuß hin, verlieren Wohlwollen, Zärtlichkeit, Mittheilung, und jede sanfte Empfindung ihres Herzens darüber, und scheuchen jede edle Freude weit von sich weg.

O ihr Liebenden! bey der Ruhe eurer Tage bitte ich euch, haltet das Glück eines ganzen Lebens für werth genug, daß ihr bey euren vorhabenden Verbindungen auf dasselbe eine feyerliche Rücksicht nehmt. Nur gar zu leicht könnet ihr euch täuschen, und denn täuschet ihr zwey Menschenherzen. Dächtet ihr die Täuschung gegen euch selbst zu verantworten; wie wölltet ihr euch ihrentwegen am Herzen des andern rechtfertigen, welcher, ohne mit euch Bande zu knüpfen, glücklicher gewesen wäre? Oft kömmt Unglück über uns ohne unsere Schuld, und dann faßt sich der Liebende edelmüthig dabey; aber der Mensch muß auch, soviel als möglich, allen Wegen auszubeu-

gen suchen, welche geradezu in dasselbe führen. Viel könnet ihr dabey thun, um einer unglücklichen Ehe auszuweichen; und würden die Betrachtungen über diesen wichtigen Gegenstand von allen jungen Leuten angestellt, so würden der Leidenden dieser Art ein guter Theil weniger seyn. Viele, welche schon Arm in Arm giengen, schlängen sich dann wohl wieder von einander, und sprächen: Laß uns nicht Bande knüpfen, die grausame Fesseln für uns werden müssen! Wir können einander nicht glücklich machen; und das Glück eines ganzen Lebens ist zu kostbar, als daß wir es, ohne Nutzen damit zu stiften, aufopfern sollten.

Wenn ihr einen langen Weg zu reisen hättet, und ihr wolltet einen Begleiter auf dem Wege haben, und ihr könntet euch denselben aus einem großen Haufen von Menschen auswählen; würdet ihr nicht es für die erste Regel der Weisheit in dieser eurer Lage halten, daß ihr den Begleiter vorher erst kennen lerntet, und untersuchtet, ob er euch die Reise angenehm oder misvergnügt machen möchte, ehe ihr den Akkord mit ihm auf den ganzen Weg machtet? Ihr würdet euch doch in die unnöthigste Verlegenheit setzen, wenn ihr aufs Gerathewohl zugreifen wolltet, den ersten, beßten nähmt, mit ihm einige Meilen wandertet, dann seiner überdrüßig wäret, und euch nicht wieder von ihm trennen dürftet. Unter hundert Menschen wäre vielleicht einer; welcher die vollkommene Anlage zu einem guten Begleiter für euch hätte; — aber wie könnet ihr hoffen, daß ihr gerade diesen,

und

und nicht vielmehr neun und neunzigmal eher einen von den neun und neunzig ergreifen würdet, welche alle auch für einen oder andern Reisenden gute Begleiter seyn möchten, nur für euch nicht? — Ah! denkt doch so, Menschen, die ihr Ehen unter euch aufrichten wollet; denkt doch, daß ihr den Begleiter, welchen ihr nehmt, auf dem ganzen Wege behalten müßt, wenn er nicht etwa eher, als ihr, in die Grube fällt! Verbindet euch doch nicht auf den ersten Blick, welcher nur über die Oberfläche hinschlüpft; oder auf das Anrathen eines andern, welcher bey eurer Verbindung ein niedriges Selbstinteresse hegt; oder auf den Einfall, wenn euer Liebe irgendwo eine Hinderniß in den Weg gelegt ward, nun aus Rache gegen das Schicksal eine Person schnell zu erhaschen, in Ansehung derer für euch kein solches Hinderniß obwaltet. Lernet den Menschen kennen, welcher im Leben euer Gefährte seyn soll! Betrachtet ihn sorgfältig von allen Seiten und bey jeder Gelegenheit, von welcher Beschaffenheit er sey; — und dann fraget euch, ob ihr bey derselben nach oft überlegten Wahrscheinlichkeitsgründen hoffen könnet, daß ihr beyde nebeneinander glücklich seyn werdet.

Es ist so eine wichtige Sache, wenn sich zween Menschen vereinen, daß nie genug hierüber gedacht werden kann. Ich sehe unter euch einige Paare, von denen meine Augen mir es sagen, daß sie die bloße Gewinnsucht zusammengeführt hat. Es wäre unmöglich, daß sie ohne dieselbe sich zu einander

hätten gesellen können; denn unter Millionen Menschen kann es nicht zwey mehr geben, welche sich weniger zusammen schicken, als sie. Der eine heurathet nicht nach dem andern, sondern nach dem Gelde desselben; und der andere verheurathet nicht sich nach ihm, sondern seine Guineen und Portugesen. Ich misbillige es nicht, daß ein vernünftiger Mensch, wenn er sich in einer Lage befindet, in welcher er irrdischen Vermögens bedürftig ist, bey der Ehe Rücksicht mit auf dasselbe nehme. Vielleicht kann er sein Gewerbe damit ausbreiten; oder er will sich dadurch aus einer Situation reißen, welche für ihn lästig ist; auch verschaffen Geld und Gut vielerley Bequemlichkeit auf Erden. Aber wenn die Begierde nach Vermögen der Hauptgesichtspunkt ist, welchen man bey der Ehe faßt; wenn man wohl gar alle andere Umstände, welche dreymal wichtiger noch sind, übersieht: wie handelt man doch dabey wider sich selbst! Ihr, die ihr so verfahren könnet, was für einen niedrigen Begriff habt ihr vom Glücke des Menschen? Können denn Tausende und Hundertausende, welche ihr bey einander sucht und findet, euch dafür schadlos halten, wenn ihr über die Erlangung derselben den Freuden eures Gemüths, die Ruhe um euch her, die Richtigkeit eurer Empfindungen, und wohl gar den größten Theil eurer jederzeit als wahr befundenen Grundsätze aufopfern müsset? — Wenn denn in Stunden, in welchen ihr euch ganz wieder zugehöret, überall Leere in eurem Herzen ist; werden

alle

alle Reichthümer der Welt dieselbe ausfüllen können? Sehet doch so viele misgerathene Ehen an, welche schon die Habsucht um euch her schuf. — Schreckt euch ihr Anblick nicht? Man lebt in selbigen in allem Ueberflusse; man macht wohl einen geräuschvollen Aufwand, und Thoren lassen sich dadurch blenden: aber dringt der Weise mit seinen Blicken in das Innere des Hauses ein; so vermißt er die Werthschätzung, die wahre Vertraulichkeit, die zärtliche Liebe unter den Gatten. Er hört wohl Vorwürfe aus dem Munde des einen über vorgefundene Armuth und Blöße des andern; hört wohl auf der andern Seite Spott, welcher sich dafür über natürliche Gebrechen lustig macht. Jeder sucht sich wohl über die Unzufriedenheit, in welcher er lebt, durch Ausschweifungen schadlos zu halten; der eine Gatte läuft wohl zügellos der Wohllust nach, und der andere verscheucht unterdessen seine Grillen durch Völlerey. Wie selig wohnen oft neben einem solchen reichen und unglücklichen Ehepaar zween Menschen, welche aus edler Harmonie der Gemüther sich zueinander gesellten, wenig Mitgift in das gemeinschaftliche Haus brachten, durch Arbeitsamkeit und gute Oekonomie ihr nothdürftiges Auskommen haben, und den Ersatz des ihnen fehlenden Ueberflusses in ihren herzlichsten Umarmungen reichlich finden! Ihr Sterbenden nach Verbindung, lernet von diesen Redlichen, was auf Erden glücklich mache! Werfet die Ruhe eures Lebens nicht für Gold und Silber hin, welches, sobald es aus den Händen

kömmt, die weiter nichts geben können, als dies, auch nicht eine einzige holde menschliche Umarmung gewährt! Liebe ist Silber, Ruhe ist Gold.

So erblicke ich auch viele unter euch, welche der Stolz zusammenbrachte. Sie wollen ihre vornehme Geburt nicht sinken lassen, oder suchen eines durch das andre über kurz oder lang in einen glänzenden Stand des Lebens zu treten. Ich habe nichts dagegen, daß sie so denken; aber daß sie der albernen Geburts- und Standsgrille ihr ganzes wahres Wohl aufopfern, schmerzt mich itzt schon, und also noch um eine kleine Weile früher, als sie. Wie wenig Zeit wird es doch nur brauchen, um sie, wenn sie erst unzertrennlich verbunden sind, zu der Ueberzeugung zu bringen, daß aller äußerliche Glanz ein misvergnügtes Herz nicht um einen Lichtfunken heiterer machen könne! Man täuscht damit die Welt um sich her, aber nie sich selbst. Wenn sichs auf der Höhe besser stehen soll, als in der Tiefe; so muß die Luft um uns her still seyn: stürmts, so segne ich lieber die ruhigen Gründe. Die Fürsehung hats weislich so geordnet, daß man in jedem Stande das wahre Glück des Menschen finden könnte. Ich sah vor wenig Tagen eine Dame mit Thränen im Auge aus einer prächtigen Karosse steigen. Sie kam vom Ball, und die Gleichgültigkeit, mit welcher ihr vornehmer Gemahl sie auf selbigem unter den andern vorgefundenen Frauenzimmern behandelt hatte, war die Ursache gewesen, daß sie ihn früher verließ, als er. Als sie ausstieg, giengen ein paar Krautgärtner neben ihr weg.

weg. Die Frau von selbigen gieng schwer gepackt, und der Mann, als er sah, daß sie ihre Last nicht bequem tragen könne, nahm ihr außer der seinigen noch die Hälfte ab. Sein Weib lächelte ihn liebreich an, und gab ihm dafür auf freyem Markte einen Kuß. Die Dame sah dieß, und nun fiengen ihre Thränen erst recht an zu rinnen. „Glückliches Weib, sprach sie hinter der Krautgärtnerinn her, könnt ich mit dir tauschen, so wollt ich dich gleich auf den Ball führen lassen!“ Ah, nur gar zu oft haben schon Personen, welche schlechterdings darauf bestanden, eine glänzende Parthie zu treffen, wenn das Schicksal sich nach ihrem Eigensinne außerordentlich bequemte, die Augenblicke bereuet, in denen sie irgend eine andre, weniger stattliche Hand, ausgeschlagen, welche ihnen die Liebe both, und von der nun ein andrer Sterblicher herzlich umfangen wird! Die Ehe kann nie glücklich seyn, welche der Stolz stiftet. Die Natur läßt ihre Einrichtungen nicht ungestraft zerstören; nur der Liebe hat sie das Vorrecht gegeben, selige Verbindungen aufzurichten.

Wie glücklich ist ein Mann, der unter allen Wesen,
Sich hat ein gutes Weib zur Gattinn auserlesen,
In dessen treuer Schooß sein Herz entladen ruht,
Und auch das Innerste der Sorgen von sich thut;
Bequemlichkeit und Zier wächst unter ihren Wegen,
Und jeden Blick von ihr wallt unser Herz entgegen.
Kein stärkrer Eigennutz, des Glückes Unbestand,
Raubt mir den sichern Freund, trennt nie das enge

O welch ein edles Bild von tausend Zärtlichkeiten.
Und welcher Vorgeschmack von ewg'en Seligkeiten.

Ihr handelt schon menschlicher, und wenn ihr euch täuschen solltet, wär' ich der Erste unter allen, welcher euch deshalb entschuldigte, die ihr durch die Reize körperlicher Schönheit geleitet, die Arme um einander schlinget. Den Gefühlvollen reizt mit Recht der Anblick eines schönen Geschöpfs seiner Gattung. Zwischen Himmel und Erden kann nichts Zaubernder für ihn seyn, als dieser. Aber in der Natur ist alles da. Es giebt auch menschliche Maschinen, welche schön für's Auge gebauet und gestaltet sind, und in denen wenig Geist webt. Sie gewähren nicht viel mehr, als den Reiz des Anblicks, und dieser verliert bald die anziehende Neuheit. Auch giebt's nirgends unverwelkliche Lilien und Rosen. Sie blühen nur bis einen Theil des Sommers hindurch. Werden ihre abgehende Reize nicht durch andre, länger-dauernde, ersetzt — hat die Liebe keine noch spätter fliessende Quellen, als sie; wie unglücklich wird den letztern, oft längsten Theil des Beysammenseyns hindurch ein Menschenpaar seyn, welches seine Verbindung nur auf körperliche Schönheit gründete! Suchet, ihr Liebenden, an euch äusserliche Reize; aber suchet mehr als sie! Forscht, ob in dem Sterblichen, dessen Anblick euch entzückt, auch Geist sey; ob schöne Empfindungen in ihm wallen, und grosse Anlage zum Adel des Lebens in ihm sey. Der Jahre sind wenig, und sie eilen

schnell

schnell überhin, in denen ihr an den holden Tändeleyen der Liebe genug habt. Bald fordert ihr mehr von einander; fordert stillere, gesetztere Befriedigung; und seyd denn bis zum hinsinken elend, wenn ihr sie einander nicht leisten könnet.

Paar an Paar, so wie ihr hier vor mir steht, tretet an einander hin, durchspähet euch mit euren Blicken, tretet wieder auseinander, beobachtet euch von ferne, und untersucht euch genau, ob edle Harmonie unter euren Neigungen, Gesinnungen und Wünschen sey. Dies ist der Punkt, von welchem ihr zuerst ausgehen müsset, und auf den Ausfall dieser Untersuchung muß der Entschluß beruhen, welchen ihr für einander fasset. Findet ihr grosse, auffallende Disharmonien: so bitt' ich euch, waget nichts auf die Hoffnung, daß ihr sie jemals in glückliche Uebereinstimmung verwandeln wollet. Natur und Gewohnheit leiden keine Haupterschütterungen; aber, wenn sie sie leiden, sind sie mit tausend Schwierigkeiten verbunden. Ob ihr Muth, Eifer und Glück genug dazu haben werdet, diese zu überwinden. — Wer beantwortet euch die Frage? Sind die Disharmonien, welche ihr unter einander antreffet, von geringerer Art: so wehr' ich euch den Glauben nicht, daß sie beygelegt werden können. Aber werdet ihr auch im Stande seyn, wenn es nöthig ist, der nachgebende Theil zu werden? Es ist unentbehrlich, daß ihr untersuchet, ob ihr die aufbrausende Leidenschaften des Gatten mit Milde mäßigen, und bey sich ereignenden Fehlern auf seiner Seite dieselben

gros-

großmüthig und bessernd werdet übersehen können. Die Liebe stimmt menschliche Gemüther, wenn der Misklang nicht zu schnarrend unter ihnen ist, oft um; aber auch nur die Liebe kann dies. Ein Gatte liebt den andern. — Dieß heißt: er tändelt nicht nur mit ihm, herzt und küßt ihn nicht nur, schmückt ihn nicht nur mit Perlen und Edelgesteinen; sondern er bestrebt sich, demselben durch seine Verbindung mit ihm den seligsten Genuß des Daseyns zu verschaffen, ihm die Welt nun erst recht schön zu machen, sich auf allen Seiten nach ihm hin zu neigen und zu bequemen, und sanft in ihn überzufliessen. Dies thut er nicht nur in den ersten Jahren der Verbindung, sondern die ganze Zeit des Beysammenseyns hindurch setzt er es fort, und jeder glückliche Erfolg seiner Bemühungen reizt ihn noch zu mehrerer Thätigkeit an. Die edle Denkungsart des Gatten entfaltet sich vor seinen Augen immer mehr und mehr, und jeder unentdeckte oder deutlicher gesehene schöne Zug derselben wird eine Stärkung seiner Liebe gegen ihn. Er findet von Zeit zu Zeit mehr Aehnlichkeit zwischen ihm und sich; bald findet er sich ganz in ihm. Sehet, ihr Liebenden, so ist's nicht genug, daß ihr itzt Arm in Arm hier umher gehet, auch Seele in Seele müsset ihr gehen; eine Harmonie der Tugend seyn. Wolltet ihr eure Verbindung auf gemeinschaftlichen Lastern gründen: so würdet ihr itzt zwar eins seyn; aber wie lange? Schon der Gedanke, wenn er auch nur schnell einmal durch euch dahin schwebte, daß eure Liebe

auf

auf gleich unreinen Sinn, gleich schwarzer That ruhte, müßte euch schüttern. Und Menschen, welche das Laster zusammenführt, können sich nur auf kurze Zeit lieben. Die traurigen Folgen des Lasters erscheinen bald, und denn entstehen auf beyden Seiten die niederschlagensten Vorwürfe gegen einander. Man fängt nun an zu untersuchen, welcher von beyden Gatten der Verführer des andern gewesen sey, und jeder will der Verführt gewordene seyn.

Nun hören die Bestrebungen auf, mit welchen sonst einer für die Zufriedenheit und Heiterkeit des andern arbeitete. Man sucht einander um die Wette traurig und kummervoll zu machen, um das Vergnügen zu haben, den Traurigsten nicht in sich selbst, sondern im andern zu erblicken, und seine grössere Traurigkeit in seinen eigenen Augen zu einem Beweis gebrauchen zu können, daß dieser die grösseste Schuld am gemeinschaftlichen Unglück habe. Der Haß ist nun da! jeder betrachtet den andern als seinen Feind und Verderber. Dem Feinde glaubt man keine Treue mehr schuldig zu seyn, dem Verderber keinen Dank mehr. Man erlaubt sich gegen einander erst geringe, und denn ungeheure Verletzungen der heiligsten Pflichten. Und nun bedarf es weiter nichts mehr, als daß gewisse Verkettungen äusserlicher Umstände noch dazu kommen: so schreiten die gegen einander unversöhnlich aufgebrachten Gemüther zu den verabscheuungswürdigsten Thaten wider einander fort. Schauet doch um euch her, ihr Liebenden, und

finder

findet die Bestättigung alles dessen, was ich euch hier sage, in so vielen jammervollen Ehen, welche vor euren Augen geführt werden! Selig ist der, welcher das Verderben, das ihn treffen muß, wenn er diese oder jene Verbindung eingeht, vorher sieht, und mit Weisheit und Selbstliebe ihm zu entrinnen sucht! Schwebt er einst erst in selbigem; so ist der Gedanke an die Flucht vergeblich.

Ich kann es euch nicht bergen, daß ich unter euch einige Paare sehe, unter denen eine grosse Verschiedenheit der Jahre herrscht. Ich wünschte, daß sie noch zu rechter Zeit ihre Arme auseinander wenden, ehe sie sie hernach umsonst von einander zu reissen sich bestreben werden. Ist es denn möglich, daß ein Haus, oder ein Garten, oder sonst etwas dem ähnliches in euren Augen so viel Werth haben könne, daß ihr selbigem die Glückseligkeit zweyer Menschen offenbar aufopfert? Glaubt ihr denn, daß die Triebe eures Herzens, welche an sich schuldlos sind, und die euch die Natur mütterlich einpflanzte, sich durch den Anblick des eheuratheten Hauses oder der zur Mitgift erhaltenen Wiesen und Gärten stets werden befriedigen lassen? Wie wenig Menschenkenntniß habt ihr doch, wenn ihr so denken könnet! Hoffet ihr etwa, daß das Schicksal sich zu euren Gunsten bald ins Mittel schlagen, und den Gatten geschwind von euch rufen werde, dessen Haus und Hof ihr nur liebtet? Ich muß euch zuvörderst erinnern, daß diese Hoffnung an sich schon schändlich sey.

Also tretet ihr nun an einander hin, um euch sterben wollen zu sehen! Also sähet ihr's itzt schon gerne, wenn das Schwerdt, welches den Gatten treffen soll, bereits über seinem Haupte an einem dünnen Faden hienge, der nur bis zur Verbindung hielte, und gleich nach derselben zerrissen würde! Gott! wie wird mir, wenn ich mir die Menschenseele denke, welche eine andere, vielleicht thörichte, unnachdenkende Seele zu täuschen, und in eine der heiligsten Verbindungen der Menschheit mit ihr unter dem grimmigen Wunsch antreten kann, daß die Trennung doch gleich wieder auf dieselbe erfolgen möchte! und denn — wer gab euch die Versicherung, daß das Schicksal sich nach diesem euren unedlen Verlangen bequemen werde? Es ist möglich, daß ihr, die ihr so ungleiche Paare seyd, bey aller Verschiedenheit eurer Jahre doch lange beysammen leben könnet. Es ist möglich, daß der ältere Gatte den jüngern noch überlebe. Sagt mir doch, was für Vorstellungen macht ihr euch von den Tagen, welche ihr denn auf beyden Seiten haben würdet? Denket sie euch so fürchterlich, als ihr könnt; ihr seyd nicht im Stande, das Fürchterliche in der Vorstellung davon zu übertreiben. Misvergnügt über die betrogene Hoffnung, euch selbst zur Last, sucht ihr denn allenthalben euren Mann, gegen den ihr euren Groll ausschütten wollet. In euch selbst findet ihr ihn in Stunden des reifern Nachdenkens; wollet ihn zwar nicht in euch finden, müsset ihn aber finden. Jede Freude verbittert ihr nun einander, bellet euch an, martert euch, macht

euch das Leben zum Tartarus, mordet einer den andern mit den Augen; thätet dies gerne mit den Händen, wenn der Mord der Hand nicht in den Kerker führte, und verflucht bey dem Anschauen jeder jüngern Person, welche die Eurige hätte werden können, die Stunde, in der ihr die eiserne Kette euch schmiedetet. Ungleiche Menschenpaar, die ihr nahe an eurer Verbindung steht, nehmt zu Herzen, was ich euch sagte! Jedes meiner Worte trift ein, und vielleicht noch mehr, als sie! Genug solche traurige Ehen, als die ist, welche ihr aufrichten wollet, sind schon da; vermehret ihre Zahl nicht! Windet die Arme aus einander; gönnet einer dem andern das Leben und die Ruhe des Lebens, welche der Schöpfer ihm gönnt! Suche sich jeder von euch den Gatten, welcher an Jahren ihm näher kommt, und handelt in einer der wichtigsten Angelegenheiten der Menschen mit Weisheit und Tugend!

Eine Bitte an euch — ihr Liebenden! Verheelet einander bis zur Verbindung eure häuslichen Umstände nicht! Sprecht aufrichtig zu einander: dieß hab' ich; jenes hab' ich nicht; dieß hatt' ich, aber es ist nicht mehr ganz mein. Lasset ihr einer den andern erst denn in eure ökonomische Lage anschauen, wenn eure Bande schon festgeknüpft sind: so wird dies leicht der erste Vorwurf, welchen ihr euch macht. Ich bin von solchen Ehen in der Welt Zeuge gewesen, wo der eine Gatte tief in Schulden war, sich durch die Ehe mit dem andern zu retten suchte, und ihm hinterlistig dieselben bis nach der

Hoch-

Hochzeit verbarg. Man begieng dadurch nicht nur die Thorheit, noch allerley unnützen Aufwand zu machen, welcher, wenn das Geständniß früher erfolgt wäre, edler hätte angewandt werden können; sondern der schuldlose Gatte fand sich hernach dadurch beleidigt, daß er betrogen worden war, und die Bezahlung der verheelten Schulden, welche erfolgen mußte, ward der Grund zu einer immerwährenden Zwietracht unter ihnen. Die Disposition über das Vermögen eines andern Menschen muß unter seiner freyen Einwilligung geschehen; sonst ist sie ungerechter, unverantwortlicher Raub. Und wie kann der Räuber hoffen, von seinen Beraubten jemals zärtlich geliebt zu werden.

Kennte ich endlich die Geschichte eures vergangenen Lebens: so wollt' ich auch noch von einer andern Seite her es im voraus euch sagen können, ob eure Verbindungen zu eurer Ruhe gereichen werden. Nur einen Wink will ich deshalb fallen lassen — hoffet keine selige Ehe, wenn der eine von euch, durch Ausschweifungen schon erschöpft, den andern Vollkräftigungen umarmen will! Er selbst, welcher die sanftesten Triebe des menschlichen Herzens schon verwildern ließ, ist keiner wahren Zärtlichkeit mehr fähig. Alle Anlage zur ehelichen Treue hat er schon in sich zerstört, und die keuschen Umarmungen seines Gatten lassen ihn kalt. Er hört denn wohl Vorwürfe von niedrigster Gattung, oder sieht vor seinen Augen durch erwiederte Untreue die seinige gerecht. — — O ihr Seligen! die ihr einen in des andern Armen zum erstenmal

fühlet, was Liebe sey! Unschuld führte euch an einander hin, und Zärtlichkeit wird auf's ganze Beysammenseyn euch dafür zu Theil werden! Auf euch schaue jeder Jüngling, welcher liebt, und jedes Mädchen, das geliebt seyn will, und lerne von euch, was Tugend und was Wonne sey!

Ich bin überzeugt, daß viele von euch während meiner Rede Erschütterungen empfunden haben werden; es scheint mir aber auch, als wollten sich verschiedene von selbigen gegen mich dadurch rechtfertigen, daß sie ihre Verbindungen zu vollziehen gezwungen wären. Ohne die Sache in weitere Untersuchung zu ziehen, ob sie in Betreff ihrer wahr oder nicht wahr sey, erkläre ich ihre Aeusserung dahin, daß sie auf dieser oder jener Seite grosse Aufopferungen thun müßten, wenn sie nicht verbundene Paare würden. Ihr, die ihr hiemit zu entschuldigen sucht, wisset, daß man euch aus eurem eigenen Princip bestreiten müsse. Ihr wolltet euch verbinden, weil ihr sonst viel aufopfern müßtet — wie? wenn man euch überzeugt, daß ihr, wenn ihr die Verbindung vollzieht, noch mehr, ja alles, aufopfert? Mit der Ruhe des Lebens kommt die gesammte Fülle der übrigen Erdengüter in keinen Vergleich. — Der Fall aber könnte eintreten, daß ein Menschenpaar durch andere Menschen, unter deren Gewalt der eine oder der andere von ihnen steht, wider seine eigene Neigung zur ehelichen Verbindung angetrieben würde. Oft dehnen wohl Aeltern die Macht, welche sie über ihre Kinder haben, unnatürlich so weit aus, daß sie aller traurigen

rigen Erfahrungen ungeachtet, welche die Welt schon von dergleichen erzwungenen Ehen darreicht, dieselben von den Gegenständen ihrer reinen und freyen Liebe grausam zurückreissen, und an Personen fesseln, für die ihr Herz nie Empfindungsvoll werden kann. Es ist billig, daß man den, welcher in's Verderben rennet, aufhalte; aber wenn Aeltern diesen Satz auf das harte Verfahren gegen ihre Kinder nicht rechtmäßig anwenden können, weil offenbar kein Verderben da ist, in welches diese durch ihre freye Liebe gerathen sollten, — wenn sie vielmehr durch eine erzwungene Ehe geradezu in das grösseste Verderben stürzen, und dazu keinen andern Beweggrund haben, als etwa ihrem Familienhaß, ihrem Eigensinn, ihrem Stolz und ihrem Geiz ein Opfer zu bringen: können sie alsdenn zwischen Himmel und Erde auch wohl die geringste Rechtfertigung für ihre Grausamkeit finden? Sollten sie, wenn sie ihre Tochter am Hochzeitstage mit Thränen im Auge erblicken, weil sie den Jüngling, welchen sie ewig lieben wird, nicht als Gattinn umarmen darf, sondern nun Lebenslang an der Seite eines reichen Geizigen, der das Alter ihres Vaters schon hat, und den sie nie lieben kann, seufzen soll, nicht Dolchstiche am Herzen fühlen? — Zuweilen verkauft auch wohl ein unredlicher Vormund die reiche Pupille an den Meistbietenden, und misbraucht dadurch auf die schändlichste Weise das edle Zutrauen, welches ihr sterbender Vater auf ihn setzte.

Ihr, die ihr so grausam und unnatürlich behandelt werdet, nehmet zu den Richtern eure Zuflucht, und flehet sie um Hilfe für euch an! Es wird doch irgendwo ein Menschenfreund unter ihnen seyn, welcher Mitleid gegen die leidende Liebe fühlt. Der Edle wird sich überzeugen, daß er eine der vortreflichsten Handlungen seines Lebens ausübe, wenn er für euch thätig wird, und die unglückselige Ehe verhindert. —

Tretet, ihr Liebenden, die ihr euch aus edler Neigung wähltet, wenn nun der Augenblick eurer Verbindung kommen wird, mit den würdigsten und beßten Vorsätzen euch vollkommen erdenselig zu machen, in sie ein, und bleibet denselbigen während eures ganzen Beysammenseyns treu! Ihr seyd alsdenn diejenigen beyden Menschen, von denen der eine dem andern das Leben heiter und düster machen kann. Hierüber hab' ich euch noch manches zu sagen. — Doch ich sehe, daß dort auch viele Eheleute herkommen. Sie gesellen sich zu unsrer Versammlung. — Tretet herzu, ihr Gatten; ich komme eben auf eine Materie, welche euch schon zuförderst angeht.

Unter euch, ihr itzt Angekommene, sind Paare, welche erst kürzlich verbunden worden sind; aber auch andere, welche schon eine Reihe von Jahren hindurch beysammen sind. Ja, hier steht sogar ein ehrwürdiges graues Menschenpaar, welches schon ein halbes Jahrhundert in Gesellschaft zurückgelegt hat. Würdet ihr Lieben, wie ihr hier Paar bey Paar stehet, wenn ihr nun noch nicht

ver=

verbunden wäret, und doch alle die Erfahrungen von einander hättet, welche ihr itzt habt, euch nun nach eurer Verbindung sehnen? Eine wichtige Frage — ich gesteh's. Euer Herz mag sie sich auch nur im Stillen beantworten, und wohl euch, wenn es dieselbe beicht! — — Wie? Was erblick' ich? Diese beyden redlichen Alten geben ihr edles Ja mit den Minen zu erkennen, und umarmen sich vor unsern Augen so herzlich, wie am Tage ihrer Verbindung! So, so segnet die Tugend! Ach! blickt alle her auf sie, die ihr hier zugegen seyd! O und könnten alle Menschen herblicken, und sehen, wie sich ein Paar Leute, welche vor fünfzig Jahren sich zu lieben anfiengen, noch lieben? Noch eben so herzlich; noch eben so treu! Sey euch beyden doch der Vater der Welt barmherzig und hold, und laß' euch noch eine Zeitlang ein lehrreiches Beyspiel für alle junge Gemüther seyn! Gewähre er euch zuletzt die sanfte Liebe, und ruf' er euch in einer und derselben Stunde von hinnen; damit ihr, die ihr einander noch nie Thränen des Jammers ausgepreßt habt, nicht am Ende eurer Bahn noch über einander weinen müsset! — Ich freue mich, daß ihr übrigen Eheleute euch auch nun umarmt.

Aber mich dünkt, daß einige von euch sich nicht so warm und herzlich drücken, wie diese Alten. Wendet doch alles an, ihr Verbundenen, euch eure Bande, die ihr nun einmal tragen müsset, so sanft zu machen, als möglich! Diese beyden Alten haben mich vor einiger Zeit weitläuftig über

das Glück im ehelichen Leben unterhalten. In einer fünfzigjährigen Erfahrung haben sie Bemerkungen genug machen können, an deren Richtigkeit keiner von uns zweifeln mag, und die ihr übrigen alle, wie ihr hier stehet, schon Verbundene und nach Verbindung strebende, brauchen könnet. Ich will euch den Extract davon kürzlich mittheilen.

Personen, welche sich mit einander verbinden, müssen von dem Augenblick ihrer Verbindung an sich nun beyde als Eine betrachten. Unter ihnen findet kein getheiltes Interesse mehr statt, sondern überall ein gemeinschaftliches. Was den einen betrifft, betrifft den andern zugleich mit. Gutes und Böses, so, wie es sich für den Mann ereignet, so ereignet sich's für die Frau; und eben so auch umgekehrt. Hieraus folgt, daß sie ihre Sorgen unter sich theilen müssen; daß jeder dem andern so viel Vergnügen zu verschaffen, und so viel Schmerzen von ihm abzuwenden suchen muß, als er kann; weil er im Grunde den Schmerz von sich abwendet, und das Vergnügen sich selbst verschafft. Ihre Entschliessungen müssen sie gemeinschaftlich fassen; die Mittel sie auszuführen gemeinschaftlich wählen, und die Ausführung selbst gemeinschaftlich betreiben, so weit es die Natur derselben für jeden von ihnen zuläßet. In allen ihren Absichten, Einrichtungen, Wünschen müssen sie hauptsächlich auf schuldlose Harmonie unter sich sehen.

Bey dieser wahren Vereinigung der Gemüther, in welcher Eheleute einzig und allein nur glücklich seyn können; wird es sich doch oft genug ereignen, daß beyde das, was zu thun ist, nicht immer mit gleichem Antheil thun können, und nicht immer im ersten Augenblick einerley werden thun wollen. Die Natur hat für beyde Fälle schon weisliche Fürsorge getragen, und wenn man ihren Winken folgt, wird man auch hier nicht irren. Der stärkere Gliederbau, welchen der Mann hat, der raschere Geist, welcher ihn belebt, der kühnere Muth, welcher ihn unerschrockener macht. Die Befreyung von mancher grossen Beschwerde des Lebens, welche allein für die Frau bestimmt ist, fordern ihn auf, mehr Antheil an den Arbeiten und Geschäften, welche ihr Stand und ihr Hauswesen mit sich bringen, zu nehmen, als sie. Ihr ganzer Anblick scheint zu erkennen zu geben, daß sie nur dazu um ihn sey, milderen Beschäftigungen sich zu unterziehen, auf Ordnung, Bequemlichkeit und Nettigkeit im Innern der Oekonomie zu sehen, das erworbene Gut des Mannes unter den steten Gedanken, daß ihm Mühe, Aufopferung seiner Kräfte, und Schweiß gekostet, wohl zu bewahren und einzutheilen, für seine Erquickung nach vollbrachten Arbeiten zu sorgen, und auf die menschliche Wartung der Kinder in ihren ersten Jahren ein vernünftiges, mütterliches Augenmerk zu richten. Aber eben die Winke, welche die Natur dem Manne zu mehrerer Arbeit giebt, geben ihm auch das Recht, der Erste im Hause zu

seyn. Wer das meiste thut, hat auch die erste Stimme.

Jeder vernünftigen Frau muß das Ansehen ihres Mannes werth seyn. Sie kann keine grössere Schande haben, als einen Mann, dessen Ansehen inn und ausserm Hause gesunken ist; und, wenn er es auch selbst sinken liesse, so müßte sie auf alle Weise vielmehr beschäftigt seyn, es ihm aufrecht zu erhalten. Diesen Gesichtspunkt müssen die Eheleute fassen, wenn sie über diesen oder jenen Gegenstand nicht eines Sinnes sind. Gemeinschaftliche Ueberlegung muß Statt finden. Keiner von beyden muß glauben, daß er untrüglich sey. Die Frau, wenn sie geirrt hat, muß sich gerne eines bessern von ihrem Manne überführen laßen; und irret ihr Mann: so muß sie ihn mit den Waffen bestreiten, welche ihr die Natur zu seiner Besänftigung verliehen hat. Mild und sanft, liebkosend und zärtlich wird sie ihn bald zum Geständniß seines Irrthums bringen können. Es würde überhaupt wider ihren Geschlechtszweck und Geschlechtscharakter seyn, wenn sie aufbrausend, heftig und herrschsüchtig seyn wollte. Hold lenken, erheitern, mit Lebenswonne allenthalben überschütten soll sie ihn; dazu ist sie da; dies zeigt ein einziger Blick, welchen man auf sie wirft. Der Mann soll edel denken, soll die barschere Stimme, welche ihm die Natur gab, nicht dazu gebrauchen, der Gefährtinn seines Lebens damit eine sclavische Furcht einzujagen; soll die Herrschaft, welche ihm zugetheilt

ward,

ward, nicht in eine wüthende Tyranney verwandeln, sondern gesetzte Direktion führen, und seiner Frau dabey gerne einen vernünftigen und mildernden Einfluß verstatten.

Wird die Ehe mit Kindern gesegnet: so sollen beyde Gatten diese Früchte ihrer Liebe mit gleicher Redlichkeit an ihr Herz drücken. In den ersten Jahren derselben beschäftigt sich die Mutter mehr mit ihnen als der Vater. Die Natur fordert sie dazu auf, und wenn es ihre Kräfte zulassen, kann sie ohne Unmenschlichteit ihren Anforderungen nicht zuwider seyn. Den Säugling im Arm, steht sie bey dem arbeitenden Manne, und wird für ihre mütterliche Rechtschaffenheit dadurch belohnt, daß sie ihn noch unermüdeter arbeiten sieht. Wachsen die Kinder heran: so nimmt der Vater mehr Antheil an ihrer Ausbildung. Eins ihrer Kinder ist ihnen so werth, als das andere. Der Mann merzt dasjenige nicht aus, welches die Frau liebt. Keiner von beyden weiß unter ihnen von einem besondern Liebling. Der Mann hält die Kinder zur Achtung gegen ihre Mutter an, und die Frau empfiehlt ihnen die Werthschätzung ihres Vaters. Sie lassen ihre Kinder nichts sehen, über dessen Nachahmung sie sie einst strafen müßten. Keiner von beyden ist zu nachgebend oder zu strenge gegen sie. Sie strafen sie bloß, um sie zu bessern; mit Vernunft und Mitleiden gegen jugendliche Fehltritte. Der Bosheit steuern sie in ihnen mit zusammengesetzter Kraft. Die Frau beklagt das weinende Kind nicht, wenn der

Mann vernünftig strafen mußte, sondern führt es, wenn es seine Zuflucht zu ihr nehmen will, wieder in seine Arme, um von ihm Vergebung zu empfangen. Der Mann ist nicht unbiegsam und hartherzig, wenn die Frau von ihm eine gemächliche und reinliche Kleidung ihrer Kinder fordert, und die Frau treibt mit den Kindern keinen albernen Staat. Der Mann wird nicht ungeduldig, wenn seine leidenden Kinder jammerstimmen hören lassen, und die Frau sucht die Leiden derselben nicht durch unnatürlichen Zwang zu vermehren.

Eheliche Untreue untergräbt alle Zufriedenheit und Einigkeit unter Gatten. Mann und Frau müssen sich also dieselbe nicht nur zu Schulden kommen lassen; sondern sie sind auch verbunden, sich derselben gegen einander nich verdächtig zu machen. Der rechtmäßige Argwohn raubt der Seele, in welche er eindringt, die Vertraulichkeit, setzt sie, wenn sie edel denkt, in Kampf mit sich selbst, und macht jeden Anblick seines Gegenstandes für sie niederschlagend. Der Gatte, welcher ihn erregt, am andern bemerkt, und doch leichtsinnig und flüchtig genug ist, denselben zu nähern, empfindet schon keine wahre Zärtlichkeit mehr für den Begleiter seines Lebens, und wird im Stande seyn, das Unrecht, dessentwegen er im Verdacht ist, in der That zu begehen, sobald er dazu bequeme Gelegenheit empfängt. Besitzt er noch volle Redlichkeit, so wird ihn die erste Bemerkung des geschöpften Verdachts inniglich schmerzen, und er wird nicht eher wieder seine ganze Ruhe genies-

niessen, bis er durch Benehmung des Argwohns die Ruhe des andern wieder hergestellt hat. Weder Mann, noch Frau, müssen aber auch geneigt seyn, unbedeutender, misverstandener Ursachen wegen einander alsbald in Verdacht zu nehmen. Ein Mensch, welcher leicht argwöhnisch ist, hat überhaupt einen schweren Beweis auf sich, wenn er darthun will, daß er ein edles Herz besitze. Unerwiesener Verdacht ist Unrecht, welches dem andern zugefüget wird. Am wenigsten muß er von dem, welcher ihn hegt, lange verborgen gehalten werden. Je länger er ihn verbirgt, desto mehr bestärkt er sich darinn; denn der andere handelt, seiner Unschuld sich bewußt, und ohne auf den Einfall von selbst gerathen zu können, daß dieselbe noch in Frage kommen könne, frey und unaufmerksam auf sich fort. Der dadurch gestärkte Argwohn verleitet den Gatten, welcher ihn hegt, zu einer immer mehr zunehmenden Kaltsinnigkeit gegen den andern; und dieser wird denn durch selbige am Ende wohl gar zu solchen Handlungen fähig gemacht, deren er beym Anfang des Verdachts noch gar nicht schuldig war.

Oft finden andere Leute ihre Interesse dabey, wenn sie unter Ehegatten Disharmonie und Misvergnügen stiften können. Die Heurath ist auch wohl nicht nach ihrem Geschmack gewesen, oder sie glauben, bey derselben etwas verlohren zu haben, und suchen sich nun durch Trennungen rächen zu wollen. Dies geht zuweilen so weit, daß selbst Verwandte von der einen oder der andern

Seite die Ruhestörer werden. Sobald irgend so ein feindseliger Mensch bey einem von beyden Gatten ohrenbläserischen Eingang sucht, muß dieser es dem andern nicht vorenthalten. Er ist es ihm schuldig, ihm den Anfall zu entdecken, welcher auf ihn und ihre beyderseitige Zufriedenheit gethan wird; damit dieser sich dagegen vertheidigen und die gemeinschaftliche Ruhe in Schutz nehmen könne. Man muß alsdenn mit dem Menschenfeind alle Gemeinschaft aufheben; weil er sonst, wenn der eine Weg mislungen ist, tausend andere schon eingeschlagen haben kann, auf deren einem er zuletzt doch seinen Zweck erreichen möchte. Und wär' er Bruder oder Schwester — er ist des Namens nicht mehr werth; denn er will Menschen trennen, welche bey aller Trennung doch beysammen bleiben müssen. Eine Regel der Weisheit für alle Eheleute; welche bey jedem Eheproceß, der vor den Konsistorien abgehandelt wird, mehr Empfehlung empfängt! Leihete man nicht jedem Schwätzer sein Ohr, sobald er Mine zu reden macht: so würden tausend und abermal taused Fehden unterbleiben, welche noch so vielfältig Herzen trennen, die ununterbrochen für einander schlagen sollten.

Mangel ist nicht weniger oft die Quelle der Unzufriedenheit unter Ehegatten. Hier müssen dieselben erstlich untersuchen, was sie eigentlich darunter verstehen. Oft nennt man Mangel, wenn man nicht einen unnützen, übertriebenen Aufwand machen, jeder Posse oder Mode, welche der grosse Haufe treibt, mittreiben und täglich am Spieltisch

tisch sitzen kann. Derjenige ist elend daran, welcher hierinn Abgänge seiner Glückseligkeit findet. Man braucht, um glücklich zu leben, nicht des Geräusches der Welt, nicht ganzer Dutzende von Kleidern, nicht prächtigservirter Tafeln, nicht üppigmeublirter Zimmer. Es ist noch bis itzt unerwiesen, daß ein Rock, auf welchem goldene Knöpfe sitzen, wärmer halte, als ein anderer, auf dem Knöpfe von Stahl oder Messing sind. Und alle Aerzte sind darinn einig, daß man von einem Stuhl, der mit Tuch beschlagen ist, eben so gesund wieder aufstehen könne, als von einem andern, der mit Sammet bedeckt ist. Man muß in der Welt nicht zu viel fordern. Eine mäßige Bequemlichkeit ist noch nicht Mangel. Mangel ist, wenn alle Bequemlichkeit fehlt, uns das Auskommen kaum nothdürftig ist. Hernach, wenn solcher Mangel auch in der That einträte, muß der klagende Gatte gegen sich selbst die Frage erst aufwerfen, woher derselbe rühre. Keiner von beyden Eheleuten muß sich denselben zu Schulden kommen lassen; es seye durch Trägheit, oder durch Verschwendung, oder durch Unaufmerksamkeit auf die Oekonomie. Die Arbeit lohnt mit Gewinn, und wenn der Müssiggänger über Dürftigkeit klagt, so schändet er mit jedem seiner Worte sich selbst. Wenn die Herrschaft im Hause arm, und das Gesinde reich wird, wer unter beyden verdient den Vorwurf der Albernheit? Vernünftige Ehegatten berechnen den Ertrag ihrer Arbeiten und Renten; sie theilen ihn ein, und machen die Eintheilung so, daß es zureichend seye.

Sie

Sie sind zufrieden, wenn sie ein menschliches Auskommen haben, meiden die Verschwendung, und sind, wenn sie den kostbaren Gesellschaften der Welt nicht beywohnen können, sich selbst Gesellschaft genug. Trift sie wahrer Mangel, und er rührt weder von dem einen von ihnen, noch von dem andern, sondern vom Schicksale her; so arbeiten sie einer bessern Zukunft entgegen, und suchen sich die kümmerliche Gegenwart durch tröstende Liebe zu bereichern. Sie haben dabey ein festes Vertrauen auf eine höhere Fürsehung, welche auch dem Mangel auf Erden seine Gränzen setzt, und haltens für Irreligion, die Stunde ihrer Vereinigung zurückzuwünschen.

Dieß alles ihr anwesenden Menschenpaare, haben mir diese beyden Alten mitgetheilt, welche sich vor unsern Augen hier unter allen zuerst umarmten. Ich habe ihnen um so mehr dabey geglaubt, weil ich jedes ihrer Worte in der kurzen Erfahrung meines mir völlig zugehörigen Lebens schon hie und da beym Spekulieren über Familien, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, wahr und richtig befunden habe. Ihr werdet, wenn ihr euch in der Welt etwas weiter, als über eure Schattenlänge hin, umsehet, leicht zu eben derselben Ueberzeugung gelangen können. Auch sprachen sie noch von vielen andern Bemerkungen, welche sie über das Glück im ehelichen Leben gemacht hatten; aber ich will nicht mehr meine Rede an euch weiter ausdehnen. Ich will sie bitten, daß sie an meiner Statt, wenn ich fortgegangen

bin,

bin, das Uebrige, welches ich ausgelassen habe, zusetzen. So erinnere ich mich eben itzt noch, zum Exempel, daß sie viel von einer gewissen Leidenschaft sprachen, welche oft bey dem einen oder dem andern Gatten bis zur Unersättlichkeit anwüchse, und dadurch viel Unheil unter Eheleuten stiftete; aber, da die Sache mir etwas zu cinisch ist, so möcht' ich ohnehin nicht gerne von ihr reden; und, wie gesagt, die beyden Alten mögen überhaupt ausführlicher mit euch sprechen.

Das glückliche Ehepaar.

Müde von den Unbequemlichkeiten einer langen mühesamen Reise sehnte sich Eraft nach Erholung. Wilhelmine, sein würdiges Weib, hat ihre häuslichen Geschäfte in Ordnung gebracht, und erwartete mit Ungeduld der Liebe den kommenden Gatten. Schon war in Herrlichkeit die Sonne untergangen, und prächtig glänzte Aurora am Horizonte, als Eraft vom Schweiße triefend den grünenden Hügel herab ritt, und den ersten Fuß in seine geliebte Heimath setzte. Voll innigster Freude und kindlichen Gefühls verließ der muntere Karl sein diätetisches Mahl, und jauchzend eilte er, edel verwirrt, in die zärtlichen Arme des lang erwarteten Vaters. Auch Julchen, herbeygelockt von dem sich freuenden Bruder, warf ihre Puppe weg, und durchwadete schnell das noch größere Gras, und keuchend bemühete sie sich, Karln zuvorzukom-

men. Vater! Vater! waren die einzigen artikulirten Töne, die im tiefen Thale hallten, und die Mutter aus der stillen Einsamkeit hervorriefen. Wahre empfundene Liebe beschleunigte ihre Schritte, und trunken vom neuen Anblicke des Einzigen, fiel sie taumelnd ohne Sprache an die Brust des Geliebten, Kinder hiengen an beyden Seiten des Vaters; und das Weib zerfloß in Empfindung in den Armen des Mannes. O welch eine Scene! welch ein Schauspiel für ein gefühlvolles Herz! Hand in Hand geschlungen gieng nun dieses zärtliche Paar, begleitet von liebenswürdigen Kleinen, die jugendlich hüpften, tiefer ins Thal, wo Wilhelmine unter dem wohlthätigen Schatten einer betagten Linde ihren so innig gewünschten Gatten mit einem ländlichen Feste empfieng. Schon begann es düster zu werden am hohen Himmel. Prächtig ließ der Ocean seinen blassen Bewohner emporsteigen. Freundliche Sterne schossen hie und da hervor, und verherrlichten die stille, wohllustvolle Abendfeyer. Sanfte, gefühlvolle Hauche einer Laute, die Wilhelminens Odem hervorreizte, waren die Sprache, in der dieser seltnen Gattinn edles Herz zu ihrem würdigen Manne sprach. Müde von väterlichen Küssen, schliefen indes die Kleinen einen süßen, ruhigen Schlaf. Unschuld malte sich ihrem Gesichte, und stille Selbstzufriedenheit herrschte in jeder Falte. Aus Furcht, die kühle Nachtluft dürfte den zarten Körperchen schaden, brachte sie die sorgfältige Mutter in ein Bette, und ließ nicht lange Erasten sich selbst. Sie

kam,

kam, beyde giengen in eine duftende, von Wilhelminen selbst errichtete Laube, genossen gemeinschaftlich ein mäßig Abendbrod, das um so besser gedeihete, weil es Liebe und Freude abwechselnd mit häuslichen Gesprächen würzten. — Bereits lächelte der silberne Mond in lichten, thauenden Wolken auf die schlafende Erde herab. Eraft fühlte den mächtigen Einfluß dieses wohlthätigen Gestirns. Wilhelmine auch. Sie verließen die einsame Laube, wandelten in dicht belaubten Gewölben, dadurch sich die blassen Stralen des freundlichen Mondes kreuzten, voll des heißesten Gefühls und edelster Empfindung. Ihr Herz schmolz, Thränen heiliger Liebe in Perlen gesammelt, vom Monde kennbar gemacht, glänzten an Wilhelminens mütterlichen Wangen. Eraft sah sie, fühlte ihre Macht, und küßte sie weg. Sie kamen ins Freye, sahen die große, offene Natur vor sich, tief dort im Gebirge rauschte rollend Wasser in Klüften, und gab einen Widerhall, der feyerlich war. Eraft fiel zur Erde, und bethete an den Schöpfer, der so groß in seinen Werken ist. Wilhelmine thats auch. Ihr Busen bebte, ihr Herz schwoll von Gefühlen der Andacht. — Für die Fortdauer ihrer Liebe bathen sie.

Die gemeinsten Hinderniſſe wider die gute Erziehung: und die ordentlichen Hilfsmittel für selbe.

Wir brauchen immer geſchickte Leute in der Welt: wir brauchen ſie für die Zukunft (die wir haben, leben nicht ewig) Männer fürs Vaterland. Wir bekommen ſie aber nicht, bis es uns Ernſt wird — und Ernſt wird es dann, wenn man bey der Jugend anfängt: wenn man die Pflanzen bildet, erziehet, beſorget, bearbeitet. — So muß man dann die Hinderniſſe wegräumen, und die Hilfsmittel mit Muth ergreifen. — Die Hinderniſſe der guten Erziehung ſind entweder auf Seite der Aeltern, — oder auf Seite der übrigen Familie und andrer Perſonen, die was immer für eine Beziehung hieher haben, — oder endlich auf Seite der Kinder ſelbſt. Denn eine andere kann ich mir bisher in der Schulſphäre nicht vorſtellen. — Ich ſchränke alſo hier meinen Geſichtspunkt auf einen kleinern Horizont ein. Ich gehe nicht in das Groſſe; ſondern ich rede nur überhaupt von Familien in ſo weit, als ſie nach Proportion der menſchlichen Geſellſchaft ihre determinirten Kräfte haben, ihre Kinder gut zu erziehen, und es doch nicht thun. Das Einzige habe ich noch zu erinnern, daß man durchaus genau darauf Acht haben müſſe, welche Hinderniſſe verſchuldet, und welche durch den Zuſammenhang des menſchlichen Lebens, und der Einrichtung der Welt zur Nothwendigkeit geworden.

den. Wer hierinn nicht die richtigste Scheidewande setzt, der stürzet die Ordnung der Gesellschaft zuerst in Familien, und zuletzt gar im Staate um, verfehlt das ganze Ziel, macht die Erziehung zur Unmöglichkeit, und also den Zustand seiner Mitmenschen zur Sklaverey. Ich nehme mir aber nur die verschuldeten Hindernisse zum Gegenstande, und sage also:

Hindernisse der guten Erziehung auf Seite der Aeltern, sind: 1) Mangel an Einsichten und Kenntnissen dem Verstande nach. 2) Unrichtige Ausübung dem Willen nach.

Der erste Punkt wird durch seine eigene Gewißheit, und die tägliche so überzeugende Erfahrung zum Axiom, und es ist eine betrübte Leichtigkeit es zu beweisen. — Es giebt rechtschaffene Väter: — aber es giebt auch Leute, die sich nicht kennen, und also auch ihre Mitmenschen nicht kennen. Da ist also alles leer — öde — finster. Es giebt Aeltern, die von Pflichten nichts wissen, und also das Glück oder Unglück ihrer Kinder einem ohngefähr überlassen. So ein Vater entheiliget den ehrwürdigen Name eines Vaters durch freywillige Dummheit: weil er von Jugend auf nichts gelernet hat, läßt er auch seine Kinder nichts lernen, und kann sich eben nicht einbilden, was dieses verschlägt,

Was nothwendig ist, sagt er, kommt bey Kindern mit dem Alter, und in der Welt giebt sich ohnehin alles von sich selbst. — Andere nehmen den Mechanismus für ihr Hauptsystem an,

und so geht nach ihrem Kopfe alles ganz gut. Die Kinder dürfen nicht frühe zu lernen anfangen: — man muß es den Engelländern gleich thun; aber die Sache fällt nicht allezeit gut aus. — Wenn der Knabe einmal roh genug, so fängt sich das Werk im größten Feuer an. Haben die Kinder Talente? Diese erste und wichtige Frage zu beantworten ist für den Befragten ein gefährlicher Felsen. — Ja, — gut, so muß man vieles leisten, — Nein, — ist doch auch in allem Betrachte mislich. — Und zu was haben sie Talente? — Noch weit schwerer zu beantworten. Doch, die Sache wird sich zeigen. Man hält einen Hofmeister, und da sollen dann die Kinder recht viel lernen. Der Vater kömmt oft von einer Gesellschaft zurücke, und erzählt schnaubend, was andere Kinder verstehen und wissen, und gleich fordert er das Nämliche von den Seinigen. Ist er ein Pedant, und sieht bey den Knaben Vivacité; so wird es ihm heiß, und gleich läßt er das Jugendfeuer durch Schärfe dämmen: ist er aber ein gezwungener galant home; so spielt er immer fort einen Affen fremder Sitten: er redet alles, was andere reden, und thut ihnen alles nach: die ganze Erziehung wird eine Composition vom Caffetisch, Romanen, Theater und Hofgarten, und was weis ich von was noch für Ingredientien. —

Die Bücher zum Unterrichte nimmt man, wie sie unter die Hand kommen; habe hiebey auch bemerket, daß gar viele Bücher für den Lehrer

zu

zu kindisch, und für den Schüler doch zu gescheid werden. Der junge Herr lernet tanzen, reiten, fechten, zeichnen, Sprachen, Physik, Spiele, Musik, — alles, und kann doch nichts. Der Vater weis aber das ganze Jahr noch im Ernste, wie es mit seinem Jungen zugehe; und bleibt also in der Verlegenheit, es andern auf seine Kösten, und auf ihr Wort zu glauben, d sich seine Kinder immerfort recht wohl halten.

Die Kinder müssen gewisse Maximen lernen, die gar nichts heißen: der Vater füllt ihnen die Köpfe mit allen Vorurtheilen an, die schon ein von alten Zeiten hergebrachtes Erbtheil in der Familie sind. — Kurz: es ist nicht zu beschreiben, welch ein Elend es sey, wenn ein Vater nichts von der Erziehung versteht, da ers doch verstehen soll.

Ich gehe nun zum zweyten Hinderniße auf Seite der Aeltern: und dieses ist die unrichtige Ausübung des Erziehungsgeschäftes in Betreff des Willen. — Diese Unrichtigkeit besteht darinn, daß a) die äußerlichen Mittel entweder zu schwach oder zu übertrieben. Und b) daß die Beyspiele der Aeltern und ihre Thatsachen in Rücksicht auf die Kinder entweder gleichgültig, oder gar böse und schädlich sind.

Die Mittel sind oft zu schwach, sage ich. Man nimmt zu wenig Theil an dem Verhalten seiner Kinder. Man läßt das Instruiren nur aus Nothwendigkeit wie eine Hausarbeit so fortreiben: die Aeltern machen den Kindern nicht Muth: lo-

ben sie nicht am rechten Orte und den Umständen gemäß, ihre Fehler sind ihnen auch ganz gleichgültig; sie bemerken es nicht, wann der Knabe strafbar, und wie er es sey. Wenn sie's ankömmt, scherzen sie mit den Kindern, und ein andermal bekommen diese tagelang ohne Ursache kein gutes Wort. Zuweilen beobachten sie in übler Laune so was, daß es beym Kinde im Lernen oder in der Aufführung fehle: und dann fangen sie an zu stürmen, und da sollen sich auf einmal alle vier Elemente in andre Forme schwingen. Der erste Charakter. — Die Mittel sind oft zu übertrieben. — Da muß das Kind nichts als lernen: es darf nich spatzieren gehen, nicht spielen, nicht lachen, und oft nicht reden. Hier hat jede Stunde ihre eignen Schrecken, jedes Wort der Aeltern seine entschiedene Unerbittlichkeit, und jede Lektion für den Fall des Nichtlernen ihr Strafurtheil auf der Stirne gebrandt. Der zweyte Charakter. — Das heißt aber alles nichts. Hier fehlt es an Gelassenheit, — dort fehlt es am Ernste. Wann wird es sich aber ändern? Wann werden so viele Aeltern einmal ihre heiligen Nämen mit Ruhme und Verdienste tragen? —

Die Beyspiele der Aeltern gegen die Kinder sind meistens ganz gleichgültig. Man spricht neunzigmal von Moden, Schauspielen, Gärten, Schönheiten, von Glück und Unglück in der Welt, auch gleich oft praktisch von Intriquen, zuletzt noch ehe vom Wetter, bis man einmal von der Erziehung redet. Die bösen Knabenstreiche, jugend-

gendliche Ausschweifungen, das wilde und rohe Feuer, spöttische Ausdrücke, Dreustigkeit in Mienen und Stellungen, — alles dieses heißt man Vivacité, Bravour, Witz und Artigkeit. — Dann werden fremde Beyspiele der Jugend zum Ruine. Man erzählt manche Handlung von seiner eignen Jugend, die der Vater von seinem Knaben eben nicht sehen wollte. Man nimmt sich im Reden gar nicht in Acht; man weis sich nicht einzuschränken; und das wären wir doch in dem Betrachte einer gesunden Moral in manchem Falle schuldig. — — Arbeit und Thätigkeit bey den Aeltern sehen die Kinder eben auch nicht zu viel; und da kann der Knabe nicht begreifen, warum seiner Einbildung nach der Erwachsene so gute Tage hat, und er nun gar so viel lernen müße. — Halte man nur bey der Jugend nichts für klein, für unbedeutend. Das Kind hat zum Theil schon männliche Kräfte so zum Bösen, wie zum Guten; nur auf Entwicklung kömmt es an. Der Knabe hat das ganze System des Menschen im Kleinen. Man darf zwar deßwegen nicht geheimnißvoll thun: nein; die Natur hasset selbst alle übelangebrachten Geheimnisse; aber eben so wenig darf man Leichtsinn und ein laxes Wesen bey der Erziehung gelten lassen. — Große, wichtige Hinderniße, — aber heben wir selbe von Seite der Aeltern; so werden auch die auf Seite der Lehrer und Hofmeister leichter gehoben werden.

Die Hinderniße in Betracht der Lehrmeister sind die nämlichen wie die der Aeltern. Einem

Hofmeister fehlt es am Verstande, oft am Willen. Fehlt es an Einsicht, so kann er seine Eleven nicht erziehen: fehlt es an Bereitwilligkeit, so wird er es nicht thun. Möglichkeit und Wirklichkeit sind gleichsam die Grundsäulen zum Wohl der Menschen.

Man vergebe mir meine Art zu reden: sie ist gewiß nicht Leidenschaft: ich habe so große Schätzung gegen die Person eines Hofmeisters, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als es von allen Aeltern erbitten zu können, sie möchten auch alle Achtung gegen die Lehrer haben. Ich und jeder andere hat Ursache dazu. Aber ich besorge immer, es möchte eben so wenige recht brave Hofmeister geben, als wenig es rechtschaffene Herrschaften giebt. Ich betrachte aber die ganze Sache nur immer von der Seite des Erziehungsamtes. — Man frage nun die Erfahrung, so folget der unmittelbare Schluß, daß ein großer Theil der Hofmeister zu diesem Geschäfte gar nicht geschaffen sey. Es kann einer oft ein braver, geschickter, thätiger Mann seyn; aber kein Erzieher, und auch kein Hofmeister. Indeß einen Umstand. — Wir setzen den Fall, ein Hofmeister habe kein gutes Herz; welch' eine Verwüstung könnte er in der Seele des Kindes anrichten. Verwüstung, die die Aeltern in der Folge beweinen, aber selten mehr gut machen können. Es fehlt davon gewiß nicht ganz an Beyspielen.

Auch die äußerlichen Mittel sind auf Seite der Hofmeister oft zu unwirksam, und die eignen

Beyspiele nicht gut geordnet. — Es giebt aber bey Moderatoren neben denen; die sie mit den Aeltern gemein haben noch andere Hindernisse, die ihnen besonders eigen sind. Ich reducire diese auf drey Punkte.

1) In Betracht ihres Amtes haben die Hofmeister oft zu schlechte Achtung für selbes; — oft aber zu übel verstandene Größe eines Gouverneurs nach ihrer Vorstellung.

2) Freywillige oder selbst verschuldete Einschränkung ihrer Macht. Und

3) Gewisse Lieblingsfehler in Betracht ihres ganzen Charakters.

Ein Hofmeister, der eine Geringschätzung für das Eziehungsgeschäft hat, denket beyläufig so: Ich bin dieser Lage eben gar nichts großes: man ist mit der Kindesmagd im Streite um den Rang: ich kann nicht reden oder handeln, wie ich will: ich soll einem Jeden nach seinem Kopfe thun, u. d. gl. — Was entsteht hieraus? Der größte Schaden für Kinder. Ein solcher Hofmeister hat nicht Muth sie zu erziehen: er ist verdrossen, er getraut sich nicht die Kinder zu strafen; es ist ihm gleichviel sie bey den Aeltern zu loben oder zu verklagen. Wenn es mir nicht mehr gefällt, sagt er, so gehe ich weiter. Da geht's nun so kalt und trocken her, daß man nicht weis, was man daraus machen müße. Der Hofmeister dient pur um Geld, und das ist elend genug. Wer nicht auch um Ehre dient, wer nicht geschätzet seyn will, der wird's nie weit bringen; er wird ein Sklav

seiner

seiner eignen Niedrigkeit seyn. Und wer sich nicht aus den Talenten der Kinder, — aus ihrem guten Herzen, — aus ihren Einfällen, — aus ihren einfachen Handlungen, — ja so gar aus ihren Fehlern Freuden schaffen kann; wer nur alles auf der mürrischen Seite betrachtet, und sich nichts interessant zu machen weis; — o der wird es auf seinem Posten nicht lange aushalten; er wird alles für eine Mischung verdrüßiger Zufälle ansehen, und die schönsten Umstände der Erziehung für lauter Plagen halten. —

Freylich tragen die Aeltern manchmal selbst das Ihrige zur Geringschätzung des Hofmeisters bey: sie sind es, die oft einen braven geschickten Menschen muthlos machen. Man hat an seiner Person so viel auszustellen, und was das Unverzeihlichste hiebey ist: man macht sich über die Fehler des Hofmeisters vor den Kindern lustig. Meine Guten! denket ihr dann nicht, daß es immer euere eigenen Kinder treffe, wenn ihr im Erziehungsgeschäfte nicht glücklich seyd? Der Hofmeister kann leicht aufhören Hofmeister zu seyn, aber ihr könnet nicht aufhören Aeltern zu seyn. — Ich will hier nichts davon melden, daß sich der Hofmeister verschiedene Kleinigkeiten müße gefallen lassen. Z. B. im Spielen aushelfen, Hunde herumtragen, sich ein wenig ums Hauswesen annehmen, besorgen, daß der Diskurs über Tischzeit nicht ausgehe, und hundert Accidentien. Ich könnte mich aber zu solchen Sachen unmöglich entschließen, und wenn ich z. B. wirklich die Speisen

zu

zu tranchiren wüßte; so zweifelte ich doch sehr stark, ob ich es in Gegenwart eines Bedienten thun würde. Ein Hofmeister muß sich überhaupt alles verbitten, was seinem Ansehen etwas entzieht. — Seinen gehörigen Respekt fordern heißt das seyn wollen, was man ist, dieses ist ein erlaubter Stolz, ein Stolz, der mit der Erfüllung meiner Pflichten im genauen Verhältnisse steht.

Ganz einen andern Charakter hat aber der Hofmeister in seiner übelverstandenen Größe. — Dieser von seiner Unentbehrlichkeit überzeuget, läßt sich von keinem Menschen, auch mit Diskretion, etwas vorschreiben oder einwenden. Er ist ziemlich kostbar, und will an allen Unterhaltungen Theil nehmen. Er thut sich nicht leicht zu wehe; und wenn er nach dem Spiele und nach der Tafel eben nicht disponirt ist, das gar oft geschieht; so giebt er den jungen Herren, wie's ihm einfällt, Vakanz. — Kleidung, Gang und Miene verrathen den großen Weltmann, der seine Bestimmung weit über die Kindersphäre hinaussetzet. Daher redet er auch nie die Jugendsprache, sondern spricht alles abgemessen im Diktatortone, und daher haben die Knaben fein sauber gar keine Liebe zu ihm. Er ist einer regelmäßigen Statue, und einem Orakel ähnlich, das zum Schrecken der jungen Menschheit dumpfe Worte stammelt, — da er doch der Knaben Führer, Freund und Vater seyn sollte. Wenn er Gesellschaften einladet, so geschieht es mehr für seine Person, als für seine Zöglinge. Wenn er auch zuweilen einen Tischnarren

narren macht oder machen muß, oder sonst sich zu Kleinigkeiten herabläßt; so weis er es durch Schärfe gleich wieder zu ersetzen: wenn die Knaben nicht genug Freude beym Lernen zeigen; weil er's nicht anzugehen weis: so haben sie Arrest, damit er spatziereugehen kann; und so weis er die Strafen nach seinem Vortheile einzurichten. Ist er in recht guten Humeur, so macht er seinen Jungen weis, daß er der beßte Hofmeister, und sie die beßten Schüler auf Gottes Erdboden seyn. Und so ist der Hofmeister zuweilen ein ansehnlicher und gelehrter Mann, und die Knaben lernen doch nichts.

Das Zweyte: Einschränkung der gehörigen Macht. Wenn ein Vater seine Kinder dem Hofmeister übergiebt, so sagt er ihm mit Gefühl diese Worte: Tretten Sie an meine Stelle, und sind Sie Vater. Das ist bald gesagt; wenn nur der Hofmeister genug Einsicht hat, diese Worte zu verstehen, und das Herz so gut, sie zu empfinden. Sonst ist's gefehlt. Er muß sich also ganz in die Lage der Aeltern setzen: dazu gehört aber Menschenkenntniß und Klugheit: er muß die Aeltern kennen, und ihre Kinder. Alsdann muß er sich Mühe geben, das Zutrauen und die Liebe seiner Herrschaft zu erhalten: es muß nicht heißen: „ich mag nichts sagen: ich mag den Aeltern keinen Verdruß machen„; das ist oft nicht gut angewandt, und durch diese Frostigkeit müßen die Kinder zurückebleiben. Wenn der Vater ein Mann von Einsicht ist; so giebt er dem Hofmeister gewiß Macht über die Kinder, und dann ist es des Leh-

rers

rers Schuld, wenn er sie nicht ausübet. Er handelt wider die Natur der Sache; denn diese Macht besteht in der Freyheit die nöthigen Mittel zu seinem Zwecke zu gebrauchen.

Bey dem Erziehungsamte kömmt gar viel auf das Naturell eines Menschen an. Es giebt Hofmeister, die den Aeltern und Kindern wenig Verdruß machen; aber sich selbst desto mehr: die alles vermeiden, was den Aeltern Sorge über ihre Kinder machen könnte: sie denken, ein Vater habe ohnehin Verdruß genug, und halte darum einen Hofmeister, damit ihn die Last der Erziehung nicht zu schwer drücke. Und das ist meiner geringen Einsicht gemäß gut gedacht: aber doch eine gewisse Schüchternheit, wodurch er sich die Hand sperrt, und das Herz zu enge macht. Man muß sich also diesen Fehler abgewöhnen, und wer es thun kann, der mache es so.

Der dritte Punkt. Lieblingsfehler der Hofmeister. Hierüber ist ein wenig hart zu reden. Fürs erste ist gewiß, daß man auf der Welt keinen Hofmeister bekommen werde, der ohne Fehler ist. Ist er ein Geistlicher, so ist er darum gar kein Engel; ist er ein Laye, so ist er doch nicht allemal ein Philosoph. Fürs zweyte, ist es eben so gewiß, daß einige Fehler in Rücksicht auf die Zöglinge minder, andere mehr schädlich sind. Fürs dritte, daß einige Umstände im Charakter des Privatmenschen gar keine Fehler wären, oder wenigst nicht bemerket würden, die nachmals bey der Erziehung sehr auffallen, und von Bedeutung sind.

Ein jeder kenne und studiere sich selbst. Es bleibt noch immer ein Räthsel, wie der Hofmeister seine schwache Seite, die er doch gewiß hat, seinen Zöglingen verhalten könne. Großes Selbststudium und Glück gehöret dazu, daß er in seinem ganzen Charakter den Mittelweg halten, und sich immer gleich bleiben möge. — Man wird nach und nach familiär, weil man ganz miteinander zu leben hat. Wie ist das zu vermeiden? Soll der Hofmeister immer ernsthaft seyn? oder soll er mit den Aeltern freundschaftlich reden, lachen, spielen, und bisweilen recht lustig seyn? Soll er viel spatzieren gehen, oder sich und die Knaben ganz enge halten? — Soll er Gesellschaften und das Theater frequentiren, oder ihnen an einsamen Oertern schöne Stelle vorlesen? — Wann, und wie soll er gegen die Kinder nachgiebig seyn? — Darf er für seine Person ein Liebhaber vom Trunke und Spiele seyn, oder muß er strenge Mäßigkeit beobachten? Muß er von seinen Knaben Furcht, — oder Liebe in höherm Grade fordern? Lauter Fragen, theuerste Aeltern und Hofmeister! die ich mir selbst lieber machen, als für andere beantworten will. Es kömmt hiebey zuviel auf Privatumstände an, und ich könnte meine Meynung als keine Regel angeben. Ein jeder mache es so, wie es ihm Vernunft und Gewissen vorschreiben werden. Nur das kann ich sagen: Ein Hofmeister muß die Charaktere der Knaben mit dem seinigen so glücklich vermischen, daß er an allem Theil nehme, und sie zusammen gleichsam einen

Kör-

Körper ausmachen. Aber dazu gehört weit mehr, als man sich insgemein einbildet. — Man redet unaufhörlich, und zeiget nicht genug Thätigkeit. Man schreibet sich schier lahm über die Erziehung: Man ist voll Gefühl, Herz, Empfindung, Artigkeit, Witz und Lebensart. Einer redet und schreibt dem andern nach. Und wenn ein Land wenig Gelehrte hat, so darf man sicher den reflexen Schluß machen, daß es wenig Selbstdenker haben müße. Wir haben rechtschaffene Männer — sie sprechen oder schreiben: — müssen allemal unrecht haben, und — schweigen.

Was hat das Vaterland hievon? — — Man antworte lieber gleich aufrichtig: Wenig — oder — Nichts hat es: oder man gebe sich Mühe, daß man doch binnen 20, oder 30 Jahren mit Wahrheit antworten könne: Gelehrte und ehrliche Männer hat es; nicht seichte Köpfe und eingebildete Gelehrte, wie es itzt noch viele hat. Man lasse einmal ernsthafte Scenen auftretten, und täusche den Staat nicht mit kindischem Flittergolde. Machen wir, daß unsere Zeiten das werden, für was wir sie in der Welt ausposaunen, das aufgeklärte Jahrhundert, nicht die große Epoche der litterarischen Tändeley. Aber man will sich nicht Gewalt anthun: man hält sich allezeit gleich für gelehrt, und alle, die schön reden, auch für Gelehrte. Man will die Jugend gleich zu Männern machen, weil man die Art nicht weiß, mit ihr umzugehen: oder man

läßt sie gar ohne Bildung, weil dieß Geschäft für große Geister viel zu klein ist. — Gebe man doch der Jugend Leitung, — gebe man ihr die wahre Richtung ihrer Kräfte, und mache man das Vaterland nicht freywillig unglücklich.

Ich glaube nun von den Hindernissen auf Seite der Hofmeister genug gesagt zu haben. Nur noch einige allgemeine Anmerkungen fließen als Folgen aus dem Bewiesenen. Ich mache folgende Resultate.

1.) Aeltern von Einsicht werden nicht leicht einen Hofmeister nehmen, der die erforderlichen Eigenschaften zu diesem Amte nicht hat.

2.) Ein Hofmeister, der, als ein solcher gleichsam gebohren, und sich noch mehr dazu gemacht hat, soll sich bestreben einer Herrschaft zu dienen, wo er sich proportionirte Belohnung versprechen darf, und sich auf Seite der Kinder Ehre und Freude machen kann.

3.) Ist einem Hofmeister das Geschäft der Erziehung über Knaben aufgetragen, die schlechte Talente, keine Lehrbegierde, und keine Liebe zu ihm haben; so soll er es den Aeltern zeitlich sagen, und sich bald in andere Umstände versetzen.

4.) Aeltern, die von ihrem Vermögen auf die Erziehung nichts verwenden, oder dem Hofmeister keine Gewalt einräumen: können sich für die Zukunft keinen Trost versprechen.

5.) Ein Hofmeister hat sich nie zu schämen es zu sagen, was er sey, und was er nicht sey, damit er nicht etwa viel verspreche, und wenig halte.

halte. Z. B. Ich wüßte gar nicht, warum ich mich schämen soll zu gestehen, daß ich gar kein Mathematiker bin; denn es folget nichts daraus, als daß ein Grundstück nicht alle Produkte trage.

6.) Man soll einem Hofmeister nie mindere Belohnung seines Amtes zugestehen, als andern z. B. Musik= Sprach= und Tanzmeistern, denn einer ist in vielen Häusern unentbehrlich wie der andere; und das Herz bilden bleibet immer eine der schwersten Künste.

7. Endlich ein Hofmeister muß sich alle Mühe geben, daß er in der ganzen Erziehung den Mittelweg einschlage; damit er weder zu scharf, noch zu nachgiebig seyn möge: dazu gehört eine gesunde Urtheilungskraft, ein ausgebildeter Kopf, ein guter und gelaßner Charakter, eine gründliche Lectür, und überhaupt recht viele Klugheit.

Nun wollen wir auch etwas Weniges reden von den Hindernissen auf Seite der übrigen Familie. — Darunter verstehe ich Diener, Mägde und andere relative Personen. Ich setze zum voraus, daß die Einrichtung hierinn von den Aeltern abhange. Alsdann behaupte ich, daß an den häuslichen Umständen in Betracht der Kinder gar viel gelegen sey, und daß also eine gewiße Unordnung in der Familie unter die Hindernisse der Erziehung gehöre.

Fürs erste, soll man sehr viel darauf achten, daß man keine Ehehalten annehme, die schlechte Sitten haben. Die Kinder haben mit Dienstbothen auch umzugehen. Man weis von

der Erfahrung, und es kann auch braven Aeltern geschehen, daß Dienstbothen ihnen Steine unter die Füße werfen. Die Aeltern sind oft nicht zu Hause: Man setzet sich zusammen: es kommen einige Umstände dazu, daß die Mägde mit ihrer Herrschaft übel zufrieden sind; dann reden sie bey den Kindern frey heraus: man decket der Aeltern Fehler auf, und spottet über sie.

Weiters, lernen die Kinder von Ehehalten zuweilen Gassensprüche, Witzigkeiten, und andere in der Folge schädliche Dinge. Dann frägt man: wo es herkomme: wie der Knab dieß und jenes gelernet habe. Es brennet! — Wer hat Feuer gelegt? — Ferners: Wenn der Hofmeister mit der ganzen Familie nicht auskömmt, weil er sich nicht verträglich machen will; dann weis man über ihn hundert Sachen; man schlägt Gelächter auf, und wenn die Knaben dazukommen, die ohnehin alles wissen wollen, so werden sie mit dem Complimente abgewiesen, daß ihr Hofmeister einen Stolz oder einen sogenannten Streich habe, u. d. gl. — Die Niedern sollen die Ehre und das Ansehen der Höhern nie zu vermindern suchen. — Und was ist schöner als Verträglichkeit in einer Familie? — — Es giebt darum doch zuweilen häusliche Verdrüßlichkeiten: auch in den besten Familien fließen Thränen: es kann nicht immer lustig zugehen, und alles in lachender Miene umherwandeln. Diese trüben Tage gehen aber bald vorüber, wenn man Ordnung hält, und wenn eins dem andern mit Zutrauen und Liebe begegnet.

Wer

Wer trösten soll, der tröste; — wer ausweichen muß, der weiche aus; — und wer helfen kann, der helfe. —

Gegen die Kinder ist auch zu beobachten, daß man ihnen nicht alles verbiethen soll, von dem sie nichts wissen: sonst werden sie zum Fehlen aufmerksam, und thun es desto lieber. — Wiederum, muß man ihnen nie einen Fehler imputiren, den sie wirklich nicht haben, oder für diesen Fall nicht begiengen; sonst bekommen sie Kenntniß von bösen Absichten, und verliehren das gute Herz. Ueberdieß muß man sehr behutsam seyn, wenn man die Knaben zuweilen mit Fleiß fehlen läßt; sonst sieht es so aus, als wenn man seine Freude damit hätte, die Kinder immer strafen zu können. — —

Man soll auch noch überhaupt große Zerstreuungen vermeiden: die Kinder nicht immer im Hause herumlaufen lassen: nicht immer bald diese, bald jene Compagnie einladen: sie nicht mit dem Hofmeister heut dahin, morgen dorthin schicken. —

Endlich muß man den Knaben nie vom Reichthume, Ehren und Titeln vorreden: aber man darf ihnen wohl sagen, was ihre Aeltern oder andere Leute für Verdienste haben; und wie es in der Welt mit Verdiensten bald schlimm, bald gut zugehe. — — Elend genug, wenn man den Kindern Geld geben kann, und sonst nichts. Eine Zeitlang hat's nicht viel zu bedeuten: aber das menschliche Leben hat seine Epochen (und diese

bleiben nicht aus) wo es Dummheit und Bosheit auch zehnfach vergoldet nicht mehr ertragen kann, sich von der Sklaverey losreißet, — und — Verdienste gelten machet. —

Nun komme ich zu den Hindernissen auf Seite der Kinder selbst. Ich darf behaupten, daß diese sehr wenig und gering sind. — Hat der Knab Talente und ein gutes Herz, so sind die Aeltern gleich am Anfange der Erziehung glücklich. Fehlt ihm Stärke der Urtheilungskraft, Phantasie, Gedächtniß und Anlage; so muß man ihn nicht beym Fache der Wissenschaften anstellen. Fehlt es ihm am Herzen, so muß man ihn durch Zwangmittel beugsam machen; und wenn die Aeltern und Lehrer sehen, daß er ohne ihr Verschulden (dieser Fall ist aber ungemein selten) schreckliche Ausartung zeige; so muß man doch sein mögliches thun um ihn von Verbrechen abzuhalten.

Nur noch eine einzige Anmerkung über das Hinderniß der Erziehung, welches sich auf das Bedürfniß der Aeltern gründet. Wie müssen arme Aeltern ihre Kinder erziehen? Und noch eine Frage: Wie müssen arme Waisen erzogen werden? Diese Fragen sind so alt, als die Bedürfnisse der Menschen selbst; und die Thränen unsrer Mitbürger fordern mehr von uns, als eine leere Beantwortung; sie fordern Anstalten und thätige Hülfe. Die ganze Gesellschaft im Staate soll hiezu nach ihrem Verhältnisse beytragen: und obrigkeitliche Personen werden die vorhandenen Hilfsmittel dem schwachen Theile aufzuhelfen auf die beste Art anzuwen-

zuwenden wissen. Es ist dieß also das Geschäft rechtschaffener Männer. — Gutthätigkeit und Großmuth war von jeher ein Hauptzug des Charakters der Baiern. Und von allen Seiten her thürmen sich die Monumente gekrönter Wohlthäter über unsre Häupter auf. Wir haben auf der Welt nichts als Väter und Freunde der Armen. Lasse man diese Heldentugend immerhin aufleben, und schätze man solche Männer ungemein hoch, die bey der Wiege und beym schmachtenden Waisen anfangen zu helfen, und gute Einrichtung zu machen. Die gute Erziehung armer Kinder macht dem Staate eben so viel Ehre, als einem Sieger Trophäen machen.

Wer einmal Verstand und Kräfte genug hat, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, der hat auch den Willen und Muth die Hilfsmittel gehörig anzuwenden. — In dieser Absicht redet ein guter Hofmeister mit Zöglingen beyläufig so: Meine Knaben! glaubet mir; denn ich rede aus Liebe zu euch: Religion und Thätigkeit ist es, was euch glücklich machet. Verstand und ein gutes Herz müssen eure Vorzüge seyn. — Erbittet euch des Himmelssegen, damit ihr recht gute Knaben seyn möget, dann werdet ihr gewiß auch rechtschaffene Männer werden. — Lasset keinen Tag ohne Linie vorbeygehen, und denket (einst werdet ihr es einsehen) daß alles, was eure Sinne reitzet, euch noch lange nicht zu Menschen mache. Verlasset euch nie auf das Ansehen eurer Aeltern, oder auf sonst was äußerliches: über

lang — oder kurz ist alles vorbey: — dann liegen sie vielleicht in der Grube, und eure Thränen werden über ihre Leichensteine hinrollen, Thränen der Kinderliebe, und zärtlichen Dankbarkeit. Und was müsset ihr alsdann seyn? Männer von Ehrlichkeit und Einsicht, Männer fürs Vaterland. Folget mir, meine Lieben! nicht aus Furcht, nicht aus Schmeicheley folget mir; nein, darum, weil ihr sehet, daß ichs euch gut meyne, sehet, daß ich euer Erzieher und Freund seyn müsse, und es bisher mit Herzensfreude war. Euere Tugend und Wissenschaft muß der Trost eurer Aeltern, die Ehre eurer Familien und Lehrmeister, und einst die Stitze des Vaterlandes seyn. Liebet allezeit verständige und ehrliche Menschen, und fliehet alle, die ein böses Herz haben, u. d. gl. Das Herz der Kinder kennen und bilden zu lernen, giebt uns ein großer Jugendphilosoph, Quintilian, einige Hauptzüge zu unserm Vortheile: " Man gebe mir so einen Knaben, sagt er, den das Lob anfeure, den die Ehre reitze, und der aus Ueberzeugung weinen kann. Diesem ist die Ehrliebe zur Nahrung, durch Lobsprüche faßt er Muth, verdiente Vorwürfe dringen ihm ans Herz, und ich habe bey ihm niemal Unthätigkeit zu befürchten. "

Den Verstand der Knaben zu bilden, ihnen Muth zu machen, wird ein Hofmeister in manchem Falle Ciceros Gedanken anzuwenden wissen: " Die Studien der schönen Künste und Wissenschaften sind in der Jugend zur Nahrung, im Alter zum Vergnügen; dem Glückesstande geben

sie

sie Schmuck, bey würdigem Geschicke biethen sie Zuflucht und Trost an, zu Hause ergötzen sie, von außen legen sie kein Hinderniß; sie übernachten mit uns, sie wandern mit uns, sie bleiben bey uns auf dem Lande." — — Wie gut ist es, wenn wir was können, wenn wir viel verstehen, und wie elend, wenn man nichts gelernet! — —

Ich will nun zum Schluße die Erziehungsgeschichte eines römischen Kaisers hersetzen, der dem Heidenthume unsterbliche Ehre macht, und den Christen gar keine Schande. Dieser große Fürst hinterließ uns gleich im ersten Buche seiner Betrachtungen über sich selbst den Grundriß einer Erziehung, die der Nachahmung aller Jahrhunderten würdig ist. Er begreift sie in dieser Stelle:

„Von meinem Großvater Verus habe ich „gelernet leutselig zu seyn, und mich nicht zu er„zürnen. — Der Nachruf und das Andenken „meines Vaters hat mich gelehret bescheiden und „männlich zu werden. — Von meiner Mutter „habe ich die Gottesfurcht sammt der Freygebig„keit, sie hat mich ermahnet, nicht nur nichts „Böses zu thun, sondern es auch nicht einmal zu „denken. — Ueberdieß hat sie mich zur Mäßigkeit „gewöhnet, und von dem verschwenderischen Ue„berfluß der Reichen abgemahnet. — Mein Hof„meister hat mich zur Arbeit und zur Vergnüg„lichkeit mit Wenigem angehalten: er warnte „mich auch, keinem Verläumder Gehör zu geben, „und mich nicht in fremde Händel zu mischen. — „Diognetus hat mich erinnert, keine Zeit oder

„ Mühe auf Lappereyen zu wenden. Ich habe „ auch von ihm gelernet zu vertragen, daß man „ frey von mir rede; und, daß ich mich der Welt= „ weisheit wiedmen müße. — Rustikus hat mir „ gezeiget, daß ich vonnöthen habe, mein Naturel „ zu verbessern, und daß ich allezeit willig seyn „ soll, meinen Beleidigern zu verzeihen. Er lehr= „ te mich auch mit Aufmerksamkeit lesen, und mich „ nie zu begnügen etwas nur obenhin zu wissen: „ — noch den Schwätzern leicht zu glauben. — „ Vom Apollonius habe ich gelernet, in meinem „ Vornehmen frey und beständig zu seyn; ich „ habe aus seinem Beyspiele ersehen, wie man „ zugleich ernsthaft und leutselig seyn könne. Wei= „ ter habe ich von ihm gelernet, wie man die „ Wohlthaten von guten Freunden empfangen müs= „ se, so, daß man weder undankbar, noch ihnen „ knechtisch unterwürfig werde. — Sextus hat „ mich mit seinem Beyspiele gelehret gelinde zu „ seyn, mich zu bemühen, das Verlangen meiner „ Freunde zu errathen, die Unwissenden zu ertra= „ gen; an Dinge, die in der Einbildung bestehen, „ nicht viel zu denken, und mich nach eines jeden „ Begriff zu richten. — Von dem Fronto bin „ ich erinnert worden, daß die, welche man Edel= „ gebohrne nennet, oft wenig Menschenliebe in „ ihren Herzen haben. “ —

„ Den Ermahnungen meines Bruders Se= „ verus schreibe ich die Liebe zu, die ich gegen „ meine Freunde habe; ingleichen meinen Hang „ zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Maximus hat

„ mich

„ mich ermahnet, Meister von mir selbst zu seyn,
„ und mich nie von meinen Leidenschaften über-
„ täuben zu lassen; leutselig, angenehm und ernst-
„ haft zu werden, und meine Geschäfte ohne Mur-
„ ren und Verdruß zu verrichten. “ —

„ Das Leben meines Vaters allein ist mir
„ schon eine Schule der Sanftmuth und aller Tu-
„ genden gewesen. — — Ich danke den Göt-
„ tern (so macht dieser fromme Philosoph den
„ Schluß) — ich danke den Göttern, daß sie
„ mir ehrliche Vorältern gegeben haben, einen gu-
„ ten Vater, eine fromme Mutter, eine gute
„ Schwester, gute Lehrer, gute Bedienten,
„ gute Freunde, und was man sonst Gutes wün-
„ schen kann. Ich sehe es als eine sonderbare Gna-
„ de der Götter an, daß man manche Gelegen-
„ heit, die mich in Unglück hätte stürzen können,
„ hat verschwenden müssen. Ferner danke ich Gott,
„ daß ich mich bestrebet habe zu ergründen, wie
„ man sein Leben der Natur am gemässesten füh-
„ ren könne: daß es also nicht aus Mangel thres
„ Beystandes geschehen ist, wenn ich nicht ein
„ solches Leben geführet habe; sondern es ist mei-
„ ne eigene Schuld. Alles dieses (was er bis-
„ her Gutes angeführet, spricht er) alles dieses nen-
„ ne ich eine Gabe Gottes, und ein Glück. “

So redet Aurelius Antonin über seine Er-ziehung. — Welche Lehren! und welche Lehr-meister! — Jedes Wort davon ist würdig, daß es aus dem Munde eines Kaisers — tief in die Herzen aller jungen Leute eindringe, die sich mit

Tugend

Tugend adeln, und durch Verstand zu Prinzen machen. — Und dieß war ein Heid! ja! — so einer, von dem das Vorurtheil gleich aufhören darf zu schreyen: Das blinde Heidenthum! — Sein Charakter war eine männliche Unschuld, eine zärtliche Ernsthaftigkeit, und die genaueste, aber zugleich liebenswürdigste Lebensart. Sich kennen, sich bessern, sich vollkommen zu machen, dieß war das ernste Geschäft seines Geistes; dem Himmel danken, die Menschen lieben, alles ohne Verstellung auf sein wahres Wohl anwenden, — dieß waren die Empfindungen seines Herzens. — Was können wir seiner Größe würdigers an die Seite setzen? — Nichts anders, — als ein heiliges, ein denkendes Stillschweigen.

Die Statue.

Ein Hofmeister führte einst einen jungen Grafen, der sehr stolz auf sein altes Herkommen war, auf eine Kunstkammer.

Unter andern vielen seltnen, und ganz außerordentlichen Stücken, war eine prächtige Statue im Saale, die den Blick des jungen Kavaliers gleich auf sich zog. — Das ist ein Meisterstück! rief er auf: der Künstler verdient Lohn und Verewigung. — Das glauben Sie, sagte der Hofmeister. Ich glaube vielmehr, daß die Statue Lob und Verewigung verdiene, und nicht der Künstler, der sie schnitzte. — Wie das? fuhr der junge Graf fort: Was hat die Statue für einen Verdienst?

dienst? Sie ist nur das, zu was sie der Künstler bildete.

Sie ist freylich nur, zu was sie der Künstler bildete: und Sie sind auch nur der, mein Herr Graf! zu dem Sie Ihre Vorältern erhoben. Sie haben für sich so wenig Verdienste, als diese Statue, und Sie sind doch stolz. Sind sie also gerecht, und rauben Sie durch Ihren unedlen Hochmuth die Ehre Ihren Vorältern nicht. Diesen allein gebührt der Ruhm: diese sind die Künstler; Sie sind nur ihr Schnitzwerk. Der Kavalier stund beschämt da, und sein Herz mußte der Wahrheit und der Ueberzeugung nachgeben.

Der Schattenriß.

Eines Tagesluft wandelte Amaryllis in dem Baumgarten, der an ihre Hütte gränzte, und wird ihren Vater ansichtig, der bey einem Baume hingelagert hat. Sein Schlaf war tief. Gerührtes Blicks betrachtete das gute Mädchen einen Augenblick; dann entflossen Thränen ihrem Auge. O mein Vater, sagte sie endlich mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, wie bleich bist du! wie entfärbt deine Wangen! bald wird auch der Tod deine Gegenwart rauben, und ich werde dir nicht mehr die Hände küssen können, die mich genährt haben; werde nichts mehr haben, das mir dein Bild vor Augen stellte. Wenn ich einsmal meinen Kindern die guten Thaten deines Lebens erzähle, werde ich ihnen keinen Begriff

von

von jenem ehrwürdigen Lächeln geben können, das Freude um dich her goß. Ich werde ihnen deine rührende und ehrwürdige Bildung zu machen nicht vermögend seyn. So sprach sie, das gute Mädchen, als ihr Vater erwachte. Wie er Amaryllis erblickte, lächelte er, und die gute Schäferinn legte ihre Hände unter seine Schultern, um ihm aufzuhelfen. O meine Tochter, sagte er seufzend, ich fühle, daß meine Kräfte mich verlassen; daß mein Leib zur Erde sich hinneigt. Bald werde ich ihr jenen Staub zurückgeben, den ich von ihr empfangen habe. Laß mich den Aufgang der Sonne noch einmal sehen, und dem Urheber der Natur für alles das Gute danken, das er mich hat genießen lassen. — Vielleicht glänzt diese wohlthätige Sonne mich zum letztenmale an. Sodann blieb der Alte noch eine Zeitlang stehen, und betrachtete den Himmel mit einer Art von Begeisterung. Seine letzten Worte hatten die Rührung der Amaryllis verdoppelt. Sie betrachtete den Schatten des Alten, der auf die Rinde des Baumes fiel. Ach! sagte sie bey sich selbst, wenn ich doch wenigstens diesen Schatten meines Vaters erhalten, wenn ich ihn doch auf dieser Rinde befestigen könnte. Zugleich nimmt sie einen weißen Stein, und umziehet damit alle äußersten Theile des Schattens. Amaryllis führt den Greis nach seiner Hütte zurück; doch voll Ungeduld, die Wirkung ihrer Empfindung zu sehen, kehret sie wieder nach dem Baume zurück, und sieht daselbst das Bild ihres Vaters. Vor Freude entzückt ruft sie

ihre

ihre Schwestern herbey, und zeigt ihnen ihr Werk. Erstaunen und Bewunderung befällt sie. Eine von ihnen nimmt die Spitze eines scharfen und harten Steins, und gräbt diesen kostbaren Umriß in die Rinde; dann weben sie Kränze rings um den Baum. Der Greis kömmt selbst, um dies neue Wunder zu betrachten, und genießt die Entzückung seiner Kinder. — O meine Kinder, sagte er, und drückte sie an seine Brust, daß doch der Himmel eure kindliche Zärtlichkeit vergelte, daß er euch eines Tages die Freuden wieder schenke, die euch heute mein Alter macht.

Göttliche Künste! wie sehr seyd ihr den trocknen Wissenschaften vorzuziehen, die dem Herzen nichts sagen! Ihr malt das Gefühl, entzündet, verschönert, verstärkt es; Ihr gießt süße Freuden über die Pflichten des Menschen. Auch bleibt immer auf Erden! aber ach! leihet nie eure Reize dem Laster: Tugend war es ja, die euch erzeugte.

Elimar und Frontin.

Ich kann es nicht ertragen, wenn junge Leute für das Alter keine Ehrfurcht haben, mir blutet das Herz, wenn ich sehe, wie ein junger ungezogener Mensch einen ehrwürdigen Mann mishandelt oder ausneckt, mir wallt das Blut in meinen Adern gegen so eine Bubenseele, der oft nicht weis, was Leben heißt, auf dieser Erde. Anaxoras war ein junger von Adel, verzärtelt kam er aus der Schooß seiner Mutter in die Welt,

und

und glaubte, daß alles, was immer existirte, seinetwillen seyn Daseyn erhielt, schon als ein Kind unterhielt er sich, wenn ihm die Lust kam, die Hühner im Hofe zu erwirgen, oder einem armen Pudel den Fuß abzuschlagen, um den Spaß zu haben ihn auf drey Füssen hinken zu sehen: als er älter war, fühlte er auch seine anwachsende thierische Stärke, und weil ihn Umstände zwangen mehr mit Menschen umzugehen, so behandelt er diese, nach der Art seiner Gewohnheit.

Elimar, ein redlicher Alter wurde ihm zum Diener gegeben, als man den Jungen gewohnheitshalber auf die Universität schickte — Elimar ertrug lange alle Grausamkeiten seines Herrn, eines Tags aber, als er ihn mit Schlägen mishandelte, konnte sich der Unglückliche nicht mehr fassen, wie ein Rasender riß er sich seine grauen Haare aus dem Kopfe — da schrie er, Bube! nimm diese grauen Haare, und mache dir doch einen Bart, wenn du Männer mishandeln willst? — Seh mich an! — auf meiner Stirne steht was geschrieben, daß Mann heißt, und deine Wangen driefen noch von der Milch deiner Säugamme. —

Allein der Junge fühlte die Stärke — der Worten nicht, er schlug den Alten zum Kripel — — und Elimar starb im Spital.

Elimars Tod war für Anaxoras nicht kränkend, er nahm sich wieder einen andern Diener — wie man Kleider wechselt, wenn sie zu nichts

mehr

mehr taugen. — Frontin hieß der neue Diener, ein starker, ebenfalls ungezogener Junge.

Anaxoras wollte selben behandeln, wie den redlichen Elimar. — Frontin verstunde aber die Sprache nicht, und antwortete seinem Herrn so nachdrücklich mit der Faust, daß er halbtodt zu Boden sank. — — Frontin ergrief die Flucht, und als Anaxoras aus seiner Ohnmacht erwachte, fühlte er zum erstenmal, daß es etwas in der Welt noch gäbe, daß ihn begreiflich machen konnte, daß man die Menschen nicht mishandeln soll, allein es war zu spät. Anaxoras starb an dem Stoß, den ihm Frontin versetzte, und Elimar war gerächet. — Anaxoras war todt, die Familie verlohr einen Erben, und die Welt ein Geschöpfe, aber keinen Menschen.

Wer seine Kinder verzärtelt, weil er reich ist, oder weil er vom Adel ist, der schreibe dieses Histörchen in sein Tagebuch, wer nicht als ein Knabe gelernt hat Menschen zu schätzen — der muß es sich selbst zur Schuld legen, wenn er als Jüngling oder Mann eine Lehr bekömmt, die ihm übel behagt. — Giebt es gleich viele Elimars, so kann doch dort und da auch ein Frontin seyn.

Charakter eines guten Vaters.

Pelton hat sein Herz zwischen seinem Weib und seinen Kindern getheilt, er arbeitet für sie, und beschützt sie. Am frühen Morgen

ist er schon auf, und an seiner Arbeit. Der Gedanke: ich arbeite für mein Weib, für meine Kinder, ist Stärkung für seine Seele. Was er erwirbt, giebt er mit Freuden zur hauswirthschaftlichen Nothwendigkeit her — er ist nicht mürrisch, wenn er unentbehrliche Zahlungen zu machen hat, und er flucht auch nicht, wenn er sein Weib oder seinen Sohn kleiden muß. — Kinder, sagt er, ihr sehet, daß ich euch alles mit Vergnügen gebe, seyd aber nicht undankbar gegen euren Vater, und verschleudert nicht, was ich euch gebe, denn ich erwarbs im Schweiß meines Angesichts. — Wenn die Arbeitsstunden vorüber sind, so ist Pelton im Zirkel seiner Kinder, er erzieht sie zu Weltbürgern. Man sieht ihn nicht viel in Koffeehäusern, noch in Weinschenken, es schmeckt ihm kein Trunk, wenn nicht sein Weib und seine Kinder auch mit trinken. Am Abend sitzt er mit seiner Familie in der Laube, erklärt ihnen die Schönheit der Natur, und erzählt ihnen von der Güte der Gottheit. Wenn Unglück dem Hause droht, so ist Pelton der Unglücklichen Stütze und Trost, er ist der Beschützer seiner Kinder, und der Vertheidiger seines Weibes. Er hat keine kindische Liebe gegen seine Kinder, und ist nicht nachsichtig gegen ihre Fehler; — er bildet sie zu Weltbürgern und zu Menschen. Er zwingt sie nicht aus Stolz oder Eigensinn zu einem Stande, sondern er läßt ihnen die Wahl, er schämt sich auch nicht seine Kinder zu Maler, zu Bildhauer, oder zu Kupferstecher zu bilden, wenn er Talente in ihnen verspürt. Jeder Stand ist ihm werth,

wenn

wenn sie nur der Welt und ihrem Nebenmenschen nütze sind.

Peltons Gegentheil.

Orgon ist zwanzig Jahre verheurathet, und seit seinem Hochzeittage hat Orgon mit seinem Weibe kaum zwanzig vernünftige Worte gesprochen. Er spricht nie vom Erziehungsplan seiner Kinder, nie von Verbesserung ihrer häuslichen Umstände. Seine gewöhnliche Tagsordnung ist am Morgen zu jagen, eine Pfeiffe Toback zu schmauchen, zu Mittags und Nachts zu speisen, und einige Stunden des Abends in der Weinschenke zuzubringen. — Dieses ist sein ganzer Beruf, und die Beschäftigung seines ganzen Lebens. Er ist immer guten Humors, ausgenommen wenn er etwas in die Hauswirthschaft hergeben — oder wenn er seinem Weib oder seinen Kindern etwas anschaffen soll. — Seine Kinder können thun, was sie wollen: wenn sie nur nicht viel kosten; der wohlfeilste Lehrmeister ist ihm der liebste, er mag was verstehen oder nicht. — Man muß die Leute nicht so gelehrt machen, sagt er, man kann doch schon in der Welt fortkommen, mein Großvater und mein Vater haben sich nicht viel mit Büchern abgegeben, haben doch gut zu leben gehabt. — Pa — Pa — Pa — Es geht schon, so spricht er, und erzieht seine Kinder zu lebhaften Taugenichts.

Eine Scene aus dem häuslichen Leben.

Frau von Melberg auf einem Kastbett in ihrem Nachtkleide.

Henriete — Henriete!

Zweyter Auftritt.

Henriete. Fr. Melberg.

Henr. Was befehlen Euer Gnaden? —

Fr. Melb. Wie viel Uhr ist es? —

Henr. Es geht auf eilf Uhr.

Fr. Melb. Erst auf eilf Uhr. — Ich hab es mir gedacht, daß es noch gut am Tag ist — denn mich schläfert noch. — —

Henr. Euer Gnaden sind gestern spät zu Bette gekommen. —

Fr. Melb. Spät? — um 3 Uhr nennet ihr spät? — Wenn ihr Murmelthier nicht um neun Uhr zu Bette seyd — so macht ihr andern Tags Gesichter wie — die Waldteufel. — — Sag, ist der Kaffee fertig? —

Henr. Er steht zu Ihrem Befehl —

Fr. Melb. Ist meine Tochter schon auf —

Henr. O ja, schon seit 8 Uhr — Sie lieset mit ihrer Gouvernante —

Fr. Melb. Seit 8 Uhr — das ist doch verzweifelnd — das arme Kind — wie sie wieder blau-

augicht

augicht seyn wird — — so hab ich es doch schon hundertmal gesagt — man soll sie nicht so frühe wecken — Laß mir die Gouvernante kommen —

Henr. Gleich, Euer Gnaden —

Fr. Melb. Henriete: — gieb mir dort den Roman her, der auf dem Tische, im blauen Band —

Henr. Diesen da? —

Fr. Melb. — Ja, diesen da — — — Ungeschickte — Hör — — das ist doch rasend — den in Franzband, sagte ich — ihr seyd doch Leute wie die Ochsen.

Henr. Zur Gnade — Euer Gnaden verlangten den im blauen Bande — — —

Fr. Melb. Wenn ich dir aber sage den in Franzband — Esel — du sollst wissen was ich denke; geschwind — geschwind — sollt schon hier seyn — —

Henr. Da ist er — (geht ab.)

Fr. Melb. Gut — geh —

Dritter Auftritt.

Fr. Melb. Wie man sich doch mit diesen Leuten martern muß. — (sie blättert eine Weile im Buch) Wie er schreibt — O! das ist wahr — um einen französischen Author ist es ganz was anders — — — Welche Ausdrücke! — welch ein erhabener Gedanke! —

Vierter Auftritt.

Die Gouvernante, Frll. Gabriel, und die Frau Melberg.

(Die Gouvernante und das Fräule machen eine tiefe Verbeugung.)

Fr. Melb. Komm her Gabriel — wie siehest denn du aus? — du hast nicht genug geschlafen, deine Augen sind ganz roth — — — du bist bleich; wie du aber gemacht bist — sag, wer hat dich gekleidet? — Du bist nicht gut geschnürt — — — du bist ja ganz schief — sag mir, Mädchen, du hast ja gar Sommerflecke — — Sommerflecke, — wahrhaftig! ich sag es dir, Mädchen — ich werde dir noch Ohrfeigen geben — Sommerflecke — — — Daß aber doch Niemand auf meine Tochter Acht hat. — — — Ja wahrhaftig — das würde in der Welt Niemand errathen, daß ich eine Gouvernante habe. — — — Das ist doch schlecht! —

Gouv. Euer Gnaden verzeihen, es ist nicht meine Schuld — wenn sie nicht gut geschnürt ist — — — es ist das Mieder —

Gabr. Ja, Mama — das Mieder ist nicht gut gemacht —

Fr. Melb. Laß sehen — das hat gewiß ein deutscher Schneider gemacht —

Gouv. Ja. —

Fr. Melb. Aber wie könnte mir doch das einfallen, einen deutschen Schneider — meiner

Tochter ein Mieder machen zu lassen — — —
Man holl mir gleich den französischen.

Gabr. Mama! — o, der ist ja eben der französische, der mir das Mieder gemacht hat. —

Fr. Melb. Der französische hat es dir gemacht — o, — dann kann das Mieder keine Schuld haben. — — Komm her — das Mieder ist treflich gemacht — — — du hältst dich aber schief — es ist auch kein Wunder — man sagt dir den ganzen Tag nicht, daß du dich gerad halten sollst. —

Eine Frage.

Heißt das wohl Kinder erziehen? — heißt daß sie bilden? —

Lehren
eines Richters an seinen Sohn.
Mein Sohn!

Es ist bereits ein gemeinschaftlicher Fehler, daß wir unbekannt mit unserm eigenen Herzen sind, und andere mit neugierigen und tadelsüchtigen Augen ansehen. Wir wollen lieber urtheilen, als geurtheilt werden, und wir werfen uns lieber zu Richtern anderer auf, als daß wir die unsrigen seyn wollen.

Dieser gemeinschaftliche Fehler der Erziehung erwächst mit unsern Jahren, und mit seinen Vor-

untheilen begleitet er uns in unsern Aemtern, und schleicht sich bis in die Gerichtsstuben hin. Bemühe dich immer, mein Sohn, die gute Seite des Bürgers zu kennen, und laß dieses einstens deine Lieblingsbeschäftigung seyn. Unterlaß niemals, in die verborgenen Handlungen zu dringen und laß dein Urtheil nicht von dem nachtheiligen Scheine verblenden; — vermenge niemals Uebereilung mit muthwilligen Ausschweifungen, und unvorsetzliche Fehltritte mit Verbrechen. Hüte dich, daß du nicht die Vorwürfe deines Mitbürgers zu befürchten hast, und daß man dir nicht sagen kann: Du, der du die Stütze der Gerechtigkeit seyn solltest; dein Eifer, mit welchem du sie zu bearbeiten glaubst, entfernt dich vielmehr von der Tugend, gerecht zu seyn, als dich selber zu nahen. Die Freude, das lebhafte Vergnügen, mit welchem du die Fehler des Bürgers aufsuchst, beurtheilest und verdammest, ist der Zeuge deines Irrthumes. Der Weise hasset das Laster, ohne den Lasterhaften zu hassen, weil der Weise gewohnt ist, das Laster und den Menschen von einander zu unterscheiden. Wie viele tausend würden von dem schimpflichen Falle bewahrt worden seyn, wenn man ihnen an dem Abgrunde, wo sie stunden, hilfreiche Hand gebothen hätte!

Wehe dir, mein Sohn! wenn dein Herz zu dir sagen sollte: Vertheidige dich über das Blut deines Mitbürgers, welches du verspritzt hast, und welcher zum nützlichen Gliede der Gesellschaft durch Vorbeugung geworden wäre. — — Entschädige

das

das gemeine Wesen an dem barbarischen Raube seines Mitgliedes, das du nur zu bestrafen gedacht hast, und nicht zu verbessern. Erröthe, daß du dich bis zu deinen Gerichtsdienern erniedrigest: Diesen steht es zu, das Laster und die Ausschweifung zu entdecken; dir aber, an dem Burger zu verbessern, was ihn zum schädlichen Gliede der Gesellschaft macht. Ja mein Sohn! wir mußten Unmenschen oder Barbaren seyn!

Ein Elender zwingt uns Thränen ab, und wir sehen einen Lasterhaften mit trocknen Augen an. Ist nicht der unsers Erbarmens würdiger, denn der erste? — Ist nicht der der Elendeste, welcher seine Pflichten, seine eigene Glückseligkeit und Würde beleidigt?

Uebrigens, mein Sohn! wenn du einmal die Stelle eines Richters vertreten wirst, überzeuge den Bürger, daß die Tugend nicht wegen dem Ruhme, sondern wegen sich selbst zu lieben ist, und er wird rechtschaffen sein.

Entlarve das den Sitten so nachtheilige Vorurtheil, und überzeuge, daß das Laster nicht wegen der Strafe, sondern wegen sich selbst zu fürchten ist, — und es wird Heiterkeit und Menschenliebe in den Staaten erscheinen. Das Laster wird sich in die ewige Finsternisse verhüllen; in seinem geheimsten Aufenthalte wird es zittern, von dem verfolgenden Blicke des Bürgers entdeckt und beschämt zu werden. —

Welche Quellen der Freude werden sich einst deinem Herzen öffnen, und welche Wohllust wird

es für deine Tugend seyn, wenn du dir sagen kannst: — Ich hab einer bedrangten Familie ihren Vater zurückgegeben, der sich vom Wege der Rechtschaffenheit entfernet hatte. — Ich habe einen lasterhaften Sohn in die Arme seines Vaters zurückgeführt, und hab ihn gezwungen, über sich selbst zu erröthen. — Ich habe diesen durch mein Beyspiel zur Aemsigkeit; — durch Ermahnung diesen zur Standhaftigkeit, und jenen durch Unterstützung zum Fleiße und Daubarkeit ermuntert.

Dieses ist die Wohllust, die du empfinden wirst, mein Sohn, wenn du dir das Zeugniß geben kannst, daß dein ganzer Bedacht war, deine Mitbürger zu bessern; aber diese Wohllust findet sich nicht unter den Mauern, wo oft ein unüberlegter Misbrauch der Freyheit in Ketten seufzet; nicht, wo die Unschuld oft mit dem Laster vermengt dem Kummer und dem Elende zur Beute ist; nicht in den Finsternissen des Kerkers, wo das schreckliche Gewinsel des Elenden eine fühlbare Seele entfernen soll.

Begleite mich in die unterirdischen Gewölbe, wo eine ewige Nacht den lasterhaften Bürger verhüllt: — Setze dich einige Augenblicke in die Stelle des Richters. — Betrachte dort einen Mörder, der von dir den Ausspruch des Todes erwartet. — Was für ein schrecklicher Gegenstand würde er für dich seyn, wenn dir dein Herz vorwerfen kann: Zittere, Elender! du bist Schuld an seinem Laster. Würdest du eine heitere Stirne der blassen Miene des Räubers entgegen setzen, den die Furcht des

Todes und Verzweiflung umringt? Und würdest du nicht ertattern, wenn du ihn zum Verbrecher gemacht hättest? Wenn der Müßiggang, welchen du nicht entfernt hast; — wenn die Noth und der Hunger, welchem du nicht gedacht hast vorzubeugen; — wenn endlich die vernachläßigte Erziehung, vor welche du nicht gesorgt, die Ursache seines Verbrechens wäre?

Ich bitte dich, mein Sohn! wenn je das Gefühl der Menschlichkeit in deiner Brust nicht vollends erstickt ist; — wenn die Pflicht einen Eindruck auf dein Herz macht, schone, wenn du einmal dem Staate als eine Obrigkeit vorstehst, schone das Blut des Bürgers, und laß ganz dein Geschäft seine Verbesserung seyn. — Beuge den Irrthümern vor; denn die Laster sind oft nichts als Irrthümer, die das Herz in Ausübung bringt.

Ich würde mich weit von meinem Entzwecke entfernen, wenn ich die Laster, die die gemeine Sicherheit des Staats und die öffentliche Ruhe stören, als gemein ansehen wollte. — Ich bin gezwungen, unter den Lasterhaften einen Unterschied zu machen, obwohl ich glaube, daß das Laster eines Großen, der sich durch mörderische Pulver den Weg zur Erbfolge bahnet, mit dem Laster eines Meuchelmörders in gleichem Grade verwandt ist.

Mord, Raub, Diebstähle sind die Abentheuer, die die gemeinen Unordnungen in dem Staate hervorbringen, und die unglücklichen Opfer solcher Leidenschaften füllen die Schädelstätte an.

Wer ist aber diese elende Menge, die der Arm der Gerechtigkeit stürzt? — Es sind arme, elende Leute; — Leute, ohne Erziehung und Grundsätze, — mehr unsers Erbarmens, als des Hasses würdig, und mehr einer Verbesserung als des Todes werth.

Der Reiche ist es nicht, der ein Räuber wird, denn er fühlt keine Dürftigkeit, — und seine Laster verhüllt oft ein vom Golde schimmerndes Kleid der gemeinen Aufsicht, das man so leicht durch den zerrissenen Kittel des Elenden gewahr wird.

Die Thränen steigen mir in die Augen, wenn ich den so wichtigen Theil des menschlichen Geschlechts, den Geringen, betrachte, — wenn ich den Armen unter der Last der Arbeit schwitzen sehe, und bedenke, daß ich von keinem bessern Stoff bin, als er.

Die Verachtung seines Standes, der so ehrenswürdig ist, der Müßiggang des Reichen, der sich der Menschen Obliegenheit, des Fleißes entzieht, — weil er durch die Hände ernährt wird, die er verachtet; — Sein Ueberfluß, der den Armen seine Dürftigkeit fühlen läßt, machen den Geringen seines Lebens verdrüßig: — er glaubt sich niedrig, und ein Sklav zu seyn, — und vermeynt, daß die Glückseligkeit in dem Ueberflusse, und in der Wohllust bestehe, und wer ist Schuld an seinem Irrthume? — Er sieht sich von Leuten umrungen, die er vernünftiger glaubt, als er ist, und die bey aller Vernunft, die er ihnen

zueig-

zueignet, den Müßiggang und der Wohllust pflegen. — — Von falschen Grundsätzen getäuscht wird er zum Verschwender, und aus dem Verschwender zum Böswicht. — Er sieht sich die Früchte seiner Arbeit von der Härte der Eigenthümer täglich entrissen; die wenige Lust seiner Ersparung durch den Eigennutz der Verwalter und Aufseher entfremdet, und sein Vermögen von den übertriebenen Frohndiensten entkräftet. Mancher, der der beßte Vater der Familie wäre, — den seine Kinder zum arbeitsamen, und sein Weib zum tugendhaften Landesmann machten, diesen macht die Härte und die Verachtung seines Standes zum Verbrecher. Ueberdrüßig seines Elendes entreißt er sich den Armen seines Weibes, entflieht dem Jammer seines Hauses, und sucht in der Schenke durch den Taumel die Zufriedenheit zu ertrinken. Betrunken kehrt er zurück, fällt unter muthwillige Raufer, und wird aus Unglücke zum Mörder.

Dieser Augenblick entreißt den Kindern einen Vater, dem Weibe einen Mann, dem Staate einen Bürger. Er ist ein Mörder, setzen wir, er ist schon zum Tode verdammt.

Was für eine Bewegung verursacht dieser Fall in deiner Seele, mein Sohn! — Ich weiß gewiß, daß du mehr, als dieser Unglückliche, leiden würdest, wenn er aus deinem Munde vernehmen müßte, daß er sterben sollte.

Aber lassen wir ihn dem Lauf der Gesetze über, und durchsuchen wir einige Augenblicke, was seit der Zeit, wo er in die Hände der

Gerech-

Gerechtigkeit fiel, in seinem kleinen Hause vorgieng.

Wir werden Thränen der unglücklichsten Kinder fließen sehen, die Niemanden hatten, der ihnen Brod verschaffte; aber diese Thränen flossen schon lange, ohne Jemanden zu rühren. — — Nun sind sie gezwungen, das Brod vor den Thüren zu suchen, und von andern Mitgesellen ihrer Armuth, wenn sie gut waren, verdorben zu werden; und es bleibt ihnen die traurige Zukunft, daß sie durch die Schärfe der Gesetze, wie ihr Vater, ihr Leben enden müssen. — — So viele Unglückliche hangen von dem Sturze eines Einzigen ab; — und die Ursache so vieler Unglücklichen können wir seyn, wenn wir in unserm Amte den Geringern verachten, und wenn wir seine Bedürfnisse nicht unterstützen. — Erleichtere man ihm seine Pflichten, und man würde ihn tugendhafter machen, wenn man ihn glücklicher machte; und er würde oft schon glücklicher seyn, wenn er minder verachtet wäre.

Ich darf dir nicht erst sagen, mein Sohn! daß uns schon die natürlichen Pflichten verbinden, den Geringen zu ehren; dein menschenfreundliches Herz selbst überzeugt dich davon. — Du weißt, daß sein Fleiß, der ihm die Kräfte mit dem Pflug und der Arbeit theilen heißt, die Pflege des Landes, und den Ackerbau erhält. Ja selbst seine Leidenschaften, wenn sie in ihren Schranken erhalten werden, machen ihn ehrwürdig. Die Härte seines Körpers macht ihn zu den Beschwerlich-

keiten

keiten der Arbeit unempfindlich, vor welchen der Zärtling in Städten zittert. — Die Einfalt seiner Sitten ist die Stütze seiner Ehrlichkeit; — da den Witzling die Furcht einfältig zu seyn zum Thoren macht. — Sein Hang zur Liebe giebt uns an seinen Kindern Beschützer, und in Städten Wohllüstlinge, die Tugend und Unschuld entehren.

Ihr, wer ihr auch immer seyn wollt, die das Vorurtheil bis zur Anbethung des Stolzes erniedrigt; ihr, die ihr das Ansehen nur für Bewunderung, und die Geburt für Ruhm haltet, — wenn ihr dem Niedrigen die Ehre entzieht, seyd menschlich genug, ihm Dankbarkeit zu gönnen. — Seine Sparsamkeit, ihr Reichen, ist die Ursache eurer Verschwendung, und ohne seiner Arbeitsamkeit würdet ihr dem Müßiggange nicht pflegen. — Seyd dankbar, ihr werdet ihn ehren. Wenn die Menschenliebe, wenn die Tugend nicht genug Gewalt über eure Herzen hat, so soll der Eigennutz, die Selbstliebe soll euch bewegen.

Ehrt und unterstützt den Geringen, und eine größere Anzahl wird sich den niedrigen Arbeiten weihen; — eine größere Menge wird bey dem Pflug für das Wohlseyn des Landes schwitzen, und dem Müßiggange würde in vielen gesteuert seyn.

Niemand liebt die Verachtung, und jede haben nicht richtige Begriffe genug, zu überdenken, daß die Verachtung nur dem Laster gebühre. — Die Verachtung entfernet sie von dem Pfade der Tugend, und verleitet sie auf Irrwege,

und da sie die Verachtung zu fliehen suchen, finden sie selbe mit ihrem Untergang.

Wer ist der Mann, der dort in der niedrigen Hütte wohnt, der dem Vernünftigen, je weniger er prächtig ist, desto verehrungswürdiger scheint? — — Ist es nicht der Niedrige, dem sein gutes Herz die Pflichten seines Standes theuer gemacht hat, — dem seine Beschäftigung die Landesarbeit, und seine Unterhaltung die Erziehung seiner Kinder ausmacht? — — Verborgen lebt er im Dunkeln, und das Auge des Weisen entdeckt ihn ohne Gefolge; ohne Aufzug wird er ihm aufmerksam; — denn dieser zählt nicht die Diener, die dem Reichen folgen, sondern Tugenden und Verdienste, die auch den Niedrigen begleiten. — Nähern wir uns auch diesem Gegenstande. — — Wie ehrenswürdig, mein Sohn, ist diese Hand, die so viel beschwerliche Arbeiten unternommen! — Wie göttlich dieses Haupt des ehrlichen Greises, das mit so vielen Verdiensten in Armuth und Verachtung grau geworden.

Ich beschwöre dich, mein Sohn, liebe den ehrwürdigen Landsmann, so gering er immer seyn mag; durch Liebe, durch Verehrung kannst du ihm die Härte seines Standes angenehm machen, und seine Pflichten durch Unterstützung erleichtern.

O entzückende Stimme der Menschenliebe! — hättest du in allen Fällen die Neigung gegen die Unterstützung des Geringen geäußert, — und du würdest eine Anzahl Bürger dem Untergange entrissen haben; und, anstatt daß deine Vernach-

läßi-

läßt; ung die traurige Quelle so vieler Unglücke ist, so würde deine Erfüllung die ruhige Frucht der bürgerlichen Sicherheit seyn.

Es ist nicht genug, mein Sohn, den Geringen zu ehren; er begehrt auch von dir unterstützt zu seyn; — von dir, den Adel und Geburt zur Antretung der Güter deines Vaters berufen; — von dir, den der Staat zum Aufseher, zum Pfleger und zu einer Obrigkeit bestimmet.

Der Mangel an Unterstützung ist oft die Ursache so vieler Laster. — Die Gleichheit eines jeden Standes kann mit der Verfassung eines Staats itzt nicht mehr bestehen; aber glücklich können wir alle seyn. Denn der Niedrige in einem Staate ist eben der Hauptanlage nach das Geschöpf, was der Große ist. — Er hat Güter der Seele, Güter des Körpers und des Lebens, der Ehre und des Eigenthums. — Die Liebe zur Sicherheit hieß ihn in eine Versammlung treten, und er übergab seine Rechte und Gewalt andern, über ihn zu herrschen, weil er ruhiger seyn wollte. Freywerband er sich, uns zu gehorchen, und aus diesem Verbindnisse erwächst auch die Pflicht, daß wir sein Glück besorgen müssen. Die Liebe für sein Wohlseyn muß sich verhältnißmäßig auf seine Güter beziehen; wir müssen ihn nach dem Maaße, nach welchem er ihrer fähig oder bedürftig ist, in den ruhigen Besitz seiner Güter setzen, — erhalten, — und seinen Wachsthum vermehren.

Was für ein hohes, was für ein göttliches Gut ist die menschenfreundliche Neigung, — die

Unterstützung des Niedrigen! — Welche entzückende Nahrung für ein edles und fühlbares Herz! — dieses läßt sich nur empfinden. — — Aber wie wenig Reiz, wie wenig Würde hat es in den Augen eines Unverständigen! — Diesem ist nicht einmal mehr eine empfindliche Kränkung für sein Herz, das gegen den Werth der Tugend gleichgültig geworden. — Er macht sich selbst das Geständniß, daß er von den Grundsätzen abgewichen ist, die nach seiner eigenen Ueberzeugung die unveränderliche Regel seiner Handlungen seyn sollten, ohne zu erröthen. Er bringt Täge zu, die er der Wohllust und der Verschwendung weiht, — wird geizig, wenn er je was zur Unterstützung eines Dürftigen beytragen sollte. Es beseelt ihn der Gedanke nicht, daß er sein eignes Glück durch das Glück des Unterhans befördere. Er ist taub bey seinem Flehen, wenn er bey seinen Füssen Erbarmen sucht. — Stolz darauf, jede Regung des Mitleidens zu ersticken, bedenkt er nicht, daß der Mangel der Unterstützung die Ursache ist, warum so viele Elende lasterhaft werden.

Ist es nicht die Grausamkeit der Pächter und Obrigkeiten, die den Segen der Ehe so vielen Armen zur Quaal macht? — Da kann ein Vater durch die Arbeit seiner Hände seinen Kindern nicht so viel Brod schaffen, daß sie den Hunger stillen könnten. — Er wird durch das erbärmliche Geschrey seiner Kinder täglich gefoltert; — die Stimme der Natur läßt sich nicht unterdrücken; — er sucht Hilfe, sucht Unterstützung in unsern Ar-

men, — und wir — sind grausam genug ihm beydes zu verneinen. — Trostlos, verzweifelnd kehrt er zurück, und mit dem beßten Herzen wird er zum Diebe. — Hätte er minder Empfindung; liebte er weniger seine Kinder, so würde er in diesem Gesichtspunkte auch weniger lasterhaft seyn.

Man erleichtere die Ausübung seiner Pflichten durch Unterstützung, und eine Menge schädlicher Vorurtheile wird verschwinden. — Der Ackerbau und die Arbeiten werden blühen. Der häusliche Segen wird uns tausend Hände geben und die ländliche Zufriedenheit tausend Herzen zur Arbeit schicken.

Aber welche schändliche Vorurtheile, mein Sohn! entfernen uns von der Pflicht, den Geringen zu unterstützen, und erniedrigen uns bis zur Verachtung. — Ich will hier nicht geredt haben von den Vorurtheilen der Geburt und des Standes, wodurch wir unsern Mitbürger von den gemeinschaftlichen Rechten und der Gesellschaft ausschließen. — — Ich will die unglücklichsten Personen des Staats übergehen, die die niedrigsten Verrichtungen auf sich genommen, und dafür mit Unehre und Verachtung belohnt sind. — Ich will nicht erinnern, daß sie auch Glieder der Gesellschaft sind, die sich vereint haben, mit zusammengesetzten Kräften das gemeine Beßte zu erreichen, und daß sie aus eben diesem Grundsatz das Recht fordern können, das wir haben. Diese Leute wollen wir ihrem Schicksale überlassen, und

nur mit einem flüchtigen Blicke die Menge der Diebe und Räuber beobachten, die durch den Müssiggang nicht lasterhaft geworden wären, wenn ihnen die Vorurtheile der Geburt und des Standes nicht die Arbeit entzogen hätte. —

Aber in diesen Gränzen halten sich die schädlichen Vorurtheile noch nicht: — Sie werfen Blicke der Verachtung über alles, was mit der Arbeit sich nähren muß, und was sich den schändlichen Lastern der Ueppigkeit und Verschwendung entzieht.

Die Ueppigkeit ist die Mutter vieler Verbrechen; denn sie gebiert Bedürfnisse, — Bedürfnisse den Geiz, der, um sich zu sättigen, die Zuflucht zur Unterdrückung des andern nimmt.

Es mag die scheinbare Bündigkeit eines Hume die Ausschweifungen der Ueppigkeit immer vertheidigen, daß sie vortheilhaft für den Staat sey; die rechte der Wahrheit und der Tugend entdecken die unausbleiblichen Folgen, daß sie das Verderben und der Untergang der Staaten sey.

Hüte dich vor diesem schädlichen Laster, was für eine Stelle du auch einmal vertretten wirst. Es befördert den Sturz deines Mitbürgers: — dieses Laster raubt dem Landmanne die Ehre, und dem Niedrigen die Unterstützung. — Die unersättlichen Begierden, die sie verursacht; die kostbaren Geräthe, und der Aufwand: alles begehrt die Nacheiferung nach Reichthum, und die Nacheiferung wird Eigennutz und Habsucht. — Denn müssen alle Arten von Tugenden und alle Begriffe

von Ehre und eitle Nämen seyn; ja, es wird die Ueppigkeit, wenn sie einmal eine unumschränkte Macht über unser Herz gewinnt, die Empfindungen der Natur und der Menschheit ersticken.

Voll schändlicher Ungeduld wird mancher das Geld von seinen Unterthanen erpressen, — wenn die Verschwendung die jährlichen Einkünfte übersteigt. — Umsonst weint der Unterthan, — vergebens schützt er die Misjahre, die Vielheit seiner Kinder vor; es macht keinen Eindruck. — Wo dieses Laster herrscht, opfert man die Pflicht, die man seinem Landsfürsten schuldig ist, die Ehre und die Tugend durch Betrügereyen und List seinem Eigennutze und Vortheile auf.

Man unterdrücke dieses Laster; der Geringe wird geehrt und unterstützt seyn, und die Ehre und Unterstützung werden die Pflichten seines Standes erleichtern, und die Erleichterung seiner Pflichten wird zur Vorbeugung der Laster dienen, wenn du selbe einmal als ein wichtiges Glied des Staates mit der nützlichen Arbeit verknüpfest, daß du dem Bürger alle mögliche Anreizungen zum Guten durch Beförderung der Erziehung und dein eigenes Beyspiel verschaffest, — und die Gelegenheit zum Laster durch die genaueste Erfüllung unserer gnädigsten Landesverordnungen entfernest.

Erziehung und Beyspiel haben gewiß den stärksten Einfluß auf unsere sittlichen Handlungen. Unsere Natur ist mehr zum Bösen geneigt, und derjenige müßte von ihr sonderlich begünstigt worden seyn, der ohne Hang zum Verbothenen seiner

Gemüthsart nach tugendhaft seyn würde; es müßten selbst die Theile und Säfte seines Körpers so vermischt worden seyn, daß sie nie zu einer allzustarken Empfindung und Hitze aufwallen könnten. — Wir sehen, daß wir als Kinder in einem Zustande sind, aus dem wir die Nothwendigkeit einer Erziehung aus unsern Bedürfnissen abmessen können, und unser künftiges Glück oder Unglück, unsere Tugenden oder Laster sind die unzertrennlichen Folgen davon.

Würde mancher frühzeitig zu den frommen Empfindungen der Menschenliebe, des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Freundschaft gebildet worden seyn, und das zarte Gefühl des Guten würde den schädlichen Saamen der Leidenschaften vertilgt haben; — die Mordsucht und Rache würde von der Menschenliebe, der Müßiggang von der Arbeit, die Habsucht von der Zufriedenheit mit Wenigem, besiegt worden seyn.

O glücklich diejenigen, deren kostbare Aeltern den Werth der Erziehung erkannt, — die keine Sorge, keinen Aufwand gescheut haben, ihr Glück zu besorgen. Was für Dank ist ihnen der Staat nicht schuldig? Er hat durch sie das trefflichste Geschenk bekommen. Menschen, Bürger, Tugendhafte. Aber noch glücklicher, wenn der, dem die Geschäfte nicht zulassen, seine Kinder selbst zu erziehen, einen Mann findet, dem er die Aufsicht und Bildung seiner Kinder anvertrauen kann.

Aber wie weit scheint dieses Glück der Erziehung von dem Niedrigen, und dem Landmanne ent-

entfernt zu seyn! Er hat Aeltern, die selbst ohne Erziehung und Grundsätze sind. Was für Begriffe von Tugend und Laster bringt man ihm bey? Wächst er nicht unvernünftig wie das Thier auf? Und wie viele Menschen ohne Erziehung sind nicht Thiere? Unrichtige Begriffe von Recht und Unrecht, die bösen Beyspiele, alles leitet ihn auf Irrwege. Und ist er darum unsers Hasses würdig, weil er nicht das Glück hatte, erzogen zu seyn, wie wir? Er fühlt die Dürftigkeit, er fühlt seine Blöße; er will bekleidet seyn, — und raubt: Er hat Hunger, und stihlt sich Speise, und sein wiederholtes Verbrechen wirkt ihm endlich den Tod.

Hat nicht der Weltweise selbst lange Bemühungen des Herzens und die deutlichste Ueberzeugung des Verstandes nöthig, bis er die Scheingüter von den wahren zu unterscheiden weiß? — Und wir verlangen dieß von einem Menschen, der gar keine Erziehung hat? — Ist dieser Mensch so strafbar, als er scheint? — Muß man nicht richtige Begriffe vom Laster haben, um lasterhaft zu seyn? — Die Erziehung, die Beyspiele machen die Stimme des Gewissens rege, und geben den Unterschied, was gut, und nicht gut ist. —

Sohn! wenn du einst die Stelle eines Beamten, eines Auffehers begleiten wirst, laß dir die Erziehung des Geringen angelegen seyn! aber wie, wirst du mir erwiedern, soll man so viele Glieder einer ganzen Gemeinde erziehen? — Man müßte einem jeden einen Hofmeister stellen, der ihn in den Gesetzen der Rechtschaffenheit unterwie-

se. — Nein! — — So müßte man Schulen halten, wo ganze Gemeinden unterrichtet würden? — Auch dieses nicht. Es ist nur nöthig, daß diejenigen, die der Gemeinde die unentbehrlichsten und erhabensten Wahrheiten zu verkündigen schuldig sind; — — daß diejenigen, welchen das Wohl so vieler Unterthanen in ihren Pfarreyen anvertrauet ist; — daß sie sich der Größe ihres Amtes, der Rechtschaffenheit, die sie erwartet, und des Nutzens, den sie dem gemeinen Wesen schaffen können, erinnern möchten.

Halt die Geistlichkeit durch Behauptung deines obrigkeitlichen Ansehens an, daß sie in den öffentlichen Gottesdiensten und Zusammenkünften die Grundsätze der Moral erweitere; daß sie den Unterthanen die Pflichten gegen Gott und gegen den Nebenmenschen kennen lerne. Sie soll von der Mäßigkeit, von der Arbeitsamkeit, von der Geduld, von der Gutthätigkeit reden. — Sie soll ihnen die Dienstfertigkeit, die Friedseligkeit, die Geduldsamkeit empfehlen. — Die Priester sollen den Unterthan von dem Nutzen der Tugend überzeugen, und von dem unentbehrlichen Einflusse derselben auf ihr Vergnügen und Glückseligkeit.

Dieser Unterricht wird dem Geringen statt der Erziehung dienen, und dieser Unterricht muß oft wiederholt werden; denn je öfter dieser Tugenden gedacht wird, desto unauslöschlicher werden sie auch; — und je stärker und triumphirender die Macht der Tugend über das Herz wird, desto schneller erwacht sie in allen Umständen, wo ihre

Wirkungen zu unserm wahren Glücke nothwendig und unentbehrlich seyn mögen. Man erzähle ihnen die unglücklichen Folgen der Laster, und befestige sie durch einen traurigen Blick auf ihre Wirkungen in dem Abscheu gegen dieselben, wenn er durch sittliche Unterredungen erweckt worden ist. — — Wenn zu diesem Unterrichte der Geistlichkeit, welchen ich die Erziehung des Geringen nenne; wenn dein gutes Beyspiel, mein Sohn, als Beamter, als Obrigkeit hinzutritt, das den heftigsten Eindruck auf das Herz macht, so wird der Geringe den Weg der Tugend freudiger antreten, weil er sehen wird, daß er kein einsamer, unbetretener Weg ist; — und seine Verbesserung wird nicht um einen geringen Grad erleichtert werden.

Beyspiele haben oft mehr Kraft, als bloße Lehren, wenn sie auch noch so beredt vorgetragen werden. — Sie verbessern, sie überzeugen, sie entflammen das Gemüth, und die Bewegung, in welche es gesetzt wird, ist die Nacheiferung. — Wenn also durch Erziehung, durch Beyspiele die möglichsten Anreizungen zum Guten dem Bürger verschafft sind, so entferne man nur die Gelegenheit zum Laster, daß die Tugend nicht in ihrem Keime erstickt wird. — Man wird wenig Lasterhafte finden, wenn die Gründe der Rechtschaffenheit in dem Herzen des Bürgers befestigt sind, und so werden auch alle Gelegenheiten des Lasters ihren Umsturz nicht vermögen.

Feindschaft, Habsucht, Trunkenheit machen den Menschen zum Mörder; — Müßiggang und Noth

zum Diebe. — — Wenn diese schädlichen Quellen gestopft sind, die die vergifteten Dünste einer ansteckenden Seuche verursachen, so wird auch die sittliche Genesung des Bürgers hergestellt seyn. — Denke nie, mein Sohn! nur das schädliche Glied vom Körper zu reißen, sondern sey mehr für seine Genesung besorgt. Durch gute Erziehung und Unterricht, durch Beyspiel und Aufmunterung zur Tugend wird der Feindschaft, der Habsucht, der Trunkenheit gesteuert seyn.

Die wohlgeordnete Polizey wird die weitere Gelegenheit, dem Mörder und Räuber durch die Vorsicht entfernen. Es sind die weisesten Anordnungen im Lande, die persönliche Sicherheit zu stützen. — Die Vorsehung wegen Verkaufung des Gifts und anderer schädlicher Materialien; das schärfeste Verboth des Zweykampfes; die gnädigsten Anordnungen, den Müßiggang und Bettel zu heben; — alles zielt auf das gemeine Wohl und Beßte ab, und erwartet von dir, mein Sohn! daß du diese landesherrlichen Gesetze in deinem Amte mit Blut und Leben unterstützen sollst, und daß durch diese Unterstützung das Angedenken der väterlichen Sorge unsers gnädigsten Landesherrn allen Staaten zur Aufmunterung diene, die gemeine Glückseligkeit und das Wohl der Unterthanen zu befördern.

Theuerster Sohn! weihe dich mit ganzen Kräften dem Staate und dem Fürsten; aber denke, daß in jedem Stande Menschen und Bürger sind. Laß deinen Ruhm nicht eine unzählige Menge Kri-

minal-

minalakten seyn, mit welchem du umschanzt bist. — Mache dir keine Ehre daraus, viele dem Tode geliefert zu haben, um die Sicherheit des Staats zu befestigen; sondern dring auf das angenehme Zeugniß eines fühlbaren Herzens, daß du den nämlichen Endzweck, die Sicherheit, durch die Verbesserung deines Mitbürgers erhalten hast. Setze dich allezeit in die Stelle des Schuldigen, und übereile deine Urtheile nicht. — — Es giebt hundert mildernde Umstände, kraft welcher der Gelassene die That anders ansieht, als der Jähhitzige. Der gar zu große Eifer, dem Staate in solchen Fällen Sicherheit verschaffen zu wollen, schadet oft mehr. — Er verliert bey jedem Glied, das ihm geraubt wird. — Der Bürger ist den Kaufmannsgütern gleich; man giebt sie den Fluten preis, wenn es die höchste Gefahr erfordert, die mehrern zu retten, und da kann man es nicht ohne Ueberdruß und ohne Verlurst thun.

Wenn dich die Gesetze zu strafen verbinden, so strafe, aber mit Widerwillen. Vernachläßige keinen Versuch, deinen Mitbürger dem Untergange zu entreißen.

Ja, mein Sohn! deine Liebe für den Fürsten und das Vaterland ist mir Bürge, daß dich der edle Trieb beseelen wird, verbesserte Herzen zu den Füßen unsers Landesfürsten zu bringen, die mit uns neue Bewunderer seiner Güte und seiner Größe ausmachen werden.

An Aurelia,
die in ein Kloster gehen will.

Du! welche die Natur bestimmt hat, das Glück eines Gattens zu machen, die Wonne mütterlicher Zärtlichkeiten zu schmecken; wo eilest du hin? — Gute Aurelia! warum steigst du in voller Blüthe des Lebens in dunkle Krüfte hinab? — — Der Liebe bist du dein Daseyn schuldig. Sie gab dir eine Mutter; es ist Pflicht für dich es zu werden. — Gieb der Natur das zurück, was du von dieser empfangen hast: überlaß dich dem süssen Triebe, den sie dir einflößet.

Wenn der Himmel, Aurelia! Holdseligkeit in deine Augen legte, Annehmlichkeiten in Fülle über dein Antlitz ergoß, süße Wonne über deine Lippen einströmen ließ, so geschah es, um den wilden Sinn des Mannes zu zähmen, um ihn zur Vernunft zurückzuführen; es geschah zu seinem und deinem Glücke. Giebt es wohl ein rührenders Schauspiel, als eine zärtliche Mutter von tugendhaften Kindern umringt, deren Glück sie macht. Wonneselig dringen sie sich um sie; einige schlingen ihren unschuldigen Arm um ihren Nacken, lächeln liebevoll ihr zu; andere umfassen ihre Knie, oder drücken tausend Küsse auf ihre Hände, die sie aus allen Kräften festhalten. Durchdrungen, erweicht, vergißt sie alle ihre Leiden; sie ist dafür nur mehr dann zu belohnt; beantwortet mit

Lächeln ihre unschuldigen Liebkosungen, und ihr Herz schwimmt in der reinsten Wohllust.

So komm Aurelia in jene gräßliche Kerker, wohin der Aberglaube sein Opfer schleppt. Sehe einen Trupp zarter Jungfrauen durch den Zauber ihrer Gestalt zur Liebe bestimmt. Bläße deckt ihre Stirnen; beym düstern Scheine einer traurigen Lampe schleichen sie mitten in der Nacht einher. Noch sieht man auf ihren gefalteten und entfleischten Wangen Spuren der Thränen, die sie im Finstern vergossen.

Wenn doch wenigstens die holde Freundschaft einigen Trost in diese unglücklichen Herzen gösse; doch mit nichten: nur Stolz, Haß und Wildheit bleibt ihnen übrig. In diesen verhaßten Absonderungsörtern hat die schwarze Zwietracht ihr Reich errichtet; unaufhörlich läßt sie ihre gräßlichen Schlangen hier zischen; sie gießt ihr Gift in die Herzen Aller; nichts entgeht ihrer rasenden Wuth. Ihr unglücklichen Schlachtopfer eurer Unvorsichtigkeit oder der Grausamkeit ihrer Aeltern! umsonst hebt ihr eure thränenvollen Augen gen Himmel; umsonst schüttelt ihr wüthend die verhaßten Fesseln, die eure Hände lasten. Nie, nie werdet ihr die wonnigliche Luft der Freyheit und des Glücks athmen; fürwahr nie! Der Tod nur allein kann euch der Natur wieder geben. — dieser Tod, wie gräßlich ist er nicht? — Ohne Beystand, ohne Aeltern, Angehörige, Freunde, auf einem elenden Lager sehe ich eine von jenen Unglücklichen ihren Geist aufgeben. Ihre Gespie-

linnen stehen rings um sie, und richten mit frostigem Tone und Herzen vergeblich Gebethe für sie gen Himmel; reichen ihrer erschrockenen Seele die kläglichen Zurüstungen des Todes dar, und beschleunigen durch ihr grausame Sorgfalt ihre letzten Augenblicke. Sie giebt den Geist auf; kein Freund, kein Gatte, kein Sohn hat ihren letzten Seufzer empfangen, hat ihr ohnmächtiges Haupt unterstützt, ihre letzten Umarmungen gesucht; — keine Thräne hat ihre blasse und eisigte Hand benetzt. Ihr Tod ist für ihre Gespielinnen ein Fest; lächelnd theilen sie ihren elenden Nachlaß unter sich.

O Aurelia! überlege — und wähle!

Aureliens Antwort.

Ich las deinen Brief, überdachte deine Beweggründe, und durchsah nochmal mein Herz, und das Innerste meiner Seele, und noch immer bin ich entschlossen, diese Welt zu verlassen, und den Rest meiner Lebenstage in einem Kloster zuzubringen. Deine Gründe, beßter Freund! die du mir sagtest, sind nicht hinlänglich, mich in meinem Vorsatze wankend zu machen. Glaube mir, guter Timon! ich überdachte alles reif, als ich wählte; ich weis, daß überall Menschen sind, Menschen mit Leidenschaften; ich weis, daß Stolz und Eigenliebe uns immer begleiten, und daß sie auch innerhalb der kleinen Welt von vier Mauern so herrschen können, wie in diesem weiten Um-

raume

raume des Weltalles. Allein, warum sollte mich dieses hindern? Giebt es nicht in jedem Stande gute Seelen? Legt man denn die Menschheit ab, wenn man sich von der Welt entfernt? Das, was du mir von dem Kloster sagtest, könnte ich dir von jedem Stande auch wieder zurück sagen. Sage Timon! könnte ich mir nicht sagen: Heurathe nicht, Aurelia! Siehe um dich her, wie viele Wohllüstlinge auf dich lauern, um dich unglücklich zu machen; sie lieben dich nicht, sondern dein Geld. — Sind die unglücklichen Bande geschlossen, so wird dein Liebhaber dein Tyrann. — Du wirst in Mitte des gesellschaftlichen Lebens wie in einer Einöde seyn. Du wirst Kinder haben, und der Vater wird sie verlassen: du wirst deine Arme nach deinen Gatten ausstrecken, und er wird sein Gesicht von dir wenden, und sich Beyschläferinnen um dein Heurathgut halten, — so wirst du, wie an einem Todtengerippe gebunden, im Elend deine Täge verleben müssen; und wenn der Tod deine Augen schließt, so wird freudiges Lächeln auf dem Munde deines Mannes seyn, der mit Ungeduld deine letzten Athemzüge erwartet. — So könnte ich auch sagen, Timon! — Aber Vorurtheil wäre in dieser Sprache. Jeder Stand kann gut seyn; jeder Stand kann für den Menschen böse werden: man muß niemals überhaupt von der Sache reden. Es ist richtig, wer ohne Ueberlegung, wer mit Zwang oder Leichtsinn die Schwellen der Klöster betritt, gleitet vielleicht zu dem Abgrunde seines Verderbens; aber es kann

uns auch reife Ueberlegung zum Glücke durch Wege führen, die manchen unwandelbar scheinen. Ich bin entschlossen, Timon! wenn ich auch die Welt verlasse, wie man zu sagen pflegt, doch immer eine Bürgerinn des Staats zu bleiben. — Ja ich berge es dir nicht, ich wollte wünschen, daß keine Gelübde wären, sondern pur nur freyer ungezwungener Wille; weil sie aber sind, so werden sie doch meine guten Gesinnungen nicht ändern. — In jedem Stande, wo Menschen sind, kann man Gutes thun. Ich werde in einer kleinern Welt thätiger seyn, aber nie aufhören, Menschenpflichten zu erfüllen. Lebe wohl, Timon! und sey nie gegen einen ganzen Stand ungerecht: — denke, wenn er auch nicht ganz der ist, der er für die Menschheit seyn soll, so beschuldige nicht die Schuldlosen, die in selbem sind, sondern die Unvollkommenheit menschlicher Dinge. Denke, auch die, die die Mauern der Klöstern bewohnen, sind aus dem Schooße deines Vaterlandes; — sie hören nie auf deine Mitbürger zu seyn. — Der Staat wies ihnen einmal diese Oerter an; warum willst du ihrer spotten? — Es giebt in jedem Orte gute Menschen; — — sie haben Ansprüche auf dein Herz; — der Mensch bleibt Mensch — trägt er Hut oder Perüque, Schleyer oder Kapuze. — Lebe wohl, Timon!

Deine Freundinn

Aurelia.

Meine

Meine Klagen über die Menschen, geschrieben nur für die, welche Herzen mit Gefühl haben.

Einsam wandle ich umher, wie ein Jüngling in mitternächtlichen Stunden, der mit gränzenlosem Kummer das Grab seiner Geliebten besucht, und mit Thränen im Auge die Sterne besieht, und um zärtliches Theilnehmen fleht zu des Mondes unbekannten Bewohnern.

O ihr! deren seliger Geist die Last dieses Körpers verlassen; — o ihr! die ihr der Gottheit nahe die Freude der Geister genießt, und die Belohnung der Tugend, sehet von diesen Welten herab, die ober mir glänzen, und wenn ihr Theilnehmen fühlet für Die, die die Hülle des Wurms noch tragen, so flistert Stärke meinem sinkenden Geiste zu, und Muth meiner niedergeschlagenen Seele.

Ihr habt diese Wüsteneyen durchwandert, die Gefahren überstanden, die in diesem Welthale auf den Sterblichen warten. Ihr habt den Streit der Tugend gekämpft, den Sieg erfochten, — und ich bin noch da auf dem Kampfplatze — noch da, wie ein Krieger, der verwundet unter tausend Getödteten liegt keinen Augenblick sicher, ob nicht des Feindes tödtender Pfeil ihn gänzlich entkräftet.

Wo ist mein Helm — wo mein Schwert, wo meine Rüstung? — Bin ich nicht hier, wie

ein besiegter Sklave an den Triumphwagen des Lasters gespannt? von wilden Leidenschaften geplagt, und zur Schau des spottenden Frevlers an die schweren Ketten des Körpers geschmiedet. — Führen mich nicht täglich falsche Gelüste unter der Larve der Freundschaft auf steile Felsen und himmelhohe Abgründe hin, — und verändern dort ihre lächelnde Gestalt, um mich wie Gespenster zu schrecken, und meinen verwirrten Geist ins Verderben zu stürzen? —

O Tugend! — o göttliche Schönheit, wo ist in diesen Wüsteneyen der Pfad, der zu dir führet! Ich taumle herum, wie eine Taube, die von dem vergifteten Gewächse des Nachtschattens (*) gekostet; die sich vergebens bemüht, die Macht ihrer Schwingen zu nützen, immer sich von der Erde erhebt, und immer wieder zurückfällt, bis der auf die Unschuld lauernde Sperber die Unglückliche würgt, — und siegend sammt seiner Beute in sein Raubnest zurückkehrt.

O Menschen! wie habt ihr diese Wonnegefühlde in fürchterliche Wüsteneyen verkehrt. Ihr habt die Rosengesträuche aus ihren Wurzeln gerissen, und Büsche von Dörnern in ihre Stellen gepflanzet. Die Nachtigall habt ihr getödtet, und wo die göttliche Stimme dieser Sängerinn einstens ertönte, da heult der Uhu sein schreckliches Lied, und verkündigt Nacht — und Verderben.

Schaudernd fährt meine Seele zurück, wenn ich eine Gegend durchwandle, in der ich auf dem sumpfig-

(*) Nachtschatten, eine Pflanze.

sumpfigten Wege einen menschlichen Fußtritt entdecke. Mensch! schrecklichster Name der Natur — kein sanfter Echo wiederhole dich nie mehr in unsern Zeiten. In schwarzen Höhlen, die keine Sonne beleuchtet, wo giftige Schlangen und Abentheuer wohnen, die gute lebende Geschöpfe zerreissen, dort will ich dich aussprechen. Mensch! abscheuliches Thier — der du über alle Lebende herrschest, um alle zu würgen. Millionen Geschöpfe fallen, um den Gaum eines einzeln zu kitzeln — unersättlich athmet er immer nach Leichen, und sein Schlund ist unersättlicher als der Rachen des Vielfraßes. Da sitzt nun das Abentheuer, das man Mensch nennt, gemästet durch das Blut unschuldiger Geschöpfe. Durch die Hände seiner Sklaven reißt er die Reben vom Weinstocke, und Trunk und Wohllust reizende Gewürze peitschen sein entzückendes Geblüt durch die glühenden Adern.

Grausamkeit erwachet durch die in seinem Körper gährenden Säfte. Er sieht noch Geschöpfe um sich; sein Magen ist voll, er kann sie nicht mehr verschlingen. — Wohlan, sagt er; so lasset uns tödten zur Lust; und man würgt, und man raset aus Vergnügen.

Vergebens flieht das unschuldige Reh ins tiefe Gebüsch; vergebens eilt der flüchtige Gäms aufs hohe Gebürge; der Tyrann aller Geschöpfe, der Mensch — eilt ihm nach, und schon stürzt blutend das unschuldige Thier zu seinen Füßen. — Ah! da lächelt es, das Ungeheuer, und weidet

sich in den sterbenden Zügen. Das Röcheln des Todes ist Musik für sein Ohr, er kehrt wieder siegend zurück, um auf neue Thaten zu denken. Ein schneller Gedanke fährt durch sein wildes Gehirn in sein noch wilderes Herz, und ganz Wuth, ganz Raserey ist jedes Glied in seinem Körper. — Schon ziehen tausend gegen tausende aus, — und würgen sich um den Platz, den ein Sandkörnchen bedeckt; — würgen, — nicht würgen, — wie sich Tyger würgen mit gleich gemessenen Kräften. Das wäre zu edel gedacht. — Was heißt das hunderte würgen? — wenn nicht tausende fallen, — so ist des Menschen Wuth noch lange nicht gestillet. Kein Wolf wünschte sich noch nie, daß alle Lämmer der Welt einen Kopf haben möchten, um sie auf einmal zu fressen; aber Menschen gab es wohl, denen es lieb gewesen wäre, wenn sie im Stande gewesen wären, durch einen Schlag die ganze Menschheit zu vertilgen! —

Wo bist du edles Geschöpf, nach dem Ebenbilde des Schöpfers erschaffen? Wo sind die Züge der Gottheit? — wo die Engelsbildung, die dich zierte? — Was seh ich? — welches schreckliche Antlitz! — fürchterlich, wie ein Gespenst gleitest du einher — und Brudermord und Unterdrückung folgen dir nach in fürchterlichen Reihen. Schlangen zischen um deine Stirne, wie um Medusens Haupt. — Deine Augen ragen fürchterlich hervor. — Deine Nase ist bleich und gespitzt. — Dein Mund verzogen. Dein Herz

schlägt.

schlägt. Deine Arme rüsten sich zum Mord. — Blut klebt an deinen Händen. —

Fort! fort von mir! — — Wo ist eine Felse, um mich vor dir zu schützen? — Wo eine Höhle, mich vor den Menschen zu verbergen. —

Ah! wer bin ich? Bin ich nicht auch aus Menschen erzeugt? — — O ja, ich bins. — Schrecklichster aller Gedanken: — ich bin ein Mensch; — habe Gefühl, habe Ueberlegung, — habe ein Haupt, das zu den Sternen empor sieht, — ein Herz, das fähig ist, Seelenschmerzen zu fühlen, den der Körper nicht kennt, — und den glücklichere Thiere, als ich bin, vermissen; — einen Verstand, alles das Unglück zu unterscheiden, das mich drücket. — Ich bin ein Mensch, erzogen in der Gesellschaft der Menschen. — O! warum bin ich nicht unter Löwen erzogen worden! — Warum hab ich nicht die Brust einer Wölfinn gesäugt? — — In Höhlen und Wäldern hätte ich alles das nicht gesehen, was mein Thränenvolles Auge unter den Menschen sah. — Da wäre ich still, wie eine Pflanze erwachsen. — Die gütige Natur hätte für meine Nahrung gesorgt. Der Sternenhimmel und die blühende Flur hätten mir einen Schöpfer verkündigt, den mein unverdorbenes Herz geliebt, — und angebethet hätte. Die Turteltaube hätte mir Eintracht und Liebe gelehrt, — und die gesellige Nachtigall die Triebe der Freundschaft. — Der Instinkt der Natur hätte mir das heilende Kraut ausgegraben, wenn durch einen Dorn meine Hand geblutet hätte, und

meine Wiedergenesung hätte meine Seele zum Wohlthun erhoben, und mir gelehret, daß Geschöpfe zu gegenseitigem Glücke geschaffen sind. — — O wie beneide ich euch, ihr unschuldigen Thiere! — — Ihr genießt die Reichthümer der Natur — und der undankbare Mensch, den des Schöpfers unverdiente Güte weit über euch erhoben hat. — entreißt sich selbst dieser herrlichen Schätze. —

Die Blume öffnet sich, und empfängt Segen aus dem Thaue, das der gütige Himmel für sein Wohl am Morgen herabschüttet; nur der Mensch ist wie eine kahle Klippe, und der Segen der Natur wirkt nie Empfänguiß in seinem felsenharten Herzen.

Der Mensch in der Gesellschaft ist böse — Ja ich behaupte es: er ist böse; und wenn Tausende gegen mich aufstehen sollten. Die wenigen Guten kann ich ja nicht mehr zu dem Haufen der Gesellschaft zählen, denn was heißet das Verhältnis von Eins zu Millionen? — Der Tugend und Rechtschaffenheit raubt man Vaterland und Gesellschaft; — verscheut fliehen sie in Winkeln umher, wie Vertriebene; — genießen kaum mehr die freye Luft, die die Natur dem Vogel gestattet.

O ihr Undankbaren! war ich nicht auch in eurem Schooße? — Warum habt ihr mich vertrieben? — Hatte ich nicht ein Herz, das fähig war, euch zu lieben; eine Seele, die Thätigkeit genug besaß, euch wohlzuthun? — Warum habt ihr mich verscheut, ihr Grausamen? — warum

mich

mich in meinen Hoffnungen betrogen? Eilte ich euch nicht wie ein unschuldiges Kind mit offenen Armen entgegen? wollte mit euch meine Freude theilen, und mein Herz von Betrübniß in eurem Schooße entladen. — Ich kannte noch nicht eure tückenvolle Seele — wußte noch nicht, daß ihr lächeln könntet — sanft lächeln, und doch Ungeheuer seyn. — Wo ist mein Freund, den ich so inniglich geliebt habe? der mein anders Ich war — wo ist er? — Ich fordere ihn von dir zurück, Gesellschaft der Menschen! Du mußt mir ihn geben. Du warst mir Bürge für gesellschaftliche tugendhafte Vergnügen. — Oder glaubt ihr wohl, daß ich je eingewilligt habe, in ein Bündniß zu treten, das mich aus den Armen der Natur riß, um mich unter Abentheuer zu versetzen? — Bürge? — was Bürge? — Ist Freundschaft unter Menschen nicht ein Gedicht? — — O was bist du gesellschaftliches Glück? — Du bist ein bloßes Ideal. — Glück? — O verbannt diesen Namen von den Wohnplätzen, die Menschen bewohnen, — Glück ist Tugend; — und wo ist die im gesellschaftlichen Leben? — — Glück, wenn je noch eines auf diesem Erdboden ist, in Wüsteneyen will ich dich aufsuchen, wo Bären wohnen, und Wölfe heulen. — Dort ist Glück; — dort trägt der Wolf keinen Schafpelz, — und der Luchs keine Pfauenfedern, um mich zu täuschen. — Dort singt keine Eule das Gesang der Nachtigall, um den unbehutsamen Vogel zu locken — und zu verschlingen. Menschen. nider-

rufet eure Verläumdungen, die ihr gegen Löwen und Tygern verbreitet, und sie der Grausamkeiten beschuldiget, ihr allein seyd grausam, mit Unüberlegung grausam. — Was auf der Welt ist, was in Lüften athmet; was Meere und Flüsse bewohnt, ist eueren Grausamkeiten unterworfen. Die Natur gab dem Tyger die Klauen, mit denen er Geschöpfe verreißt, um sich nur von dem äußersten Hunger zu retten. — Ihr aber schmiedet euch selbst zerfleischende Werkzeuge, — nicht Hunger, noch Nothwehr treibt euch an, eure Mitgeschöpfe zu würgen: — nein; — sondern Bosheit — abscheuliche Bosheit. — Ihr trinket das Blut zur Lust — und martert alles was lebt, zum Vergnügen.

O warum mußte ich euch kennen lernen, ihr Menschen? — Wäre ich in einer Einsiedlershütte erwachsen — die nie eines Menschen Fußtritt entheiligt hätte; — oder hätte mich ein gutthätiger Orang-Utang noch als Kind aufs hohe Gebürge getragen, und aus Mitleid über die Felsen gestürzt, die seine Brüder bewohnten. — — Aber nein, so mußte ich aufkeimen, wie eine Blume in einer sandigten Gegend; aufkeimen, um zu verwelken. Gefesselt wie eine Pflanze an dem Boden, in dem ich mein Daseyn erhalten. Vergebens strömt gutthätiges Thau vom Himmel um mich zu stärken. Die kahlen Klippen, die über mir herragen, entziehen mir jeden erquickenden Tropfen. Vergebens lechze ich um Erholung — mein Haupt sinkt langsam zur Erde; ich leide,

und

und sterbe. Ich sterbe. — O das ist noch der einzige Trost, der dem Empfindsamen übrig ist.

Ich sterbe. — Wie? — Welche entzückende Namen — sind Tod und Verwesung! — Ihr Freunde meines Unglücks! wie angenehm ertönt ihr in meinen Ohren! — Ich werde also einmal nicht mehr seyn. — Meine Augen werden sich schließen, — und ich werde nicht mehr den Elenden sehen; der von den Menschen unterdrückt — im gränzenlosen Kummer herumschleichet; — meine Ohren werden nicht das Klaggeschrey der Armuth mehr hören, und das Frohlocken des Stolzes. — Frey von allen Ketten werde ich selbst der Tyrannen spotten, und dem macedonischen Tollkopfe zurufen können: Bis hieher erstreckt sich deine Macht, taglanges Insekt! und nicht weiter. —

Durchs Grab eilet meine Seele in die Arme der Ruhe. — Liebkosende Träume werden die Spuren der Thränen von meinen Wangen trocknen, — und mir Freuden ins Herz hauchen, das keine Sorgen mehr zernagen. Da wird kein Leiden mehr meiner warten beym Erwachen. — Vergnügen und Ruhe ist in den Armen des Todes. — Ohne Schauder seh ich in die tiefen Klüfte hinab, und betrachte mit Freude die Erde, die meine sterbliche Hülle einst decken wird. — Da beym Gedanken der Verwesung zeichnet sich der Werth der Tugend, — und die Nichtigkeit menschlicher eingebildeter Größe.

O wie still und ruhig wird es dort seyn in der Grube. Dort stört nichts den Todesschlum-

mer. der uns im Schooße der Erde wiegt. — Sanft, sanft will ich einst schlafen, wenn beym Mondlichte auf meinem Grabhügel der Empfindsame sitzt, — und aufrufen wird: Wohl dir, der du die Leiden dieser Welt überstanden hast!

Aber wie! ich lebe noch? — Noch schlägt mein Herz, noch wallt das Blut in meinen Adern? — Könntest du aufhören zu schlagen, schwaches Herz! — Für wen schlägst du denn noch? — Hast du noch nicht Streiche genug empfunden? — Hast du noch nicht genug geblutet? — Grausames Wesen! warum fesselst du noch meine Seele an diesen Körper? — Für wen soll ich noch leben? — für wen? — Ach! was seh ich! Wer bist du? die du die Arme nach mir ausstreckest? — Armes Weib! arme Kinder! — euch hat die Natur in meine Arme geführt. — Euer Wohl will meine Erhaltung. Euer Wohl? Was kann ich euch wohl Gutes thun, wenn ich lebe? Sage! soll ich den Acker für euch pflügen? — Ich will mich wie ein Joch-Stiere an den Pflug für euch spannen lassen. — Sollte ich Steine von steilen Felsen herabtragen? — oder aber umgehauene Bäume von unwandelbaren Gebürgen herabwälzen? saget! — ich bin bereit. — Aber nein, mein Schicksal hat mir eine andere Stelle angewiesen; eine Stelle, für die mein Herz nicht mehr ist! — Armes Weib! arme Kinder! richtet euch. Armuth und Elend ist alles, was euch euer armer Vater geben kann. Sehet dort den Reichen, wie er den Elenden unterdrückt; seht, wie

sein Auge auf mich herblickt. Sein Wink ist Ungerechtigkeit; ich soll ihn unterstützen. — Ich erschrecke vor dem fürchterlichen Antrage. Der Arme flüchtet sich in meinen Schutz. — Heil und Rettung für dich, unglücklicher Mitmensch! so lange ich Leben und Seele habe. — Aber wie? Der Reiche droht mir Sturz und Verderben. Er reißt mir mein Weib, meine Kinder aus meinen Armen. — Halt Barbar! — aber vergebens. — Von der empfindlichsten Seite bestürmt er meine Seele. — Welche Wahl? ich soll ungerecht seyn, oder ich bin verloren. — Was soll ich thun? — Unglücklicher Bruder! Liebe Kinder! — Aber was wanken? Wanken ist schon ein Verbrechen. Verzeih mir Natur. Die Tugend siege. Sie siegt; — mein Mitmensch ist gerettet. Aber wo seyd ihr nun, ihr Lieben! die ich verlassen habe. Verzeiht mir, daß man in dieser Einöde der Tugend wegen grausam seyn muß. Kommt wieder in meine Arme zurück, ihr lieben Kinder! Lasset mich euch an meinen Busen drücken, theure Geschenke der Natur! — Aber wie blaß ist eure Miene, wie niedergeschlagen sind eure Augen! Ihr hungert, und ich kann euch kein Brod mehr geben. — Kommt, lasset uns in die Stadt eilen, vielleicht wird es noch einen Rechtschaffenen geben, der mit uns Mitleiden hat. — Mitleiden? — Nein, Hohngelächter werden wir hören und Beschimpfungen ertragen müssen. Welche Beweggründe haben wir wohl, ihr Lieben! daß man uns in der Stadt unterstützen soll? Thränen der

Armuth sind nicht in Pallästen heilig. Lasset uns fliehen in eine Wildniß. Lasset uns fliehen. — Eine wohlthätige Löwinn wird sich erweichen lassen, und mit ihren Brüsten uns nähren.

Ja fliehet, fliehet geschwind. Mir deucht schon, daß man uns nacheile, unsre Armuth zu misbrauchen.

Sehet dort, liebe Kinder! in die Stadt hin. Sehet ihr dort, wie ein gutes Mädchen um Unterstützung fleht. Ihr Vater war ein ehrlicher Mann. Er starb aber arm, weil er ehrlich war. Das gute Kind kannte die Menschen nicht. Man misbrauchet ihre Armuth — hintergeht ihre Unschuld. Sehet, wie der Verführer lacht, — wie er stolz auf sein Verbrechen in seinen Pallast zurückkehrt. — Lasset mich Kinder! nun will ich wieder die Einöde verlassen; will den Barbaren aus seinem Raubneste herausziehen, will — Was will ich machen? Daß Ungeheuer keine Ungeheuer seyn sollen?

So leben die Grausamen, und sollen leben; sie sollen auch Kinder haben; und ihre Söhne sollen hungern, und ihre Töchter sollen vor ihren Augen geschändet werden. Sie sollen fühlen — Aber was fühlen? Was können Herzen fühlen, die Stein sind? O Gesellschaft, was sind die Chimären deiner Glückseligkeit! Was ist unsere Aufklärung, unsere Verfeinerung, als künstliche Wildheit? Glücklich ihr, deren Sklaverey nur Ketten verkündigen, die ihr tragt. Wir haben auch Ketten; — aber sie drücken mehr, als die eurigen. Man bringt uns Grundsätze seiner Empfindungen bey, erschüt-

erschüttert unsre Nerven, und macht sie weich zu zärtlichen Eindrücken; man läßt unsern Herzen das Gefühl des Vaters, des Gattens, des Sohnes kennen, und haltet uns in Galeerenzwang durch diese seligen Gefühle.

Wo ist deine Freyheit, zärtlicher Vater! der du von Kindern umrungen bist! — Man drückt dich, man verfolgt dich. Aber hebe dein Haupt nicht empor; sieh nicht nach dem, der seinen Fuß auf deinen Nacken hält. Denn schon sind Hände gerichtet, dir deine Hütte zu zerreißen. Dein Herz empört sich, dein Blut wallt; aber was willst du thun, Unglücklicher? Wo ist deine Stärke? Sieh nun her, deine Hände sind gebunden. Weib und Kinder, Eigenthum und Heimath, Aeltern und Freunde sind deine Fesseln. Nur einen Schritt, und Verderben ist über ihr Haupt. Da sinkst du nun hin in Unmuth, — und wirst zur Memme. Leide nur, unglückliches Geschöpf! die Gesellschaft ersetzt dir dein Leiden. Sie giebt dir tausend Bedürfnisse, und raubt dir die Mittel, solche zu befriedigen. Sie ist einer Metze gleich, die dich mit lächelnden Blicken in ihre Arme lockt, und deine Säfte vergiftet.

O selige Zeiten! in denen der Mensch nur die Triebe der Natur kannte; Wo seyd ihr hin? — Zeiten, wo man sich nur mit dem Glücke von seines Gleichen beschäftigte; wo holdes Lächeln der Unschuld auf schuldlosen Lippen, und Güte und Wohlwollen in rückenlosen Augen war. — Dort welkte der vergiftete Hauch des Lasters noch nicht

alle

alle Tugenden aus der Oberfläche der Erde, und schreckliche Laster verließen noch nicht den Schooß schändlicher Leidenschaften.

Noch streckten sich schuldlose Arme zum Himmel, und heiligten durch Unschuld der Sitten die Feste der Gottheit.

Dort entheiligte kein Unsinniger noch den blühenden Hayn, und verläugnete mit stolzer Stirne die Gottheit.

Staub des Staubes, den der kleinste der Schmetterlinge von seinen Flügeln schüttelt, wie weit verführt dich dein Stolz, wie weit deine Bosheit? War es möglich, daß du die Größe dessen verkanntest, der dich schuf? Gleichgültig sind dir die Schönheiten dieser Welt. Du genießest sie ohne auf den Schöpfer zu denken, der sie dir gab, und kennest oft keine andere Gottheit, als deinen Magen. Dein Bauch ist dein Abgott, dem opferst du Brüderwohl, und deinen Mitgeschöpfen Seligkeit auf. Wie schauderts mir, ihr Menschen! wenn ich eure großen Mahlzeiten sehe; wenn ich sehe, daß nicht Hunger, sondern entehrende Wohllust euch an eure Tafeln begleitet, wo ihr euch mit zehnfachen Speisen füttert, anpfropft will ich sagen, so anpfropft, als wenn der Fraß euer Beruf, und das Kauen eure ganze Seligkeit wäre. Dann verlasset ihr taumelnd den Tisch, um mit einem Munde, der gräuslich vom Weine riecht, manchen Armen, der keinen Hundsknochen zu nagen hatte, von euren Thüren zu jagen. Sind das die Vorrechte eures Glückes? — macht das

den

den Stolz eurer Größe aus, daß eure Vorältern schon Fresser waren. Gut, so malt den Vielfraß in euren Wappen, und stellt schwarze Herzen in goldenen Feldern auf.

Aber vergebens sind meine Klagen. O du! deren gütige Stralen diesen Erdball beleuchten, gutthätige Sonne! sage mir, wie viele hast du unter den Menschen gute Geschöpfe entdecket, seitdem du unsern Planeten beleuchtest? Warest du nicht immer Zeuginn der Barbarey und der thierischen Grausamkeiten? Sahest du nicht, wie der Mann mit Gefühle in jedem Jahrhunderte gezwungen war, den großen Sammelplatz der Narren zu verlassen, und seinen Aufenthalt in Wüsteneyen oder im Grabe zu suchen? Sahest du nicht, wie die zahlreiche Schaar der Bösen immer die wenigen Guten verfolgte, und sie wie flüchtige Rehe durch Gebüsche und über Berge hinjagte, und sie endlich athemlos einholte, um sie den Hunden preis zu geben?

Das sahest du alles, aber noch weit schrecklichere Sachen entehrten deine heiligen Blicke. — Das Gewinsel unschuldiger Elenden, die fühllose Tyrannen unter ihren Füßen zertraten, drang bis zu den Sphären empor, — und beschuldigte die Schöpfung eines Beyschlafes mit Abentheuern, aus welchen schändlichen Umarmungen solche Menschen entstunden.

Das sahest und hörtest du, und konntest noch über uns leuchten! — Warum erloschen deine

Stra-

Stralen nicht auf ewig bey der ersten blutenden That, als der Bruder gegen seinen Bruder den Keil schwang? — Verdienen Geschöpfe, wie wir sind, deine wohlthätigen Blicke? — Schwarze Seelen müssen in Finsternissen wandeln, und sind des Lichtes nicht werth. — Aber was höre ich? Welche Stimme tönt in meinen Ohren, und ruft mir zu: Die Sonne geht über die Scheitel der Bösen auf, wie über das Haupt der Guten, und der, der im Himmel ist, wachet über euch alle! O welch ein Balsam gießet sich in mein wundes Herz! — Itzt fühl ich, wie eingebildete Philosophie trostlos die wimmernde Seele in der Noth verläßt, und wie kraftlos menschliche Vernunftschlüsse über mein mattes Herz abgleiten: nur Trost ist in der Religion, und in Christuslehren. O ihr! deren Herz noch dürstet nach Menschen, welchen Wahrheit und Labsal versagt ist; ihr redliche Wenige, die ihr nicht mit stolzer Klarheit pralt, wo Finsterniß euch zehnfach deckt, lernt die Gränzen der Menschheit! — Nur da, wo Christus lehrt, ist Trost für uns. Wer schwer beladen leidet, wer bis zum Ueberdruß den Becher menschlicher Zufälle gekostet, lerne Leben von ihm, und suche Ruhe in seinen Worten; und nun kann ich mit dem Verfasser des Anti pope aufrufen: — Der Zauberspruch ist wahr, alles ist übel mit bloßer Vernunft; mit Christuslehre ist alles wohl.

Selbstüberlegung.

Wie wär es doch so gut, ihr Erdenbrüder! wenn wir alle fromm wären, wenn Bosheit keinen Aufenthalt mehr in diesem Weltthale hätte, wenn brüderliche Eintracht die Fluren durchwandelte, Menschenliebe die Palläste bewohnte, und Glückseligkeit unter dem trauten Strohdache jeden Menschen erfreute. O wie gut wärs hienieden zu wohnen!

Du bist ein Schwärmer! — ruft man mir entgegen; — die Menschen sind so, und werden nie anders werden. —

Ihr betrügt euch; dieses ist die Stimme des Boshaften, oder des Faulen. — Kann der einzelne Mensch sich zu einer gewissen Seelenhöhe schwingen; warum soll es nicht nach und nach das ganze Menschengeschlecht thun können? — Wenn die Tugend die Oberhand erhält, so wird die Bosheit sinken. — Wo Licht ist, da muß die Finsterniß weichen. — Laßt es uns wagen, Freunde! ob es denn unmöglich ist, uns zu guten Menschen zu bilden. Die Herrlichkeit der Tugend, die stille Seelenruhe, die Belohnungen menschenfreundlicher Handlungen sagen uns: — Mensch! Seligkeit ist deine Bestimmung, und nur Tugend kann dich dahin führen.

Ueber die Kenntniß seiner Fehler, und der Selbstverbesserung.

Wofern wir wünschten, eine Tugend zu besitzen, welche an dem großen Tage bewährt erfunden werden könnte, wo über alle menschliche Handlungen das entscheidende Urtheil der höchsten Weisheit und Gerechtigkeit ausgesprochen werden soll: so müssen wir es uns besonders angelegen seyn lassen, bis in die verborgenen und finstern Schlupfwinkel unsers Herzens durchzudringen, und zu einer genauen Kenntniß unserer geheimen Fehler und Unordnungen zu gelangen. Die Eitelkeit unsers Herzens verleitet uns nicht allein zu den thörichten Bemühungen, vor den Augen unserer Nebenmenschen rechtschaffener zu scheinen als wir sind; sie macht uns auch leicht zu Heuchlern, die ihr eigen Herz zu betrügen suchen, und sowohl ihren Tugenden einen Werth zueignen, den sie nicht haben, als auch ihre Irrthümer und Unordnungen entweder nicht kennen wollen, oder wohl gar für rühmliche Eigenschaften und Handlungen erklären. Man kann sich also leicht vorstellen, daß zur Sicherheit vor diesem gefährlichen Selbstbetruge, eine vorzügliche Treue und Strenge in der Untersuchung und Beurtheilung seiner selbst erfordert werde.

Es lassen sich viele Regeln geben, deren Beobachtung die Entdeckung unsrer geheimen Fehler befördert; ich will mich aber nur bey einigen aufhal-

halten, die mir entweder weniger bekannt, oder vor andern nützlich zu seyn scheinen.

Man untersuche sich also genau und sorgfältig, ob man theils in seinem Hause, wo man keine andern Beobachter zu haben glaubt, als solche, auf deren Treue und Verschwiegenheit wir uns verlassen können, theils in der Einsamkeit, in welcher man bloß den Richter über uns, und den Richter in uns zu Zeugen seiner Gesinnungen und Thaten hat, eben so gesinnt sey, eben so handle, als man vor den Augen der Welt denkt und handelt. Ueberläßt man sich hier andern Grundsätzen in seinem Verhalten; so ist gewiß die Tugend, die man im Publiko ausübt, weiter nichts, als eine Maske, die man ablegt, wenn man von dem Schauplatze abtritt. Wir vermeiden diese oder jene Ausschweifungen, so lange wir sichtbar zu seyn glauben; vermeiden wir sie eben so sorgfältig, wenn der Vorhang niedergelassen worden ist? So scharfsichtig auch das Publikum seyn mag, so sieht es doch nicht allezeit das, was der Kammerdiener oder die vertraute Aufwärterinn erzählen könnte.

Man untersuche weiter mit einer strengen Unpartheylichkeit, theils was man an andern rechtfertigt und entschuldigt; theils was man an andern tadelt. Die Nachsicht, die man gegen die Unordnung seiner Nebenmenschen beweist, entspringt nicht allzeit aus einer liebreichen Gemüthsart. Vielleicht würde man die Gerechtigkeit in seinen Urtheilen über sie bis zur Härte und Unfreundlich-

keit treiben, wenn man sich von ihren Fehlern frey wüßte. Man will sie aber nicht für Fehler halten lassen; wenigstens nicht für grobe Fehler, weil man sich zugleich verdammen müßte. Man rechtfertiget andre, weil man selbst gerechtfertigt oder entschuldigt zu werden wünscht. Die Strenge in der Beurtheilung seiner Nebenmenschen und ihrer Handlungen kann einen eben so vortrefflichen Ursprung haben. Man will die Augen der Neugierigen von sich abwenden; man will die Welt überreden, daß man sich dessen nicht schuldig machen könne, was man mit Heftigkeit und Ernst an andern misbilligt. Eine solche Heucheley betrügt vielleicht erst nur die Welt; endlich aber wirkt sie auch auf den Betrüger selbst zurück; er fängt an, sich besser vorzukommen, als er ist, weil er andern besser vorkömmt. Es ist ein Missethäter, der den Richter bestahl, der Richter spricht ihn los, und in kurzer Zeit glaubt er, daß der Richter nicht ungerecht geurtheilt haben könne.

Nur allzuviele Fehler verbergen sich in die betrügliche Gestalt eines unschädlichen Vergnügens. Es ist erlaubt, sich eine Freude in der Welt zu machen: warum soll ich mir dieses Vergnügen versagen? Wem schade ich dadurch? Weswegen sollte ich meiner Neigung andre Grenzen setzen, als die Unschädlichkeit derselben? Wenn ich einem jeden gebe, was sein ist; wenn ich die Pflichten meines Berufes nicht vernachläßige; wenn Niemand über mich klagen kann: Weswegen soll ich meinem besondern Hange nicht folgen? Allein eben

hier

hier sind die unbewachten offenen Thüren der Seele, durch welche sich manche Fehler in das Gemüth einschleichen, ohne beobachtet zu werden. Daher soll uns alles Vergnügen verdächtig seyn, zu dem wir einen allzustarken Hang haben. Denn das Wesen der wahren Tugend beruht auf einem richtigen Gleichgewichte aller unsrer Neigungen gegeneinander. Wie oft wird überdieß nicht etwas blos darum für unschädlich gehalten, weil die nachtheiligen Folgen desselben Zeit brauchen, ehe sie sich entdecken können?

Würde ich eben das, was ich mir erlaube, meinen Kindern in gleichen Umständen erlauben? Würde ich es an meinen Feinden übersehen? — — Die Entdeckung unserer Fehler wird uns sehr erleichtert werden, wenn wir uns diese Fragen unpartheyisch beantworten wollen.

Es ist ein Unglück, Feinde zu haben, die unserm guten Namen zu schaden suchen. Ihre Bosheit wird sie antreiben, unsere Tugenden zu verkleinern, uns bey den löblichsten Handlungen strafbare Absichten anzulügen, unsre Schwachheiten zu vergrößern. Aber auch das Gift kann zur Arzeney gebraucht werden. Freunde schmeicheln oft so sehr, als unsere Eigenliebe, ohne Schmeichler seyn zu wollen. Feinde hingegen sind scharfsichtig; es ist uns nicht so viel daran gelegen, uns auszukundschaften, als ihnen; folglich können wir von ihnen viele von unsern geheimen Fehlern erfahren, die wir sonst nicht entdecken würden. Wie nützlich kann es uns denn nicht seyn, nachzuforschen,

wie unsre Feinde über uns urtheilen! Doch müßen wir dieses mehr in der Absicht, uns zu bessern, thun, wenn ihr feindlicher Tadel gegründet seyn sollte, als in der Absicht, sie durch unsere Rechtfertigungen zu Schanden zu machen.

Verknüpfen wir mit dem Gebrauche dieser Mittel den großen Gedanken der Allgegenwart Gottes; denken wir oft daran, daß wir unter den Augen eines Richters wandeln, bey dem die Finsterniß ist, wie das Licht; unter den Augen eines Allwissenden, der auch den Rath des Herzens offenbaren kann, und offenbaren will: Wie sehr werden wir dann nicht in der Reinigung unsrer selbst auch von unsern geheimen Fehlern und Unordnungen wachsen!

Beyträge zur Selbstverbesserung.

Rechtschaffenheit und Herzensgüte haben auch schon auf Erden ihre Stunden, in welchen sie lohnen. Kommen dergleichen für mich, in denen ich den Segen guter Thaten einärndte: so will ich diesen in aller seiner Fülle zu genießen suchen. Eben so will ich thun, wenn sich Umstände für mich ereignen, in welchen das bloße Bewußtseyn meiner edlen Gesinnungen mir Zufriedenheit mit mir verschafft. „Siehe, will ich alsdenn zu mir „ selbst sagen, so viel Werk hat es, auf Erden „ rechtschaffen zu handeln; so viel Wohllust, edel „ gesinnt zu seyn. Nirgends kannst du mehr ge„ winnen, als bey der Güte des Herzens. Noch

„ höher

„ höher kann deine Glückseligkeit steigen, wenn „ dein Herz noch reiner wird.“ Diese Rede wird zur Seele dringen. Ich, der ich den Segen, die Wohllust, biederer, schöner Denkart itzt auf der Stelle genoß, werde mich dadurch aufs stärkste angetrieben fühlen, meine Denkart noch zu verschönern, auf daß ich noch höhern Segen, noch himmlischere Wonnen, von ihr einärndten möge. Eben so will ich verfahren, wenn ich gewahr werde, daß andere um mich her durch ihre Rechtschaffenheit solchergestalt belohnt werden. Da soll es mir besonders merkwürdig werden, wenn ich Menschen ohne allen äusserlichen Glanz antreffe, welche in niedrigen Hütten vielleicht leben, mehr arm, als reich, und doch dabey heiter und gutes Muths sind. Ich will die Quellen ihrer frohen Gemüthsart aufsuchen; und, wenn ich denn finde, daß selbige in ihrer Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Menschenliebe entspringen: so will ich denken: „ Sey, wie sie; so wirst du Seelenruhe haben, „ wie sie; und wirst zu dieser keines andern Guts „ bedürfen, als deines eigenen Herzens.“ Ich bin mir es in der That schuldig, also zu handeln: denn ich weis mehr, und zu gut, wie gefährlich die Eindrücke für den besten Menschen sind, wenn er die Erfahrung macht, daß er selbst seiner Tugenden wegen, oder andere um der ihrigen willen, leiden müßen, und daß oft der edeldenkenste, dem Anscheine nach, das beßte Schicksal habe. Ich muß also jeden von den Vorfällen, welche offenbar beweisen, daß ein reines Herz auf Erden loh-

ne, mir recht nahe bringen, und so eindrucksvoll für mich machen, als möglich. Solche Anblicke stärken vortreflich im Guten, und befördern die Zufriedenheit mit dem Vater des Schicksals, und die daraus entspringende Ruhe der Seelen, welche der Verehrer der Tugend bey ihren Ausübungen so nöthig hat.

Auch will ich sorgfältg betrachten gute und edle Männer, deren Rechtschaffenheit ich mit meinen Augen sehe. Ich will lesen die Geschichten derer, welche nicht mehr auf Erden wandeln; die aber durch Güte des Herzens bey ihren oft noch so sonderbaren Schicksalen bis an den letzten Tritt, welchen sie auf selbiger thaten, in sich selbst glücklich waren. Von ihnen allen will ich lernen. Und der Gedanke, daß es zu allen Zeiten Menschen gebe, welche mit mir zugleich an Reinigung ihres Herzens arbeiteten, soll meinen Eifer in Betreibung dieses Geschäfts noch mehr stärken. Ich will mir eine sinnliche Vorstellung, welche eben so schuldlos, als vergönnt, mir ist, davon machen; mit welchem Wohlgefallen der Vater der Menschen auf unser Geschlecht herabschauen möge, wenn seine Blicke von einem Tugendhaften zum andern übergehen, und ganze Reihen derselben treffen, welche kein höhers Geschäft für sich, als ihre Veredlung, kennen; und wie seine Blicke auf diesen von ihm so Geliebten ruhen, wenn sie lange genug an Leichtsinnigen und an Böswichtern schwebten, welche ihrer Bestimmung vergessen. Auch soll mir über alles empfohlen

seyn

seyn die heilige Uebung des Gebeths. Den Werth desselben für mein Herz will ich mir täglich mit noch stärkern Gründen beweisen; und mit meinen eigenen Erfahrungen will ich alle diese Gründe versiegeln. Es soll um meiner Seele zu dieser mir in meiner Religion so angepriesenen Handlung geneigt zu machen, größtentheils keiner andern Vorstellung bedürfen, als dieser, daß jener ihr liebenswürdigster Stifter diese selbst so oft und so feyerlich ausgeübt habe. Er drang unter allen Lehren der Menschen vorzüglich auf Reinigkeit des Herzens, und machte diese Andringungen zu dem eigenthümlichen seiner Religion. Er kannte aber auch den Menschen — dieß zeigen seine Aeußerungen über denselben, und seine Lehren — so empfahl er andern, und übte selbst das Gebeth gewiß darum, weil es zur Reinigung des menschlichen Herzens, und zur Erhaltung der Reinigkeit desselben, höchstdienlich ist.

Durch alle diese vortrefflichen Mittel gestärkt, will ich arbeiten an Veredlung meines Herzens, und an Erhöhung meines Heils zugleich. Lange vorher schon, ehe sich meine Vernunft entwickelte, ward diese und jene Neigung in mir herrschend, und empfieng die Kraft der Gewohnheit. Mit solchen Gewohnheiten will ich mirs besonders zu schaffen machen. Schlechterdings soll es mir nicht mehr beruhigend seyn, wenn ich dieß oder jenes zum zwölftenmale thun will, daß ich mich dessen bewußt bin, bereits eilfmal es gethan zu haben. Mit den Gewohnheiten ists, wie mit den Vorur-

theilen. Sie rühren beyde oft aus Jahren des Lebens her, in welchen wir weder in jener ihre Güte, noch in dieser ihre Unrichtigkeit, beurtheilen konnten. Nicht darum, weil ich etwas schon zu wiederholten malen gethan, will ich es wieder thun; sondern darum, weil es mit den Grundsätzen der Vernunft und des Gewissens übereinkommt. Eben so will ich mich in Rücksicht auf jene Neigung verhalten, welche mein Temperament am öftesten weckt. Sie sind diejenigen, welche aus der tiefsten und verborgensten Quelle entspringen, und die eben deßhalb, weil sie so geheime und zugleich so reichliche und schnelle Zuflüsse erhalten, oft urplötzlich und ohne diese Erläuterung unerklärbarstark mich ergreifen. Sie werden, so oft sie über mich herrschend werden, schon hierdurch unanständig für mich; aber wie? Wenn sie an sich selbst und in ihren anfänglichsten Bewegungen schon unlauter wären? darum will ich meinen Temperamentsneigungen nur denn nachhangen: wenn sie der menschlichen Natur würdig sind; und, wenn sie mir noch so schmeichelhaft und süß sind, so sollen sie sich doch nie meiner Vernunft bemeistern. Wenn ich mirs so mit meinen Gewohnheits- und Temperamentsneigungen zu schaffen mache: so wird es freylich mich manchen Kampf mit mir selbst kosten, der hart genug seyn wird. Indessen muß mich der Gewinn, welchen ich von einem jedesmaligen Sieg über sie habe, dafür mehr denn bloß schadlos halten. Auch weis ich so schon, daß das Geschäft der Veredlung und

Reini-

Reinigung meines Herzens nicht in Augenblicken vollendet werden könne. Fortarbeiten muß ich daran; und so mag ich um so zufriedener mit mir selbst seyn, je weiter ichs mit der Arbeit bringe. Kann der Mensch die Glückseligkeit der zwoten Welt hier nicht an sich reißen: so kann er sich doch zu ihrem Genusse schon vorbereiten, und zu seinem Troste überrascht ihn sanft dann und wann schon ein Vorgeschmack von ihr. Meinen guten Vorsätzen will ich gute Triebfedern geben. Alle die andern, welche den Werth derselben offenbar in meinen eigenen Augen herabsetzen müßten, will ich über die Seite schaffen. Der Wille, etwas edles zu verrichten, soll sich darum in mir regen, weil er mehr ausgemachten Werth giebt; und weil ich dazu die Freyheit, mich allenthalben hinzuneigen, empfangen habe, daß ich mich zum Guten neigen solle. Je lebendiger und drangvoller so ein guter Wille in mir wird: desto mehr will ich mich Mensch fühlen. Auch hierzu werden mehr, als Stunden, erfordert. Weniger edle Absichten werden sich immer noch zuweilen zur Reizung meines Willens in Bewegung setzen; aber ich habe in meiner dermaligen Lage alsdenn schon genug gethan, wenn ich sie für unedel erkläre, und deßhalb verwerfe, und mich nach lauterern und gottgefälligern Absichten bestimme. — So verstreiche mein ganzes noch übriges erstes Leben unter Ausbildung und Vervollkommung meines Herzens! Und, wenn sein Abend kommt; so gewähre mir die Gottheit das Glück,

daß

daß die Betrachtung meiner selbst etwas ähnliches mit dem Anblicke des itzt über mir so reinen Himmels haben möge! — O du Bild des heiligsten Gottes, lichthelles, unbewölktes Firmament, fordere mich aufs kräftigste, so oft ich dich wieder sehen werde, zur Reinigkeit des Herzens auf! Wohl der Seele, welche sich in dir spiegelt! Sie, sie blickt mit innigerm, fruchtloserm Vertrauen zu dem auf, welcher noch höher, denn der Himmel, ist, und vor dem sie selbst nicht rein sind, mögen denn noch so trübe Wolken über ihr aufsteigen, Nacht und Wetter ihre Schwärze zusammenschütten — ihr lächelt allenthalben ein heiterer Himmel aus ihr selbst.

Einige von denen, welche die Fehler und Unordnungen anderer mit einem so lebhaften Vergnügen aufsuchen, beurtheilen und verdammen, würden vielleicht weniger Geschmack an einer Freude finden, deren gemeinste Quelle ein böses Herz ist, wenn sie nicht die Einbildung hätten, daß eine Scharfsichtigkeit, der keine Unvollkommenheit verborgen bleiben kann, einen grossen Verstand, und eine ganz außerordentliche Klugheit bezeichne. Die Neigung, den Menschen nur von seinen bessern Seiten zu kennen, deucht ihnen Schwachheit, und eine menschenfreundliche Nachsicht gegen dasjenige, was wirklich Misbilligung und Tadel verdient, Einfalt zu seyn, und sie fürchten nichts so sehr, als den Vorwurf der Schwachheit und Einfalt. Ein solcher Stolz, der von so nachtheiligen Folgen für das gemeinschaftliche Beste begleitet

tet

tet wird, ist freylich nicht edel: aber er ist doch von einem boshaften Herzen noch unterschieden, und kann vielleicht durch die Betrachtung geheilt werden, daß weit mehr Verstand dazu gehöre, an unserm Nebenmenschen dasjenige, was unsrer Hochachtung und des Beyfalles tugendhafter Herzen werth ist, zu entdecken, als seine Schwachheiten und Ausschweifungen auszukundschaften. Denn ich bin durch sehr viele Erfahrung überführt worden, daß die Blödsinnigsten in solchen Entdeckungen die Glücklichsten sind, wenn sie ein feindseliges und neidisches Herz haben, weil nichts so aufmerksam macht, als Feindseligkeit und Neid. Und was gehört zur Kenntniß fremder Unvollkommenheiten und Abweichungen von den Wegen der Rechtschaffenheit mehr, als Aufmerksamkeit?

Niemand sieht in den Werken des Witzes und der Einbildung die Beleidigungen der Regeln geschwinder, als der Anfänger in der Critik; nur ein sehr geübter, sehr feiner Geschmack kann die Schönheiten derselben nicht allein empfinden, sondern auch aus einander setzen. Der Kenner würde vielleicht die Mine nicht verändern, wenn selbst der Virtuose, von dem der Dichter sagt:

Ein einziger Läufer von dir ist mehr als hundert Concerte
Von vierzig muthigen Stümpern gelärmt,

einen

einen Misgriff thäte. Soll er darum beschuldigt werden dürfen, daß er kein musikalisches Ohr habe, und wird sich der mit seinem feinern Ohre gegen ihn rühmen dürfen, der uns alle Fehler derselben wider den Tact und das Tonmaaß beweisen kann?

Es verhält sich mit den moralischen Schönheiten wie mit allen andern Arten von Schönheiten, die nicht ohne die Hilfe eines unterrichteten und aufgeklärten Verstandes beurtheilt werden können. Zur Entdeckung des Fehlerhaften ist Empfindung genug; zur Entdeckung des Regelmäßigen und Harmonischen gehört Einsicht. Und hiebey ist noch dieser wichtige Unterschied zu bemerken: Die Empfindung kann irren, sie kann verführt werden; Einsicht aber ist allezeit sicher und gewiß.

Wenn also die Menschen in der Beurtheilung anderer Verstand und Scharfsinnigkeit zeigen wollten: So sollten sie sich mehr bestreben ihre guten Seiten kennen zu lernen; zu zeigen, daß sie in die verborgnern löblichen Absichten ihrer Handlungen eindrängen; daß besonders ein bloßer nachtheiliger Schein derselben ihr Urtheil nie verblendete; daß sie niemals Uebereilungen mit muthwilligen Ausschweifungen, und unvorsetzliche Fehltritte niemals mit Verbrechen vermengten. Wer könnte alsdann an der Größe ihres Verstandes zweifeln, und was noch mehr ist, wer würde daran zweifeln wollen?

Allein so viel Verstand, und einen so liebenswürdigen Verstand zu haben, dazu gehört ein menschliches gutes Herz; eine Seele, die nicht durch fremde Vollkommenheiten erniedrigt zu werden glaubt; die nichts zu verlieren fürchtet, daß andere noch edler, noch tugendhafter und vortreflicher sind, weil sie ohne ihre Schuld übertroffen wird; eine Seele, die sich andrer Vorzüge und Tugenden dadurch zum Eigenthume macht, daß sie dieselben bewundert, mit ihrem Beyfalle belohnt, und nachahmt. Denn wer ist nach einem Homer das grösste Genie? Unstreitig ein Virgil, der über ihn erstaunt, ihn oft übertrifft, und ihn doch für grösser halten kann.

Wie viel würde nicht die Heiterkeit und die Freude des Umganges durch die Allgemeinheit eines solchen Charakters gewinnen! Es scheint zwar, daß die Langweile in den meisten Zusammenkünften regieren würde, wenn ihnen entweder die edle unschätzbare Karte, dieses so glückliche Mittel, uns der unerträglichen Last unsrer sonst ewigen Tage zu entledigen, durch eine neidische und feindselige Macht genommen, oder wenn der Tadelsucht ein ewiges Stillschweigen gebothen werden sollte. Eine matte Gesellschaft scheint auf einmal belebt; jedes Gähnen scheint vertrieben, jedes Ohr mit einer neuen Aufmerksamkeit, und jedes Auge mit einem neuen Feuer begeistert zu werden, wenn irgend ein guter Name bedroht, wenn irgend ein außerordentlicher Verdienst mit einer geheimnißvollen vielsagenden Mine angegriffen,

sen, und eine Tugend, an die sich noch keine Verläumdung wagte, selbst durch ein zweydeutiges heimtückisches Lob verdächtig gemacht wird. Allein daraus folgt nicht, daß ein Mann, der einem jeden Vorzuge und jeden Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und so oft andre getadelt werden, lieber einen Vertheidiger, als einen Richter abgiebt, eine Gesellschaft nicht vielmehr, als der witzigste Spötter, aufmuntern und erfreuen sollte, wenn er sonst nur die Gaben besitzt, die dem Umgange Leben und Fröhlichkeit mittheilen.

Wer zieht die Gesellschaft des Phileas nicht allen andern Gesellschaften vor? Sogar die Spieler und Spielerinnen vergessen bey ihm, daß es Matadore giebt, und gleichwohl erinnert sich Niemand, aus seinem Mund ein Urtheil, das einen andern erniedrigen könnte, oder eine witzige Spötterey über fremde Thorheiten, Schwachheiten, oder Laster gehört zu haben. Wer ihn kennet, wagt in seiner Gegenwart Gespräche dieser Art nicht, weil er ihn bald zum Stillschweigen bringt, und beschämt, ohne ihn beschämen zu wollen. Welch eine Freude stralet nicht aus seinen Augen, wenn er eine ungezwungene Gelegenheit findet, eine löbliche Eigenschaft oder eine würdige That zu erheben! Verdienen auch einige Tadel und Vorwurf, und er sieht sich genöthigt, die Gerechtigkeit desselben zu erkennen: So wird es doch unsern Unwillen gegen sie durch eine kluge Erinnerung an ihre unbekannten Vorzüge so zu mildern wissen,

daß

daß derselbe sich in ein wahres Mitleid verwandeln wird, und wenn wir sie nicht hochachten können, so wird er doch solche Gesinnungen in uns erwecken, daß wir sie nicht verachten. Gleichwohl ist er freymüthig und so wenig ein Schmeichler! Aber er thut beständig die Frage an sich selbst: Wer ist so vollkommen, daß er niemals Vergebung brauchte? Der menschliche, der geliebte Phileas! Wie sehr beweist er nicht, daß der vortrefliche Sirach, der beßte ebräische Moralist, der gewiß unter Christen weniger vergessen seyn sollte, die Macht liebreicher Neigungen über das menschliche Herz sehr gekannt habe, wenn er sagt: Wer alles zum Besten auslegt, der macht ihm viel Freunde, und wer das Beste zur Sache redet, von dem redet man wieder das Beste.

Regeln zur Selbsterkenntniß zu gelangen.

1) Gieb genau auf dich, und auf diejenigen Dinge Acht, die dir besonders Vergnügen oder Misvergnügen erwecken, womit du dich gerne oder ungerne beschäftigest, woran du gerne oder ungerne, oft oder selten denkst, davon sprichst, oder andere davon reden hörst? Gieb Acht auf dasjenige, was du mit Lust oder Widerwillen zu thun pflegst? Betrachte die Gesellschaft von Menschen, in deren Umgang du gerne oder ungerne bist? und denn forsche bey dir nach den Gründen,

woher überall dies Vergnügen oder dieser Widerwille bey dir entsteht? Dies ist eine der schönsten Regeln, um seine Hauptneigungen kennen zu lernen.

2) Gieb auf die Folgen Acht, die ganz natürlich aus deinen Handlungen entstehen. Die Früchte zeigen vom Baume, und aus den Folgen kannst du auf die Ursachen, insoferne sie in dir lagen, zurückschließen. Auch diese Regel kann dich in vielen Fällen zur Kenntniß deiner Neigungen, Gesinnungen und Fertigkeit führen. Z. B. Du bemerkst, daß so viele Menschen deine Feinde sind, und wenn du nach den Ursachen ihrer Feindschaft frägst, so beschuldiget dich ein jeder von ihnen, daß du übel von ihm geredet habest. Lerne daraus den Fehler deiner Schwatzhaftigkeit und Schmähsucht kennen u. s. w.

3) Frage dich oft, besonders in wichtigen Vorfällen, wobey du sehr beschäftiget bist, was wohl deine eigentliche Absicht sey, die dich hierinn so thätig mache? Oft ist eine edle Absicht nur der scheinbare Vorwand, und eine unedlere die wahre Triebfeder.

4) Da die Eigenliebe einen jeden Menschen gar zu leicht verblendet, und ihm insonderheit seine fehlerhafte Seite verbirgt, so unterhalte stets ein heimliches Mistrauen gegen deine eigenen Urtheile über dich. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß sich der Geitzige mit den Tugenden der Ordnung und Sparsamkeit, der Verschwender mit der Freygebigkeit und Menschenliebe, der Stolze mit

der tugendhaften Ehrliebe u. s. w. zu entschuldigen und zu decken pflegen.

5) Ein jedes Alter pflegt überhaupt genommen, für den Menschen gewisse Neigungen mit sich zu führen, und ihn dadurch gewisser Fehler besonders fähig zu machen. Das jugendliche Alter gebühret gemeiniglich, bey der noch jugendlichen Munterkeit aller Kräfte, und vorseyenden Unwissenheit und Mangel der Erfahrungen, Leichtsinn, Ungeduld, Verwegenheit, Eigensinn, u. s. w. Das männliche Alter gemeiniglich Stolz, Herrschsucht, Rechthaberey, Wohllust u. s. f. Das hohe Alter, Geitz, Neid, Tadelsucht, Mistrauen, und alle die Ausbrüche solcher Neigungen, zu deren Befriedigung keine Anstrengung großer eigenen Kräfte erforderlich ist.

6) Frage dich zuweilen bey solchen Handlungen andrer, die wichtige Folgen nach sich gezogen haben, wie du gehandelt haben würdest, wenn du an ihrer Stelle gewesen wärest? Beantworte dir aber diese Frage aufrichtig, und laß dich von deiner Eigenliebe nicht dabey täuschen. Dort litte jemand von einem andern eine empfindliche Beleidigung, etwa eine Beschimpfung seines guten Namens. Er verhielt sich so oder so dagegen. Frage dich, wie würde ich mich dabey verhalten haben, wenn diese Beleidigung mich betroffen hätte? u. s. w.

7) Gemeiniglich hat der Mensch von der einen Seite ein gar zu großes Vertrauen, und von der andern ein zu grosses Mistrauen zu sich selbst.

Hab auf dich Acht, von welcher Seite sich dieses bey dir befinde. Da, wo der Mensch ein zu grosses Vertrauen zu sich hat, da bildet er sich zu viel Gutes von seinen Kräften, Eigenschaften, Geschicklichkeiten und Verdiensten ein. Er belustiget sich zu sehr daran, und steigert die Achtung für seine Person über seinen wahren Werth. Er zeigt den Fehler der Eigenliebe und Selbstgefälligkeit an sich; er ist von dieser Seite stolz. Der Stolz erhält mich aber allemal in einer Blindheit über mich, und hindert mich meine Fehler und die Nothwendigkeit meiner Besserung zu sehen: zu geschweigen, daß er zugleich, wie wir in der Folge sehen werden, Ungerechtigkeit und Beleidigung gegen andere ist, und mich ihnen verhaßt macht. Das gar zu grosse Vertrauen zu seinen Kräften reißt zu vielen Verwegenheiten in Unternehmungen hin, und macht den Menschen oft sehr unglücklich. Auf der andern Seite aber, ist ein zu grosses Mistrauen zu sich selbst nicht weniger tadelnswürdig und schädlich. Es macht den Menschen muthlos, zaghaft, und wird ihm an der Unterlassung vieles Guten, das er sonst wirklich thun könnte, Ursach. Aufmerksamkeit auf die Erfahrungen, die du machst, und auf die Folgen, welche deine Handlungen und Unternehmungen hier und dort nach sich ziehen, wird deine Augen über dich selbst öffnen, und offen halten, und dich zur richtigen Schätzung deiner selbst, zur wahren Bescheidenheit und Demuth leiten. Denn die Tugend der Demuth verdammet eben sowohl die zu gute, als

die

die zu schlechte Meynung, welche ein Mensch von sich hat.

8) Da die Augen eines jeden Menschen die Fehler anderer immer geschwinder, genauer, und unpartheyischer bemerken, als seine eigenen; so laß dir die Urtheile derer, die dich tadeln, nicht gleichgültig, am wenigsten aber gehäßig seyn. Es ist nicht Großmuth, es ist Leichtsinn und unverständiger Stolz, die tadelnde Urtheile andrer überall verachten zu wollen. Die Sprache: ich mache mir nichts daraus, ich setze mich darüber hinweg, was andere Leute von mir denken und urtheilen, verräth nur in den wenigsten Fällen einen vernünftig entschlossenen, und in solchen Entschließungen standhaften Mann; in den allermeisten aber einen Menschen, der von blinder Eigenliebe unumschränkt beherrscht wird, und daher weniger Besserung fähig ist. Verwirf daher, sage ich, die tadelnden Urtheile andrer über dich, nicht so fort, und ungeprüft, als partheyisch und verläumderisch, gesetzt, daß sie auch von deinen offenbaren Feinden herkämen: denn der Feind sieht noch schärfer, als der Freund. Sind es ganz offenbar erdichtete Fehler und Verbrechen, deren dich jemand aus feindschaftlicher Gesinnungen beschuldiget, so wirst du in dem vollen Bewußtseyn deiner Unschuld, und um der bald zu erwartenden Aufklärung der itzt verdunkelten Wahrheiten willen, die sehr leicht beruhigen können. Im übrigen aber denke, daß der Tadel von andern Menschen uns denn am wehesten thut, wenn wir

heimlich zugeben müssen, daß er wahr und gegründet sey. Die Wahrheit macht gemeiniglich unsern größten Verdruß aus, den wir bey den nachtheiligen Urtheilen andrer über uns empfinden. Und gesetzt, daß du dich des dir Schuld gegebenen Fehlers nicht so gleich bewußt wärest, so untersuche dein Betragen, ob du nicht wenigstens durch einen bösen Schein Anlaß zu solcher Nachrede gegeben? Ueberall aber bedenke, daß es grosse Wohlthat für dich ist, daß deine Nebenmenschen die Richter deines Lebens sind, daß sie dich belehren, wie und wer du bist? und was du thust? Daß sie dir deine Fehler durch ihre freyen Urtheile ins helleste Licht stellen, Fehler, die du vielleicht sonst nicht einmal an dir geargwohnt haben mögtest. Nimm diese Belehrungen, wo sie nicht ganz unstreitig und sichtbarlich gewiß falsch sind; mit Danke an. Beantworte sie nicht mit Haß und Rache. Prüfe dich. Lerne dich selbst kennen, und bessere dich, so hast du unendlich dadurch gewonnen.

9) Suche dir einen redlichen Freund, der dir mit freymüthiger Aufrichtigkeit seine Bemerkungen an dir mittheile. Freylich ist es schwer, einen solchen Freund zu finden, der die dazu nöthigen Eigenschaften besitzt, und noch sauerer wird es deiner Eigenliebe seyn, sich seinen Urtheilen zu unterwerfen. Wenn du aber so glücklich gewesen bist, ihn zu finden, so hüte dich, so lieb dir deine Wohlfahrt ist, vor übereilten Widersprüchen gegen ihn. Es gehört unter die allerseltensten

Fälle, daß man Erinnerungen, die uns gemacht werden, mit Grund und Recht widersprechen kann. Und gesetzt, dein Freund beleidige, deiner Meynung nach, die Regeln der Vorsicht, Klugheit und Mäßigung bey seinen Erinnerungen; weise ihn darum nicht von dir. Bedenke, daß derjenige, der erinnert wird, unmöglich das Recht haben könne, die Gränzen des Wohlstandes abzuzeichnen, in welchen sich der Freund mit seinen Erinnerungen halten solle: Denn sonst werden das gewiß so weitläuftige Gränzen werden, daß der Fehler Platz genug behält, in aller seiner Freyheit ungekränkt fortzuleben. Bedenke, daß jede bestrafende Wahrheit ihrer Natur nach bitter ist, weil sie unsere Aufmerksamkeit auf unsere fehlerhafte Seite richtet, und entschuldige deinen Freund. Liebe ihn, danke ihm, um des erstaunlichen Vortheils willen, den du in deiner Selbsterkenntniß durch ihn gewinnest.

10) Traue keinem Schmeichler. Ein Schmeichler ist allemal ein falscher Mensch, der dir ein Uebermaaß von blinder Eigenliebe, und kümmerliche Armuth am Verstande zutrauet. Er wird aus niederträchtigen und eigennützigen Absichten entweder dein Gutes vergrössern, oder dir fremde Vorzüge, die du nicht besitzest, beylegen oder deine Fehler verkleinern, oder sie wohl gar als was lobenswürdiges rühmen. Du gewinnest also in deiner Selbsterkenntniß von einem Schmeichler nichts. Er sucht dich vielmehr zu blenden, zu hintergehen, und in den Fehler der Selbstgefällig-

keit zu stürzen, damit er von deiner erschlichenen Gunst schändlichen Vortheil ziehe. So süß seine Reden deiner Eigenliebe schmecken, so giftig und tödtend werden sie für deine wahre Glückseligkeit werden, wenn du dich durch sie einnehmen und bethören lässest.

Beyträge zur Moralität.

Von dem Verlangen nach Vergnügen.

Wir sind angenehmer Empfindungen fähig, tragen ein Verlangen nach ihnen, bedürfen derselben zu unsrer Erhaltung, Zufriedenheit und Glückseligkeit, und die ganze Natur biethet uns einen mannifaltigen Reichthum derselben an, und öffnet uns unzählige unerschöpfliche Quellen der Freuden, aus welchen wir zu unserm Bedarf schöpfen können. Dieß alles beweiset überflüßig die Rechtmäßigkeit der Vergnügungen an sich.

Alles Vergnügen entsteht daher, wenn mein Empfindungsvermögen oder meine Nerven so gerührt werden, wie es ihrer natürlichen Beschaffenheit am angemessensten ist; oder, wenn meine Nerven und Fibern in solche Erschütterungen und Schwingungen gesetzt werden, die ihnen nicht die geringste Gewalt anthun, sondern ihnen vielmehr so recht natürlich sind, oder mit ihrer natürlichen Beschaffenheit vortheilhaft zusammentreffen. Sind die

die Erschütterungen zu schwach, so bleibt das Bewußtseyn derselben, mithin auch der Genuß eines Vergnügens oder Misvergnügens aus. Sind sie gerade so stark, wie sie sich für das Nervensystem überhaupt und insonderheit für diejenigen Empfindungsnerven und Vorstellungsfibern, welche sie eigentlich leiden, schicken, so macht dieser Vorgang in uns den Genuß des Vergnügens aus. Sind sie zu stark, oder werden unsere Nerven und Fibern in solche Schwingungen gesetzt, die ihnen widernatürlich sind, die ihnen auf irgend eine Art Gewalt anthun, so befinden wir uns im Misvergnügen. Je genauer denn nun der Grad der Erschütterung mit der natürlichen Beschaffenheit der Nerven zusammentrifft, je angemessener er denselben ist, und je mehrere Nerven und Fibern eine solche ihnen angemessene Erschütterung zu gleicher Zeit in dem Menschen leiden, desto gröſſer ist sein Vergnügen, welches er itzt genieſst. Je weniger aber jenes zusammentrifft, desto kleiner ist dieses, und je weiter jene Erschütterungen von der natürlichen Beschaffenheit des Empfindungs- und Vorstellungsvermögens abweichen, je mehrern Nerven zu gleicher Zeit durch widernatürliche Erschütterungen Gewalt angethan wird, desto gröſser ist das Misvergnügen.

Die Gegenstände, welche unsere Fibern in solche gute verhältnißmäßige Schwingungen zu setzen pflegen, nennen wir angenehme: diejenigen, durch welche sie auf eine widrige Art erschüttert werden, unangenehme. Unter den ange-

genehmen sowohl, als unangenehmen, finden nun wieder unzählige Grade statt, nach Maaßgabe dessen, ob viele oder wenigere Nerven zu gleicher Zeit von ihnen bewegt werden, und in welchen Verhältnissen diese Erschütterungen zu jener ihrer natürlichen Beschaffenheit stehen. Die deutsche Sprache wäre fast reich genug, die vornehmsten und merklichsten dieser Grade durch besondere Worte bezeichnen zu können, z. B. belustiget, erfreuet werden, innig vergnügt seyn, sich glücklich fühlen, von einer Sache ganz bezaubert, von Freude hingerissen werden, sich wohl dabey befinden, einen Gefallen daran finden, sich etwas gefallen lassen können u. s. w. und von der andern Art: diese oder jene Sache ist mir zuwider, misfällig, ich kann sie gar nicht ausstehen, sie ist mir abscheulich u. s. w. wenn nur allen solchen Redensarten und Worten ein überall bestimmter Begriff gegeben, und ihnen derselbe gesichert werden könnte.

Man siehet hieraus, daß das hauptsächlichste beym Vergnügen und Misvergnügen auf die natürliche Beschaffenheit des gesammten Nervensystems eines Menschen ankomme. Diez ist nicht bey zwey Menschen dasselbe. Daher kann der eine da entzückt werden, wo der andere ungerührt bleibt, und der dritte einen Abscheu empfindet. Noch mehr: Jene natürliche Beschaffenheit des Empfindung- und Vorstellungsvermögens ist auch bey einem und eben demselben Menschen nicht unveränderlich, sondern hängt von allen Verän-

derun-

derungen, die in den Bestandtheilen des Menschen und ihren Verhältnissen gegen einander vorgehen, ebenfalls ab.

Daher kann z. B. eine Sache nach einer Krankheit, die ich ausgestanden habe, für mich alle ihre Reizungen verlohren haben, und mir wohl gar eckelhaft geworden seyn, ohne die ich vielleicht vor der Krankheit nicht leben konnte. Auch Gewohnheit, oder die ofttermalige Eintretung derselbigen Erschütterung der Nerven, kann mir diese endlich natürlich gemacht haben, ohngeachtet mir die erste Erschütterung dieser Art sehr zuwider war. Dieß sieht man z. B. offenbar bey der Gewohnheit des Tobackrauchens oder Tobackschnupfens. Jedoch hat die Gewohnheit, wie die Erfahrung lehrt, mehr Macht, die natürliche Beschaffenheit der gröbern Empfindungsnerven, oder der Sinne, als der feinern Vorstellungsfibern umzuschaffen, welches auch seinen guten Grund hat.

Wir wollen diejenigen Empfindungen, welche in solchen Erschütterungen unsrer Sinnesnerven bestehen, die mit der natürlichen Beschaffenheit derselben übereinstimmen, so lange sie bloß dunkle Empfindungen bleiben, behagliche Empfindungen, und wenn sie zu Vorstellungen übergehen, angenehme Empfindungen oder Vorstellungen; diejenigen dunkeln Empfindungen aber, welche der natürlichen Beschaffenheit des Empfindungsvermögens viel oder wenig widersprechen, so lange sie dunkle Empfindungen bleiben, unbehag-

behagliche Empfindungen, hingegen, wenn sie zu Vorstellungen übergehen unangenehme Empfindungen und Vorstellungen nennen.

Da nun der Mensch zu allen Zeiten voller Empfindungen ist, und diese von tausend verschiedenen Gegenständen in ihm erweckt werden, so müßen sich auch zu jederzeit behagliche und unbehagliche Empfindungen zugleich in ihm befinden: zumal wenn man die beständigen Veränderungen, welche unaufhörlich in ihm vorgehen, dabey mit in Anschlag bringt. Wir können uns wenigstens eine jede seiner Empfindungen als zu einer dieser Arten gehörig vorstellen, wenn schon beyde Arten, die behaglichen und unbehaglichen, vermuthlich wie eine einzige Kette zusammenhängen, und durch keine Kluft geschieden seyn mögen. (Dieß letztere war auch des Sokrates Meynung, welche er kurz vor seinem Tode, da ihm die Bande abgenommen waren, und er nun das sanfte Reiben mit der Hand auf derjenigen Stelle des Fußes, wo ihn die Fesseln vorher gedrückt hatten, so angenehm fand, von sich hören ließ.) Mein Zweck erlaubt es mir nicht, alle Folgerungen, welche hieraus fließen, zu verfolgen, und mein ganzes System über Vergnügen und Misvergnügen, insofern es auf die verhältnißmäßige Erschütterungen der gröbern und feinern Nerven und Gehirnfibern beruhet, hier vor Augen zu legen. Ich begnüge mich daher, nur folgende unbestreitliche Wahrheiten aufzustellen:

1) Kein

1) Kein Mensch ist zu irgend einer Zeit lauter behaglicher, und auch nicht lauter unbehaglicher Empfindungen fähig; mithin noch viel weniger lauter behaglicher Empfindungen und angenehmer Vorstellungen, oder lauter unbehaglicher Empfindungen und unangenehmer Vorstellungen. Sondern, wenn auch etwa alle seine Vorstellungen, die er itzt hat, angenehme oder unangenehme sind, so wird doch sein Vergnügen durch die zugleich in ihm vorhandenen unbehaglichen, und sein Misvergnügen durch die behaglichen Empfindungen gemildert und gemäßiget seyn.

2) Die größte Summe, sie sey von der einen oder der andern Art der Empfindungen und Vorstellungen, giebt der Sache den Ausschlag, und enthält den Grund, welcher uns bestimmt, zu sagen, entweder: ich bin vergnügt, oder ich bin misvergnügt: diese Sache gefällt mir, oder sie ist mir zuwider. Je überwiegender denn die größere Summe über die kleinere ist, desto mehr verschwindet diese in unserm Bewußtseyn. Daher kann mich z. B. der zu heftige Schmerz einer Wunde gegen andere reizende Gegenstände, die mich sonst bezaubert haben würden, fühllos, und der plötzliche Anblick einer außerordentlichen Sache, meinen herben Kummer so lange vergessend machen, als jene Empfindungen die stärkern sind. Eben daher kann ich mich sogar mit unangenehmen Gegenständen endlich völlig aussöhnen, wenn sie mir immer in Verbindung mit andern und solchen

chen Gegenständen erscheinen, die mir ein großes und überwiegendes Vergnügen erwecken. Ja ein und eben derselbe Gegenstand kann mir aus diesem Grunde bey allen seinen anderweitigen Unvollkommenheiten höchstschätzbar seyn.

Eines ganz vollkommnen ungestörten Vergnügens ist der Mensch so wenig fähig, als einer ganz vollkommnen Zufriedenheit. Er müßte alsdenn stets lauter behagliche Empfindungen und angenehme Vorstellungen haben: d. h. alle seine Nerven und Fibern müßten sich alsdenn stets in denselbigen, ihnen allernatürlichsten und angemessensten Schwingungen befinden. Nicht die allerkleinste Veränderung und Abwechselung dürfte in diesen Schwingungen vorgehen. Nein, sie müßten im strengsten Verstande immer dieselbigen bleiben; weil sonst die kleinste Veränderung, welche dabey vorgienge, sie würde aufhören machen, die natürlichste zu seyn.

Eine immerwährende Bewegung aber, die schlechterdings in allen ihren kleinsten Theilen ohne alle Veränderung immer dieselbige bleibt, ist nichts anders, als die vollkommenste Ruhe selbst.

Alles Leben und Daseyn des Menschen gienge also bey der völligen Abwesenheit aller Unbehaglichkeit und alles Misvergnügens so gewiß verlohren, als das Wasser der größten See gewiß in Fäulniß übergehen müßte, wenn kein Wind seine Oberfläche und kein Ab- und Zufluß sein Inwendiges bewegte. Diejenigen also, welche sich

ihre künftige Seligkeit als einen Zustand des reinsten und vollkommensten Vergnügens vorstellen, hoffen im Grunde auf eine ewige Vernichtung ihres Daseyns.

Wir geben dem ganzen menschlichen Nervenbau drey Abtheilungen zu.

1) Die äußern und innern. 2) Die wenigern edlern Gehirnfibern, die das Einbildungsvermögen darstellen, und 3) die alleredelsten Gehirnfibern, deren Schwingungen unser vernünftiges Denken ausmachen. Wir wollen diese Eintheilung hier beybehalten. Sind es also hauptsächlich unsere gröbern Empfindungsnerven, oder unsere Sinne, die eine solche ihnen angemessene Erschütterung leiden, so genießen wir ein sinnliches Vergnügen. Sind es diejenigen Fibern, welche das Einbildungsvermögen enthalten, so haben wir ein Vergnügen der Einbildungskraft. Sind es aber diejenigen, welche uns vernünftig denkend machen, so giebt uns dieß das Vergnügen des Verstandes.

Es ist wohl ohne mein Erinnern klar, daß die Erschütterungen der Sinne nicht in dem gröbern Nervengewebe stecken bleiben dürfen, weil ich mich sonst ihrer nicht bewußt werden könnte. Die gedachte Eintheilung faßt nicht den Begriff in sich, daß eine jede dieser Gattungen von Vergnügen nur für sich und aus aller Verbindung mit den übrigen genossen werden könnte oder müßte: sondern sie gründet sich auf das Bewußtseyn, das der Mensch hat, oder haben kann, welcher

von jenen dreyen Theilen seines Nervenbaues vorzüglich dabey interessirt sey.

Von dem Vergnügen der Sinne, oder welches mit den Sinnen vornehmlich empfunden wird.

Regeln.

1) Alle deine sinnlichen Vergnügungen müssen die Eigenschaft haben, daß sie wirkliche Beförderungsmittel deiner Glückseligkeit sind. Dieß ist die Hauptregel, aus welcher alle übrigen fließen: und jemehr eine Art des sinnlichen Vergnügens jene Eigenschaft wirklich hat, desto schätzbarer und vorzüglicher ist sie. Eine jede Art des Vergnügens hingegen, die dich, so weit du es beurtheilen kannst, in dem Laufe deiner Vollkommenheit aufhalten, oder gar zurückbringen will, ist mit Abscheu zu fliehen. Nach dieser Regel mußt du nun dein jedesmaliges sinnliches Vergnügen prüfen und wählen. Du wirst finden, daß gemeiniglich bey den Vergnügungen des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs, die wenigste Gefahr vorhanden sey; hingegen die Vergnügungen des Geschmacks und Gefühls mit weit mehrerer Vorsicht genossen werden müssen.

Der erste und nächste Nutzen, den alle sinnlichen Vergnügungen stiften sollen, ist die Beförderung der Gesundheit. Dieß thut auch wirklich eine jede Art derselben, wenn die Vergnügungen

nur mäßig und mit Ordnung genossen werden. Kein Mensch kann auch ohne alles sinnliche Vergnügen gesund seyn und bleiben. Dieß sieht man offenbar an denen, die in finstern und dumpfigen Kerkern lange eingeschlossen liegen müssen. Die sinnlichen Werkzeuge selbst gewinnen durch ein außerordentlich genossenes Vergnügen eine neue Stärke, und alle übrigen ermüdeten Kräfte eine angenehme Erholung, um hernach mit desto glücklicherm Fortgange wieder geschäftig seyn zu können.

Wie stärkend ist z. B. an einem heitern Frühlingsmorgen die Luft? Von wie vielen Blumen sagt man nicht, ihr Geruch stärke den ganzen Körper? u. s. w. Wofern aber ein sinnliches Vergnügen für deine Gesundheit verwüstend wird, oder sein Genuß dich zur Abwartung deiner pflichtmäßigen Geschäfte untüchtig macht, so ist es so fort, als wider seinen ersten Zweck gerichtet, verwerflich. Du kannst also z. B. deinen Geschmack vergnügen. Wofern du aber, um ihn zu kützeln, solche Speisen und Getränke genießen wolltest, die deiner Gesundheit entweder überall, oder doch unter den gegenwärtigen Umständen nach allen gemachten Erfahrungen schädlich seyn müssen, oder wofern du dich, ihm zum Gefallen, im Genuß der Nahrungsmittel überladen wolltest, so handelst du allemal unvernünftig. Du kannst das Vergnügen der Liebe genießen, welche beyde Geschlechter für einander fühlen, wofern es aber zu einer Zeit und auf eine Art geschieht, die den Gesetzen der Natur und der Religion widerspricht, und worunter

deine Gesundheit leidet, so hört es auf, ein wahres menschliches Vergnügen zu seyn, und straft dich mit den bittersten Folgen des Misvergnügens u. s. w. Eben so können auch die sinnlichen Vergnügungen dadurch der Gesundheit schädlich werden, wenn sie in ihrer Dauer zu anhaltend sind.

2) Deine sinnlichen Vergnügungen müssen dir auch, außer deiner Gesundheit, an anderweitigen Gütern keinen größern Schaden verursachen, als der Vortheil überhaupt ist, den sie dir gewähren. Es sey nun an deinem guten Namen, oder irdischem Vermögen, oder an andern Stücken deiner Zufriedenheit. Dieß würde z. B. geschehen, wenn du, um dich schön zu kleiden, oder um deinen Geschmack zu vergnügen, oder um der Zerstreuung in angenehmen Gesellschaften, oder um einer weichlichen Bequemlichkeit, oder um der Befriedigung deiner leidenschaftlichen Liebe zu einer Person andern Geschlechts zu genießen, mehr Aufwand von deinen irdischen Gütern machen wolltest, als das Gesetz einer weisen Anwendung des Vermögens bey dir erlauben kann. Drückende Armut mit allen ihren traurigen Folgen, der Spott andrer Menschen, und tausendfaches Elend würde alsdenn die Frucht deiner Unbesonnenheit werden, die du essen müßtest.

3) Unsre sinnlichen Ergötzlichkeiten müssen auch nicht mehr Zeit wegnehmen, als ihnen die Abwartung unsrer wichtigern Pflichten verstattet. Freylich kann das nothwendige Bedürfniß einer Erholung unsrer Kräfte uns den Genuß einer gewissen

sinn-

sinnlichen Ergötzlichkeit gerade zu unsrer gegenwärtigen größten Pflicht machen. Allein, sobald jene Nothwendigkeit vorüber ist, muß ich die Erlaubniß, welche, und wie viel besondere Zeit ich auf meine sinnlichen Vergnügungen verwenden dürfe? bey meinen höhern Obliegenheiten suchen. Es ist auch nicht nöthig, zum Nachtheil der höhern Pflichten die Zeit auf sinnliche Vergnügungen zu verschwenden. Denn eine weise Vorsehung hat es so eingerichtet, daß das Vergnügen überall in der Natur verbreitet ist, mithin selbst unter den Berufsarbeiten zugleich mitgenossen werden kann. Z. B. dem Ackersmann sind selbst unter seinen schweißvollsten Arbeiten, nicht sein Gefühl der angenehmen Luft, nicht sein Gehör dem Gesange der Vögel, nicht seine Augen dem herrlichen Anblick der Schöpfung verschlossen, u. s. w.

4) Nie dürfen deine sinnlichen Vergnügungen Kränkungen der Rechte deines Nebenmenschen seyn, oder auf Kosten ihrer Wohlfahrt von dir gesucht und genossen werden. Sie würden alsdenn eine Ungerechtigkeit mit sich führen, die dir selbst mehr Schaden, als das Vergnügen Vortheil brächte. Deine eigene Glückseligkeit ist mit der Wohlfahrt andrer Menschen zu genau verbunden, als daß du diese, ohne selbst zu leiden, antasten dürftest. Die Sicherheit deiner eigenen Rechte steht und fällt in der Gesellschaft, mit der Sicherheit der ihrigen.

Ueberdieß ist auch hier wieder kein Mensch so arm, und in seiner Freyheit so gebunden, (die armen Unglücklichen in den finstern Kerkern der Grausamkeit ausgenommen) daß er nicht anders, als mit Beleidigung der Rechte andrer, Vergnügungen genießen könnte. Gesetzt, es fehlt ihm auch eine gewisse besondere Art desselben, so stehen ihm tausend andere offen.

Das sinnliche Vergnügen ist nicht verpachtet. Keiner hat vom Schöpfer ein Monopolium darüber erhalten. Du darfst also gar nicht das Eigenthum deines Nächsten wider seinen Willen zu deinem Vergnügen anwenden. Du darfst nie deinem Misbrauch ohne die freye Einwilligung des andern Befriedigung verschaffen, u. s. w. Die Pflichten gegen deinen Nebenmenschen werden es dir so gar gebieten, da, wo auch die schwächere Einsicht und Gutherzigkeit deines Nächsten es dir möglich macht, auf seinen Schaden deinen Vortheil zu bauen, der Vormund deines Nächsten zu seyn, und aus Liebe zu seinem und deinem eigenen wahren Besten, keinen unedlen Gebrauch von seiner Schwachheit zu machen.

5) Hüte dich, so lieb dir deine gesammte Wohlfahrt ist, daß kein sinnliches Vergnügen sich dich unterwürfig mache; daß du kein Sklave von ihm werdest, und durch tyrannische Gewohnheit an dasselbe gefesselt, seiner nicht entbehren könntest. Bedenke, z. B. wie unglücklich der Mensch ist, der so tief in das Laster der Trunkenheit versunken ist, daß er alle Herrschaft über sich ver-

lohren hat, und aller Warnungen seines siechen Körpers ohngeachtet, den Giftbecher immer wieder sucht, in welchem sein Tod bereitet ist? Oder, wie unglücklich der ausgemergelte Sklave der Wohllust ist, der, ohngeachtet ihn seine zügellose Ausschweifungen schon in die abscheulichste Krankheit gestürzt, und seinem Grabe ganz nahe geführt haben, sich doch nicht enthalten kann, die ihm verbothene Frucht so lange zu brechen, bis seine letzte Kraft verzehrt, und er ein Raub der abscheulichsten Todesart geworden ist?

Andere Arten des sinnlichen Vergnügens beherrschen zwar, wenn ihnen zuviel Freyheit eingeräumt ist, den Menschen nicht mit einer so tyrannischen Grausamkeit, die die Zerstörung seines Lebens zur unmittelbaren Folge hat; aber sie machen ihn doch immer unglücklich, wenn er ihr Sklave geworden ist, und ohne sie nicht leben kann.

Seine Zufriedenheit steht denn immer auf dem Spiel, und wird soviel öfter unterbrochen, jemehr unnütze Bedürfnisse er sich angeschafft und nothwendig gemacht hat. In welcher unedlen Abhängigkeit steht, z. B. bey vielen Menschen ihre Zufriedenheit von dem Gebrauch des Schnupf- und Rauchtobacks, des Coffees? u. s. w. und wie viele andere schädliche Folgen ziehen solche Verwöhnungen seines Körpers oft nach sich? Die Natur selbst ist mit wenigem zufrieden, und sie befindet sich überhaupt immer am besten dabey, wenn ihr nur ihre nothwendigen Forderungen gewährt, und

keine fremde unnöthigen Bedürfnisse aufgedrungen werden.

Suche daher, soviel möglich ist, Herr über alle deine sinnlichen Vergnügen zu bleiben; und damit du dieß könnest, so schlage dir zuweilen ein solches Vergnügen, das du oft genießest, und zu welchem du einen gewissen zunehmenden Hang bey dir bemerkst, selbst ab, und enthalte dich seiner freywillig, damit es kein unentbehrliches Bedürfniß für dich werden möge. Die glückliche und unabhängige Freyheit, in der du dich alsdenn erhaltest, wird dich dafür über tausend Ursachen der Unzufriedenheit erhoben halten.

6) Vermeide auch die zu heftigen äußerlichen Ausdrücke, die zu lebhaften Zeichen deines sinnlichen Vergnügens. Sie machen dich in den Augen andrer ungestaltet, setzen dich ihrem Spotte aus, schicken sich nicht für die Würde deiner Vernunft, und können dir viele Unannehmlichkeiten zuziehen. Eine eben so große Unanständigkeit ist es, wenn man ein sinnliches Misvergnügen zu sehr scheuet.

Es ist kindisch, sich bey einer leichten Verwundung oder nichts bedeutenden Unpäßlichkeit, ungebärdig zu stellen. Es verräth eine elende Abhängigkeit von der Zärtlichkeit seiner Sinne, wenn man bey jedem Anblick einer sinnlichen Misgestalt z. B. bey Verwundungen, die andere erlitten haben, u. d. gl. sofort zurück bebt. Solche nichtswürdige Verzärtlung unserer Sinne wird uns leicht ein Hinderniß, Elenden die schuldige

Hilfe

Hilfe zu leisten, und macht uns dadurch ungerecht und grausam.

Von dem Vergnügen der Einbildung.

Hier können fast alle so eben beym sinnlichen Vergnügen gegebenen Regeln, insonderheit aber auch die oben bey der Einbildungskraft überhaupt angeführten mit ihren nöthigen kleinen Veränderungen nützlich angewandt werden. Wir wollen daher nur noch das hauptsächlichste, was etwa hieher gehören kann, anführen und hinzusetzen.

Regeln.

1) Da deine Einbildung mit deinen Hauptneigungen in dem freundschaftlichen Vernehmen steht, so wird sie dir auch am meisten mit den reitzendsten Vorstellungen desjenigen Vergnügens schmeicheln, das dir, ihrer Versicherung nach, die Befriedigung einer solchen Leidenschaft gewähren könne, um dich dadurch zur wirklichen Befriedigung derselben zu bewegen. Dieß Vergnügen wird sie weit über die Wahrheit hinaus vergrößern. Du darfst also ihrem Urtheile nie geradezu trauen, sondern mußt es der Prüfung der Vernunft unterwerfen: So weit du diese deine eigene, und andrer Glückseligkeit bey der Sache gesichert oder gar durch sie befördert siehst, kannst du sie dir mit Sicherheit erlauben. Wo dir aber diese Gefahr zeigt, da entschlage dich der ange-

nehmen Bilder der Einbildung, welches am beßten durch das Vernehmen einer anderweitigen und solchen Arbeit geschieht, die deinen Gliedern Beschäftigung und deinen Sinnen und deiner Aufmerksamkeit viele äußerliche Zerstreuung giebt. Warte damit nicht so lange, und hänge unterdessen den schmeichelhaften Vorstellungen der Einbildung nicht nach, bis deine Begierden zum fertigen Sturme aufgewiegelt sind. Fange auch denn, wenn deine Leidenschaften schon sehr unruhig geworden sind, nicht lange erst an, mit deiner Einbildung über die Sache zu disputieren. Dieß dient gemeiniglich nur dazu, ihr den Sieg desto geschwinder und gewisser in die Hände zu spielen. Du handelst bey solcher Aufwallung sicherer, wenn du, sobald dir deine Vernunft gleichsam nur schwach zuflüstert, daß mehr Gefahr als Hoffnung für deine und andrer Glückseligkeit dabey sey, sofort von der Sache abbrichst, deine Aufmerksamkeit auf etwas anderes richtest, und keinem Gedanken an den Vorwurf deiner Leidenschaft eher den Eingang wieder bey dir verstattest, dich auch noch weit mehr aller und jeden noch so kleinen Handlungen in der Sache völlig enthältest, bis deine Leidenschaft wieder ruhig geworden ist. Alsdenn laß deine Vernunft über die ganze Sache frey urtheilen, und dir die bessern Grundsätze mit allem Nachdruck predigen, die du in deinen Gesinnungen und Handlungen befolgen müssest, um mit deiner Glückseligkeit an keiner Klippe zu scheitern, woran Leidenschaft und Einbildung sie führen

ren können. Dieß merke sich vornehmlich der Wohllüstling, der Stolze, Empfindliche, Zornige und Rachgierige.

2) Alle Vergnügungen der Einbildung müssen ebenfalls zur Vermehrung unsrer Glückseligkeit und Vollkommenheit beytragen, sonst taugen sie nichts. Und je nachdem sie jenes in größerm oder kleinerm Maaße thun, darnach bestimmt sich ihr Werth. Wir wollen es wagen nach dieser Beziehung alle Vergnügungen der Einbildung in drey Hauptgattungen einzutheilen.

Solche, die uns in unsrer wahren Vollkommenheit um gar nichts förderlich, sondern vielmehr hinderlich sind, die folglich durchaus vermieden werden müssen. Dahin gehören z. B. der beleidigende Spott über andere Menschen; das Vergnügen der Rachbegierde; die schadenfrohe Freude; die Belustigung an der Quaal der Thiere. Die erhabene Bewunderung seiner eigenen Vollkommenheit, welche der Stolze bey sich unterhält; die Belustigung an bloßen Ehrenzeichen, ohne Rücksicht auf wahre Ehre; die kindische Freude des Geitzigen über den Glanz des Goldes, und den todten Besitz desselben; alle lügenhafte Erdichtungen, die nicht bloß angenehmer Scherz sind, und eine unschuldige Belustigung der Einbildung andrer zur Absicht haben, daher auch nur selten gemacht werden, sondern die aus einer Fertigkeit im Lügen herstammen, und wohl gar eine nachtheilige Verückung andrer zur Absicht haben u. s. w. Eine jede unartige Lüge ist nicht

nur eine Verspottung und Beleidigung des Nächsten, die ihn mit seiner Wohlfahrt an mir unsicher macht; sondern ein lügenhafter Charakter bestraft sich auch selbst am meisten. Er scheucht das Vertrauen andrer von sich, die sich hernach schwer wieder ausrotten läßt. Wenn ich auch nur einmal bewies, daß es mir auf eine unartige Weise zu lügen, möglich war, so gehört hernach viel Zeit und eine lange Reihe von Beweisen meiner zurückgekehrten Wahrheitsliebe dazu, um andern Menschen wieder ein Vertrauen zu meiner Wahrhaftigkeit einzuflößen, sie meiner Lüge vergessen und mich ihnen wieder glaubwürdig zu machen. Hüte dich vor dem schändlichen Laster der Lüge, so lieb dir dein guter Name und alle Vortheile sind, die er dir in der Gesellschaft bringen kann: und bedenke, daß ein jeder Mensch denjenigen flieht, und fliehen muß, dem er nicht trauen kann. Hüte dich daher auch in Kleinigkeiten zu lügen. Selbst die scherzhaften Erdichtungen zur Erhaltung des Vergnügens im Umgange darfst du dir nur selten erlauben, wenn du deine Wahrheitsliebe andern nicht verdächtig machen, und dich selbst der Fertigkeit im Lügen unvermerkt näher bringen willst.

Solche, die zur Ermunterung des Menschen, zur Förderung der Gesundheit und Erholung seiner Kräften dienen. Hieher rechne ich alle kleine ermunternde Erfindungen eines unschuldigen Witzes, alle Arten der Spiele, die den Nutzen der Förderung der Gesundheit und der angeneh-

genehmen Erholung der Kräfte schaffen: auch Kartenspiel nicht ausgeschlossen. Wir wollen, was insonderheit die Spiele betrifft, folgende Regeln empfehlen. 1) Spiele kein Spiel, welches seiner Beschaffenheit, oder den mit demselben verbundenen Umständen nach, deiner Gesundheit nachtheilig seyn kann, und werden muß, und vergiß nicht, daß auch das beßte Spiel, wenn es zu lange fortgesetzt wird, ein solches Gift werden könne. Ganze Tage oder auch wohl Nächte hindurch beym Spiele sitzen, ist eins der kräftigsten Mittel, Gesundheit und Leben zu zerstören. 2) Dein Spiel muß kein Verschleuderungsmittel deines Vermögens seyn. Die Tugend der Sparsamkeit, oder vernünftigen Anwendung deines zeitlichen Vermögens, fordert von dir, daß du einen vernünftigen Ueberschlag machen sollst, wie viel du auf die Vergnügungen deiner Sinne sowohl, als deiner Einbildung verwenden dürfest, um an den nothwendigern Bedürfnissen keinen Mangel zu leiden. 3) Spiele nicht zu einer Zeit, die du wichtigern und nöthigern Geschäften raubst. Wer über sein Spielen seinen Beruf und seine höhern Pflichten versäumt, vernachläßiget nicht nur, sondern zerstört sein Glück. 4) Spiele nicht mit Beleidigung deines Nebenmenschen, nicht mit Ungerechtigkeit. Auch das ist Ungerechtigkeit, wenn ich mich der Schwachheit des andern bediene, um meinen Vortheil auf seinen Schaden und Untergang zu bauen. Das Spiel soll Vergnügen, aber kein Erwerbungsmittel des Brods oder zeitlicher Güter

seyn.

seyn. 5) Spiele nicht mit Leidenschaft. Wache darüber, daß sich keine Spielsucht deiner bemächtige. Was für ein Zeugniß der Nichtswürdigkeit legt derjenige selbst von sich ab, der keine edlere und reitzendere Beschäftigung für sich kennt, als das Spielen? Und wenn Eigennutz, Geldbegierde, Stolz, Empfindlichkeit und dergleichen Feindschaft erweckende Leidenschaften mitspielen, so hört das Spiel auf Vergnügen zu seyn, und wird für deine eigene Wohlfahrt verderblich. Wem es um Selbsterkenntniß und um seine zunehmende Besserung ernstlich zu thun ist, dem kann auch das Spiel vortrefliche Gelegenheit werden, sich in Beherrschung seiner Leidenschaften zu üben, und seine Vollkommenheit dadurch im höhern Grade zu befördern. Es versteht sich von selbst, daß wenn gewiße Spiele in der Gesellschaft, in welcher du lebst, von den Vorstehern derselben gänzlich verbothen sind, du schuldig bist, ihren Verordnungen zu gehorsamen.

Mit einer kleinen Veränderung werden sich obige Regeln auch leicht auf das Tanzen anwenden lassen.

Die dritte Gattung von Vergnügen der Einbildung sind solche: die in einem höhern Grade unsere Vollkommenheit befördern können. Hieher gehören alle schönen bildlichen Vorstellungen, Beschreibungen und Nachahmungen der Natur; alle guten aufklärenden Früchte eines unschuldigen Witzes in Schriften und Unterredungen! alle gut geordneten und gut aufgeführten Schauspiele; al-

les

les edle Vergnügen, so der gefällige Umgang und die bildenden Künste gewähren, u. s. w

Von dem Vergnügen des Verstandes.

Das Vergnügen des Verstandes und der Vernunft geht in uns auf, wenn das Licht der deutlichen Erkenntniß solcher Wahrheiten in uns hervorbricht, die unsrer Selbstliebe irgend einen Vortheil oder Zuwachs unsrer Glückseligkeit versprechen, oder die irgend eine vortheilhafte Beziehung auf unser Glück haben. Dieß richtet sich nun wieder nach der besondern Stimmung, die ein Mensch vor dem andern hat. Dasjenige, wodurch itzt die edelsten Gehirnfibern des Menschen in solche Schwingungen gesetzt werden, die ihnen recht angemessen und natürlich sind, macht ihm itzt ein vernünftiges Vergnügen. Da aber der Mensch zu jeder Zeit ein mit sich selbst und in allen seinen Theilen harmonierendes Ganzes ist, so ist auch das, was ihm vernünftiges Vergnügen macht, seiner gegenwärtigen gesammten Stimmung, mithin auch seiner Selbstliebe angemessen. Seine Selbstliebe findet sich also bey jenem Vergnügen des Verstandes interessirt, sowohl in Ansehung des Vergnügens selbst, als der angenehmen Sache, die das Vergnügen erweckt. Nun wissen wir, daß es überhaupt eine allgemeine Stimmung und einen allgemeinen menschlichen Charakter giebt, vermöge dessen alle Menschen von allen übrigen Arten der Geschöpfe verschieden sind, und den alle

Men-

Menschen mit einander gemein haben. Mithin muß es auch gewiße Dinge geben, die, wenn durch sie ihre Fibern in Schwingungen gesetzt werden, ihnen allen ein gewißes Vergnügen erwecken können, das bey dem einen nach Maaßgabe seiner besondern Stimmung freylich stärker seyn kann, als bey dem andern. Da aber das gesammte Empfindungs- und Vorstellungsvermögen nicht bey allen dasselbige ist, sondern seine kleinern Verschiedenheiten hat, so muß ich dieß auch dariun zeigen, daß des einen Fibern durch diese, des andern seine durch andere Dinge am besten bewegt werden können. Folglich muß der eine in Erkenntniß gewißer Wahrheiten ein besonderes Vergnügen genießen können, worinn der andere gar keines, oder nur ein kleineres für sich findet. Und dieß lehrt auch die Erfahrung. Den einen z. B. entzückt die mühsame Beobachtung eines Kometes und die richtig befundene Berechnung seiner Bahn bis in den dritten Himmel. Der andere ist gegen diese Art des Vergnügens, wenn es ihm auch vorgelegt wird, ganz fühllos, und findet etwa sein Element in der Kräuterkunde. Ein dritter in noch ganz andern Untersuchungen u. s. w.

Ueber die Philosophie unsers Jahrhunderts.

Der Verfolgungsgeist ist dem Menschen noch immer eigen. In den ältern Zeiten verfolg-

folgte man sich unter dem Vorwande von Vertheidigung der Religion; heut zu Tage verfolgt man sich unter dem Vorwande von Beschützung der Philosophie.

Die alten Fanatiker wollten Religion und Glauben verbreiten, und haßten die Menschen; und die heutigen Fanatiker verbreiten Aufklärung und Philosophie, und verfolgen ebenfalls ihre Brüder.

Sterbe! — so ertönte einst die fürchterliche Stimme, sterbe; denn du bist kein Christ: — so sprachen sie einst.

Lebe, spricht man itzt, lebe! aber elend; — denn du bist kein Philosoph, und wir wollen dich außer den Cirkel vernünftiger Wesen setzen; dich ansehen, als wärest du nie unter uns gewesen, — dich verlachen und verhöhnen. — Lebe, um diesen Hohn in deiner ganzen Seele zu fühlen.

O Barbaren von Menschen, dieses nennet ihr Aufklärung und Philosophie! — Ihr vertheidiget die Rechte der Vernunft, und ihr tretet die Rechte der Menschheit mit euren Füßen.

Jeder Geist, der die Menschheit erniedriget, der Brüder verfolgt, und die Menschenliebe entheiligt, ist nicht der Geist der Vernunft und Wahrheit. Alles, was verfolget, was entrüstet, was beleidiget, ist böse, wahrhaft böse; denn jede Verfolgung kömmt aus einem gekränkten Interesse, es mag nun selbes heißen, wie es immer will.

Der Geist der Wahrheit und der Aufklärung ist sanft; er erniedrigt nicht, er spottet nicht; sondern er lehrt und überzeuget.

Die Art, mit welcher die sogenannten Philosophen unserer Zeiten Vorurtheile zerstören, und die Menschheit in ihre Rechte einsetzen wollen, scheint mir nicht die zu seyn, die sie seyn sollte.

Man verfolget Vorurtheile, und trennt den Unglücklichen nicht von selben. Es ist billig, Vorurtheile zu verfolgen: aber die Verfolgung muß sich nicht auf die Opfer der Vorurtheile erstrecken. Sie sind Menschen, bleiben immer Menschen der Verbesserung werth, aber nie der Verfolgung.

Es wäre grausam, wenn ich über einen Unglücklichen spotten wollte, der durch schwere Ketten an die Erde geschmiedet wäre, weil der Unglückliche nicht aufrecht stehen kann. Es ist nicht seine Schuld, daß er hie schmachtet. Du, der du ihn retten willst, zerreiß seine Ketten, und richte seinen zur Erde gebeugten Körper mit brüderlichem Theilnehmen empor!

Allein, diese menschenfreundliche Art zu verbessern herrschet bey sehr wenigen unserer Aufklärer. Nicht Ueberzeugung, nicht warmes Menschengefühl beseelet ihre Schriften; sondern höhnische Ausdrücke, beschimpfende Erniedrigungen: und doch heißt es immer, die Philosophen verfolgen nicht. — Es ist wahr, sie haben noch kein Blut vergossen, keine Scheiterhaufen aufgerich-

richtet; aber die Achtung haben sie manchem guten ehrlichen Manne entzogen, und den Haß junger Flüchtlinge gegen redliche Seelen angefachet. — Es ist wahr, sie haben nicht getödtet, nicht Menschen getödtet, aber ihre Existenz verhindert, durch Stolz die Güte des Herzens, und durch Hochmuth das menschenfreundliche Wohlwollen vertrieben.

Die Philosophen verfolgen nicht; sie lassen einen jeden ruhig bey seiner Freyheit: und ein jeder will doch sein System mit der Versicherung, daß er allein die rechte Philosophie besitze, der Welt zum Glaubensbekenntnisse aufdringen. Sie verdammen nicht, die Philosophen, sagt der vortrefliche Abt Jerusalem, sie verdammen nicht; sie erklären nur alle diejenigen, denen ihr Glaube an einen Gott und Heiland wichtig ist, für Enthusiasten, für Fanatiker, die früh: oder spät dem Staat gefährlich werden. Der Philosoph schadet nie; er ist der Fürsprecher der Menschheit, und sucht doch alles, was der Menschheit je heilig war, durch seine verfälschten Vorstellungen verächtlich und lächerlich zu machen. Er sucht dem Elenden in seinem Unglücke seinen Trost, den Leidenschaften der Menschen die Zügel, dem Böswichte die Warnungen seines Gewissens, und der Tugend ihre ganze Hoffnung und Stütze zu nehmen.

Theokles an Euphranor.

Wie wohl ist mir, daß ich wieder in meinem Elemente bin! Glaub mir, Euphranor! einen guten Theil Menschheit verlohr ich bey euch in der Stadt. Zu einer Dratpuppe habt ihr mich gemacht, die herumtaumelte, je nachdem sie eure civilisirten Marionettenspieler zogen. Doch, wohl mir! ich kehre wieder zur Natur zurück, bin Mensch, und fühle, daß ichs bin. Auch du bists, Euphranor! und mir eben darum lieb. Solltest da seyn, mit mir fühlen die Herrlichkeiten all, und ihn genießen in ganzer Fülle den Einfluß der schönen Natur. — Gestärkt vom balsamischen Schlafe erwache ich zum Genusse des Tages. — Noch alles ist stille um mich her, nur manchmal trillert unbesorgt eine freundschaftliche Lerche im Wirbel ihre harmonischen Töne, und erhebt mein Herz zu dem, der uns seyn hieß. Voll Behaglichkeit verlange ich mich ins Freye. Mich leicht fühlend, glimme ich Berge hinan, und sehe vor mir offen das große Buch der Schöpfung. Welch eine Aussicht öffnet sich meinem Auge nicht? Ein blühend Grün, erfrischt vom thauenden Himmel, verjüngt sie die vegetirende Natur, die im rauhen Winter veraltete. Ambraduft, und alle Arten des Wohlgeruchs stärken meine Sinne. Hohe majestätische Tannen heben ihre Wipfel empor, gleich als ob sie fühlten das Maaß neuempfangener Kräfte. Sanfte Zephire rauschen im nahen Wäldchen, und leise murmelt der sich schlängelnde

Gieß-

Gießbach durch den melancholischen Hain. Froh und unbesorgt klettert das flinke Eichhorn auf saftvolle Fichten, und zufrieden mit seiner Bestimmung versucht es die Stärke seiner Glieder. — die Sonne bricht hervor, schon prangen im Purpur ferner Berge Gipfel, da noch der müde Wanderer im einsamen Thale beschattet ruht. — Ich eile zu sehen das erhabene Schauspiel; bin ganz Gefühl und Empfindung. — — Berge um mich, schwarz mit rauschendem Walde überzogen; angenehme Thäler, die von Blumen duften; lachende Wiesen, die fruchtbare rieselnde Bäche tränken, und eine Aussicht von Weite und Mannigfaltigkeit sind die Gegenstände, die mich an sich ziehen, die mich tief fühlen lassen das Schöne, so der Schöpfer in die Natur pflanzte. — Euphranor! warum finde ich all das Schöne? — Suche es in deiner Philosophie auf; — denn du hast die Philosophie des Herzens.

Ueber das Glück.

Eine Skize.

Je plains le Fortuné, qu'aucun malheur n'afflige
Il me semble en effet, que le ciel le néglige.
Paac Epit. a Alceste.

Glück, Göttinn! die der kriechende Höfling an dem Schemel des Thrones, der geitzige Handelsmann auf der stürmenden See, der blutdürstende Krieger im Geräusche der Waffen,

und der bedrückte Ackersmann unter dem Schweiße des Angesichts verehret, du bist nur ein blindes, kahles Mädchen, das der Weise verachtet. Du stehest dem Guten vor, und nur das Uebel herrschet. —

Das menschliche Leben ist mit Nebeln umgeben, Verdruß überwiegt die Freude, aber Weisheit spottet des gedrähten Rades, des drohenden Ungewitters. Durch Zenons Lehre weis Regulus vor das Vaterland zu sterben, Decius stürzt sich unerschrocken unter die Feinde, und Epictet ist in Sklavenketten ruhig.

Liebe ohne Hoffnung ist die Quaal des Jünglings, ein fehlgeschlagener Ehrgeitz die Pein des Mannes, und ein niedriger Geldgeitz das Weh des Alters. Setze der Liebe Zerstreuung entgegen, rühme dem Ehrgeitzigen die Süße des Friedens, dem Geitzhalse die Nähe des Todes, und der Lauf des Lebens wird, wo nicht angenehm, gewiß erträglich seyn.

Die Menschen klagen immer, daß sie die Ruhe nicht finden. Sie sollten sie nicht suchen, weil ihr Herz ein Feind derselben, ein Feind des Wohles ist, nach dem sie streben. Urheber ihrer Unzufriedenheit möchten sie in dem kurzen Laufe des Lebens tausend Begierden befriedigen, wovon jede unbegränzt, unersättlich ist. Ein Monat geht vorüber, ein anderes folgt nach, das Jahr endet sich, fängt wieder an, aber der Mensch ist immer beständig in seiner Thorheit, immer hartnäckig in seinen Vorurtheilen.

Dem Weisen ist jedes Land, jeder Fleck der Erde gut, demselben ist eine blühende Flur wie der prächtigste Garten, ein fruchtbringender Bach wie die spielenden Wässer, und das Schmettern verbuhlter Nachtigallen wie der lieblichste Wohllaut von einem Chor Virtuosen.

Das menschliche Leben ist eine Reise, die man ungeachtet des Ungewitters vollenden muß. Ist der Weg im Anfange rauh, und gefährlich; so wird er am Ende gelinder, oder man lernet durch Gewohnheit das Unglück ertragen.

Ich ritt einst auf einem schlechten Esel, und sah vor mir einen Menschen auf einem stolzen Pferd; es schmerzte mich, da ich aber die Augen zurückwarf, erblickte ich einen Haufen unglücklicher Menschen, die von schweren Lasten gedruckt zu Fuß gehen mußten. Ich schenkte den Unglücklichen eine mitleidige Thräne, dankte dem Allvater, der mir den Esel gönnte, und fand: daß gemäßigte Wünsche Standhaftigkeit, Standhaftigkeit Zufriedenheit, und Zufriedenheit glückliche Täge zeigen.

Suche Genügsamkeit in deinem Herzen.

Je weniger der Mensch ausser sich selbst zu suchen hat, wenn er etwas sucht — je mehr er in seinem eigenen Busen findet, desto grösser ist sein Glück. Der Mann, welcher in der Welt gelernt hat, sich selbst genug seyn, lebt, in An-

sehung seiner Ruhe, in einer Art von Indepen=denz von andern, und vom Schicksal. —

Für ihn ist nirgends volle Einsamkeit. — Kann er Menschengesellschaft nicht haben, sollt' er kein lebendiges Geschöpf sehen — er trägt die ganze Welt mit sich herum. Läßt Geschöpfe al=ler Arten vor seinen Augen auftreten, auch Men=schen; stellt sie dicht vor sich hin, schaut sie an, wie und wo er will. Nie klagt er über Langeweile. Er brauchts nicht, daß ihm ein andrer erst et=was vorerzähle, ihn auf eine Gedankenreihe brin=ge; seine Kenntnisse, sein eigen Herz, beschäfti=gen ihn genug. Bald erneuert er seine erlang=ten Einsichten über einen würdigen Gegenstand, stellt sie gerader, erhellt, erweitert sie noch mehr; fährt da fort, zu denken, wo er das letztemal still stand. Bald schaut er tief in sich selbst, denkt über Daseyn und Wiederdaseyn, über Menschen=bestimmung und Menschentrost, nach, untersucht eine Triebe, leitet sie aufs Gute, stärkt sie, und hat solchergestalt alle Hände voll Arbeit.

Für ihn ist auch nirgends volle Unbelohnt=heit. — Wollt ihr, Freunde des Guten, erst darauf warten, daß eure edle Thaten die Welt nach Würden vergelte: so möchtet ihr oft ver=geblich hoffen. Für Strafe dürft ihr nicht sorgen, wenn ihr einen öffentlichen Fehltritt begeht: sie ist gleich da. Man diktirt sie euch mit strenger Mine, bringt sie zur Ausführung, und ihr steht da, ohne Geld, ohne Ehre, ohne Hand, und Kopf. — — Glücklich ist der, welcher sich ge=

wöhnt,

wöhnt, damit zufrieden zu seyn, wenn ihm sein Herz sagt: du bist gut! Er sieht weg über Lob und Tadel; schauts gelassen mit an, wenn Prämien vertheilt werden, und denkt: ich habe mehr denn sie.

Ich kenn' einen Redlichen, welcher im Verborgenen seine Tage hinbringt, Gutes thut, ohne daß Menschen davon reden, und, so oft Belohnungen ausgetheilt werden, übergangen wird. Stets find' ich ihn, so oft ich zu ihm komme, bey aller Heiterkeit und Zufriedenheit. Er ist dabey der thätigste Mann von der Welt, und die Sphäre seiner Wirksamkeit ist weiter, als man denkt. Er bekümmert sich aber nicht darum, was andere über seine Thaten urtheilen; bewirbt sich um keinen glänzenden Posten im Staat, um keinen Charakter, oder sonst dergleichen etwas, und läßt den Dingen unterm Monde den Lauf nehmen, welchen sie wollen. Jüngst, als ich zu ihm kam, und ihn in der Fülle seiner Fröhlichkeit fand, fragt ich ihn: Freund, auf welchem Wege bist du zu der Glückseligkeit gekommen, in deren Genuß du itzt bist? Verschließ das Geheimniß nicht in deinem Busen; theile es Wißbegierigen mit, und mache dadurch der Glücklichen mehrere um dich her!

Ich wills dir sagen, versetzt er, und wollts gerne allen sagen, wenn sie es nur hören wollten. Ich genoß in jüngern Jahren meines Lebens die gewöhnliche Erziehung unseres Zeitalters. Entfernung von der Natur war das Hauptprincip, nach

nach welchem man mich bildete. Man unterrichtete mich in Kenntnissen, von denen ich nicht sagen kann, daß sie mir in dem ganzen Fortlauf meines Lebens auch nur den kleinsten Nutzen gewährt haben. Mein Gedächtniß wurde mit einem Schwall von Worten angefüllt, welche nichts waren, als leere Töne. Ich dachte mich weise, und ward in den Umgang mit der Welt eingeführt. Die Menschen, unter die ich da gerieth, waren alle so, wie ich; wir schickten uns für einander. Leere Tändeleyen, ein ödes Geräusch; dies wars, was wir, einer wie der andere, liebten. Wir fühlten unsere Mängel nicht; dünkten uns gut und klug. Mein Schicksal aber — und Dank sey es ihm noch am Hintritt, daß es dies that! — warf mich in eine stillere Lage des Lebens. Von allem Geräusch entfernt, sah ich nun bald, daß ich, um glücklich zu seyn, einen neuen Weg betreten müßte. Ich hatte nichts um mich, als die Natur: die schöne, liebenswürdige Natur. Aus ihr allein durft' ich schöpfen; aber mein Geschmack war verwöhnt — sie stillte meinen Durst nicht. Ich brachte einige Monate unter der eckelhaftesten Langenweile, und mit Unzufriedenheit mit mir selbst zu. Endlich kamen meine ersten menschlichen Empfindungen in mich zurück. Ich entdeckte an der Natur Reitze und Bezauberungen, welchen man mißgünstig meine Augen frühe verschlossen hatte, und denen ichs nun ansah, daß alle andere, welche man an ihre Stelle für mich gesetzt hatte, nicht zum tausendsten

Theil Ersatz gewesen wären. Ich blickte hin in die Schöpfung, und — liebte sie. Der Aufgang der Sonne, ein Sitz am Bach unter einem schattenden Baum, der Anblick eines Aehrenfelds, einer beblümten Wiese, und des gestirnten Himmels, wurden für mich überschwenglich zaubernd. Darauf fieng ich an, alles, was ich sah, zu untersuchen; zu sehen, wie sich in der Natur Theil an Theil ordnet, um ein vollkommenes, göttlich entworfenes Ganzes zu bilden, wie eins dem andern die Hand bietet, und wie der simple Urstof, auf tausendmal tausendfache Weise abgeändert und umgemodelt, die unendlich verschiedene Erscheinungen von Wesen hervorbringt, welche wir sehen. Unter allen schienen mir zwey Geschöpfe besonders meine Aufmerksamkeit zu verdienen; dies waren — die Sonne, und — der Mensch. Eins, dünkte mir immer, gewänne dabey so viel, als das andere, daß es nicht allein da wäre. Der Mensch hätte keinen, der ihn wärmte, wäre die Sonne nicht; und die Sonne hätte keinen, der sich für ihre Wärme bedankte, wäre der Mensch nicht. Alle andere Geschöpfe stellen und strecken sich hin in ihre Strahlen, sonnen sich; aber keins von ihnen kommt jemals auf den Einfall, bey ihrem Aufgang sich zu bedanken, daß sie wiedergekommen ist, und bey ihrem Niedergang sie zu bitten, daß sie morgen bey guter Frühe sich wieder einstellen möge. Selten verschlaf ichs itzt, daß sie aufgeht. Schon eine Stunde vor ihrer Ankunft bin ich da, und sehe mich um nach ihr.

Erblickt' ich denn in Osten einen lieblichen Schein, ströhmt die Morgenröthe über den Himmel hin, und spricht gleichsam: nun ist sie bald da, welche mich sendet: so ists, als schwämm ich in einem Meer von Wonne. Denn sehe ich sie darauf an, wie sie allen giebt, immer giebt, und noch immer zu geben hat; wie sie, wenn sie kommt, die ganze Schöpfung in Freude, und wenn sie geht, alles in Trauer versetzt; wie sie vom Adam an alles vergehen sah, und — blieb. — — Und mit dem Menschen werd ich, so lang ich lebe, nicht fertig. Er ist in meinen Augen auf der Erde der grösseste Gegenstand. Ich schaue an seinen Meisterbau, schau an seinen würdigen Gang, schau an sein bald blitzendes, bald schmachtendes Aug, schau an seine göttlichen Triebe, schau an sein Gutes, das er thut, gerne und oft thut, wenn er frühe dazu angeleitet wird, schau an das Verwickelte, oft Unerklärliche in seinen Schicksalen, wage Muthmassungen, Hoffnungen, und Wünsche, über seine Bestimmung, und freue mich, so oft ich dies thue, herzlich über den Gedanken, daß ich ihn haben kann: der, über den du reflektirst, bist — du. So hab ich unaufhörlich so viel zu thun, daß ich nicht absehe, wenn ich damit fertig werden will. So viel sehe ich schon ein, Menschenleben, so kurz, so schnell und nächtevoll es itzt ist, hat nicht Zeit genug für mich, den Menschen, und die Sonne, ganz kennen zu lernen! und glückts mir denn, an eine Reihe von solchen seligen Augenblicken, in denen ich über

den

den einen oder die andere nachdenke, eine That zu knüpfen, welche menschlich und so unähnlich ist: so glaub' ich, alles gethan zu haben, was ich thun kann, und bin auf der Stelle hinlänglich dafür belohnt! denn ich bin — Mensch, und — Sonne. — —

O hört, Brüder! die Stimme des Weisen! hört sie, findet jedes seiner Worte wahr, und lernet euch selbst genug seyn! — — —

Weisheit im Schooße der Natur.

Wo Fleiß und Tugend trauert,
Der Thor den Lüsten frohnt,
Wo das Verderben lauert,
Und Tod im Lächeln wohnt;

Wo alle Mienen trügen,
Sich Mädchen klug durch Geld,
Und schön durch Schminke lügen,
Dem Wucher preisgestellt;

In lärmenden Pallästen,
Wo mit dem Bösewicht
Sich feige Schmeichler mästen,
Da herrscht die Weisheit nicht.

Der edle Geist ersticket
In fauler Schwelgerey;
Aus finstern Mauern blicket
List, Untreu, Buhlerey.

Die Tugend wird gedrücket,
Bis sie dem Laster weicht,
Das, heuchlerisch gebücket,
In heil'gen Tempeln schleicht.

Und das im Harmeline
Bey Hof mit frechem Schritt
Und tückisch hoher Miene
Bis zu dem Fürsten tritt.

Weg, ihr verhaßten Thürme!
Wo in den Koth getaucht
Dieß irdische Gewürme
Nur gift'ge Laster haucht.

Frey wandelt in Gesträuchen
Die Hirtinn längst dem Bach
Und freche Buben schleichen
Hier nicht der Unschuld nach.

Die Kunst des süßen Herren,
Der geil aus Wohlstand spricht,
Gold, Ordensband entehren
Verwaiste Mädchen nicht.

Der Menschheit Recht verdrehet
Kein hochgebohrnes Thier,
Das sich in Sänften blähet;
Nur Menschen sieht man hier.

Nicht in betrogne Spiele
Des Witzes eingewebt —
In feyerlicher Stille
Von Grazien umschwebt.

In edler Einfalt glänzet
Sie auf beblümten Pfad,
Die Weisheit unumgränzet
Verscheucht von Hof und Stadt.

Der Baum nach Sintenis.

Unterm Baume schläft sichs gut. Wenn die Leute, welche immer auf Kanape's und Pflaumenfedern liegen, und oft vergeblich auf selbigen den Schlaf erwarten, es wüßten, wie herzliche Ruhe man in Gottes freyer Luft, unter einem schattigten, kühlenden Baume, auf dem weichen Grase oder Moose finde, sie würden von ihrem prächtigen Bette aufspringen, unter eine Linde, oder unter einen Birnbaum laufen, und sich länge-lang hinstrecken! Oft, wenn ich in meinem Garten einen Baum pflanze, sehe ich mich schon nach der Stelle um, auf welcher ich mich nach zwanzig oder dreyßig Jahren hinlegen, und ein Mittagsschläfchen machen werde. Ich bereite geschwind das Kopfkissen dazu, werfe eine kleine Höhe auf, bepflanze sie mit Gras, und schlafe in meinen Gedanken schon so sanft und süß, als nur ein König auf seinem Sopha unterm Thronhimmel schlafen mag. Und wenn ich denn daran denke, daß nach fünfzig oder sechzig Jahren ein Nachkomm noch auf derselben Stätte Schlaf suchen, und Schlaf finden werde, wo ich ihn nach zwanzig oder dreyßig Jahren suchte, und fand; — ha! wie schwellt mir da der Busen auf! Nach fünfzig oder

sechzig

sechzig Jahren, wenn man längst hart schläft, einem Menschen noch — Bette machen, noch bewerkstelligen, daß er irgendwo seine Sorgen und Schmerzen verschlafe, wie schön das Ding ist! Ich stelle ihn mir vor, den Nachkomm, wie er erst nachläßig ausgestreckt da liegt, im Schlafe eine freundliche Miene macht, als wenn ihm träumte, seine Sorgen wären gehoben, seine Schmerzen gestillt; und wie er denn erwacht, aufsteht, sich regt, die Augen auswischt, noch einmal auf den Ort hinsieht, wo er gelegen hat, und denkt: Süß müsse auch dein Schlaf seyn, der du den pflanztest! süß, wie der meinige war! müsse eben so vorübergehend seyn, wie er! müssest eben so wieder aufstehen, eben so wieder in den Sonnenschein hintreten, wie ich!

Und wüßte ichs, daß unter einem Baume, welchen ich pflanzte, nach einem halben Jahrhunderte noch ein junges Menschenpaar sich setzte, einander seine Leiden klagte, wechselseitig sich umschlung, und wechselseitig Lippen zum Kuß der Freundschaft suchte; so wollte ich gleich alle meine Rosenstöcke und Lilien um den Baum hersetzen, wollte keine Blume davon abpflücken, sondern sie jährlich abblühen, und Blatt für Blatt davon niederfallen lassen, damit die Erde, auf welcher sie säßen, nichts wäre, als zerstäubte Lilien- und Rosenblätter! — Oder wüßte ich, daß ein edler Jüngling und ein tugendhaftes Mädchen sich nach eben so langer Zeit unter diesem Baume, wie von ungefähr träfen, einander zum erstenmale daselbst

sähen,

sähen, sich kennen und schätzen lernten, dauernde Bande knüpften, und dann die Jahre ihrer Liebe von dem Augenblicke des Findens unter dem Baume an zählten, — welche unaussprechliche Wonne für mich! Ich würde so fort mit Ehrerbietung den Baum ansehen, und, so oft ich bey ihm vorübergienge, denken: Breite deine Aeste recht symmetrisch aus; du sollst einmal ein paar glückliche Menschen machen.

Hast du einen guten Obstbaum gesetzt, Bruder, so giebt er auch wohlschmeckende Frucht. Wenn denn nach einer langen Reihe von Jahren, wenn unsere Früchte mit uns schon hingewelkt sind, ein Enkel noch an seinen Zweigen schüttelt, oder Körbe voll Borstorfer- und Stettineräpfel abpflückt; wird ihm nicht der Gedanke aufstossen: Wenn dein Vorfahr nicht für deine Obstkammer besorgt gewesen wäre, so hättest du nichts? Wird er nicht den ersten beßten, welcher keine Aepfel hat, unter den Baum rufen, ihm ein Tuch voll davon mittheilen, und sich dabey vorstellen, als gäbe er hiemit sein jährliches Opfer an den Pflanzer? — Ich habe einen Birnbaum im Garten, der, allem Ansehen nach, älter ist, als der spanische Sukzeßionskrieg. Ich möchte wissen, wie derjenige hieß, welcher ihn setzte. Mit Freuden wollte ich seinen Namen meinen Kindern nennen, und ihnen für selbigen noch Achtung einflößen. Zwar sind seit vielen Jahren der Wohlthätigkeit desselben die grünen Maden hinderlich; aber so oft ich Birnen von dem Baume esse, so ists mir nicht anders,

als nähm ich sie aus des Mannes Händen. — Werth wärs, daß jeder Garten- und Gutsbesitzer den Bäumen, welche er pflanzt oder umpfropt, ein Zeichen gäbe, und die Specifikation derselben, mit Angaben des Zeichens, wenn er seinem Erben den Garten oder das Gut hinterläßt, ans Testament, oder, wenn er selbige veräußert, an den Kaufkontrakt knüpfte. Ein redliches Herz kennt doch seinen Wohlthäter gerne, und wird traurig, wenn es beym Genusse irgend eines Guten allenthalben umsieht, und Niemanden findet, welchem es dafür danken darf.

Und hast du schon, Freund! recht mit Aufmerksamkeit unter einem Baume gesessen? Hast du schon recht auf die Empfindungen gemerkt, welche in dir sich regen, wenn ein sanfter West in seinem Laube säuselt? — — Ha! welche milde! menschliche Empfindungen säuselt er dir zu! alles ist in dir voller holder, freundlicher Bewegung, wie aufm Baum! — O könnte ich hoffen, daß nach vielen Jahren noch ein Nachkomm unter einen meiner Bäume, die ich pflanzte, sich setzte, daß er da ans sanfte Säuseln des Westwindes einen Gedanken an den Herrn im Winde knüpfte; könnte ich hoffen, daß er unter selbigem über seine Bestimmung nachdächte, oder, durch das liebliche Fächeln des Wests in eine angenehme Erschütterung gesetzt, den Entschluß zu einer schönen That faßte, sogleich unterm Baume hervorspränge, und sie ausübte; — mit welcher Andacht wollte ich den Baum schon itzt betrachten! wie wollte ich

ihn

ihn zu denjenigen zählen, welche — zu Bersaba gepflanzt wurden!

O Brüder! pflanzt Bäume auf Erden! — pflanzt sie für euch, und für die Nachkommenden! — Und dürftet ihr weiter nichts erwarten, als dieß, daß zehn Jahre hernach, wenn ihr keinen Vogel mehr singen höret, noch ein Finkenpaar auf einem von ihnen nistete; so müßte der Gedanke beym Austritt aus dem Leben noch Wonne für euch seyn, daß ihr nach zehn Jahren einer Finke noch Platz zum Nest verschafft hättet!

Er hat fünfzig Jahre gelebt.

So oft ich, wenn jemand gestorben ist, die Leute sagen höre, er hat fünfzig, er hat sechzig oder achtzig Jahre gelebt: so sehe ich denen, welche dieß behaupten, allemal recht mit Verwunderung ins Gesicht. Ist doch in der That fast zu viel gewagt, von einem andern etwas so aufs Gerathwohl hinzusagen, was er selbst nicht einmal, mit Gewißheit uns zu berichten, im Stande war. Irgendwo muß der Irrthum stecken. Entweder man rechnet das Jahr nicht zu dreyhundert fünf und sechzig Tagen; oder man versteht sich nicht darauf, was Leben sey. Leben heißt doch wohl nimmermehr, bloß da seyn, in der Welt herumgehen, essen und trinken, ins Bette, und aus dem Bette steigen. Nur der Augenblick ist wahrhaftig gelebt worden, in welchem der Mensch in aller Fülle seines Bewußt-

seyns gelebt hat. — Nach diesem Maasstabe gerechnet, in was für ein Händchen voll Tage mag ein Daseyn von siebenzig, achtzig Jahren zusammenschrumpfen!

Blick, Bruder, auf den ersten Zeitraum, der auf Erden für dich verstrich; kannst du ihn Leben nennen? Warst da, warst gewiß da; aber wie warst du da? Nicht viel besser, als die Gurke, wenn sie im Garten die ersten zwey Blätter auftreibt! Wie viel Anerinnerungen hast du aus dieser Epoche? Ist nicht alles dunkel, alles vergessen, wenn du auf sie zurücksiehst? Um alles in der Welt willen nenne deine ersten Jahre nicht Leben, so, wie eigentlich Leben verstanden werden muß! und denn, als du aus dem Alter der Kindheit ins Alter der Leidenschaften übergiengst, lebtest du auch da wirklich? Handeltest du mit vollem Bewußtseyn, nach deutlichen Vorstellungen, oder riß dich der Strom des Affekts mit sich fort, ohne daß du wußtest, wo er dich antreiben würde? — Ueber dieß mußt du, schlecht gerechnet, den vierten Theil deines Lebens dem Schlafe geben; mußts, oder du kämst ganz ums Leben. Ist Schlafleben auch wohl Leben? — Hie und da ein Träumchen! Aber, was ist Traum? Sags einmal! Ists so ein Ding ohne Kopf und Schwanz — magsts ja nicht Leben nennen. Auch plagst du dich wohl mit Grillen, mit Entwürfen, Aussichten, und Hoffnungen herum, die am Ende alle getäuscht werden, und vergißt über ihnen, daß du da bist. Sprich, wie viel

bleibt

bleibt übrig vom Leben, wovon du sagen kannst, daß du es wahrhaftig, daß du es ganz, daß du es in aller Fülle deines Bewußtseyns gelebt habest? — —

Hans und Susanne.

Ihr! die ihr die Tugend auch in der Hütte verehret, in der sie der Hochmüthige verachtet, höret eine edle That guter Menschen, und freuet euch mit mir über die gutdenkenden Seelen.

Ein armer Bauernknecht, und eine Bauerndirne, die nie einen Roman gelesen, nie in einem Schauspiele gewesen haben, die die rohe Natur ohne Hofmeister, und ohne Gubernante erzog, beschämen wahrhaft durch ihre schöne Handlung manchen reichen jungen Herrn, und manches reiches adeliches Fräulein, welche bey ihrer außerordentlichen Empfindsamkeit, selten bey wirklichen Vorfällen armer leidender Menschen gerührt werden, ungeachtet aller Thränen, die ihnen die Tragik auf der Bühne, oder das Gemälde eines Künstlers durch ihre taktische Auferziehung ablockt.

Hans, so hieß der Bauernknecht, hatte zwo Schwestern, Margareth und Susanne.

Margareth durch die Schwachheit ihres Geschlechts, durch reizende Lockungen einer niedrigdenkenden Mannsperson verführt, wurde zu Fall gebracht.

Das Mädchen fühlte bald die Folgen ihrer unglücklichen Umarmung; der Entführer entfloh,

und ließ die Unglückliche im trostlosen Jammer zurück. Scham, Reue, Kummer und Schwermuth folterten die Verlassene so sehr, daß sie gleich nach der Geburt verschied.

Margareth war nicht mehr, nur lebte noch das unschuldige Zeugniß ihrer verlohrnen Unschuld, ein unglückliches Kind von keiner Mutter an die Brust gedrückt, von keinem Vater geherzt, lebte nur, und war dem schrecklichsten Schicksale überlassen.

Hans und Susanne hörten die Geschichte ihrer unglücklichen Schwester. Sie eilten an den Ort, wo sie verschied, und trafen das hinterlassene Kind in den Armen eines alten Mütterchens an, bey welcher Margareth sich während ihrer Schwangerschaft aufhielt.

Bruder und Schwester drückten das verwaiste Kind wechselweise unter Thränen an ihren Busen. Sie bathen und beschworen die Alte, dem unglücklichen Kinde alle Pflege zu verschaffen, und brachten täglich, was sie sich an ihrem eigenen Munde ersparten, Brod, Milch und Butter.

Allein, liebe Susanne! sagte Hans, mit dieser unserer Fürsorge ist dem Kinde nicht geholfen, wer wird selbem einst Erziehung geben, wer sich seiner annehmen, wenn wir stürben. Einkaufen sollten wir es auf die Kindsstube in der Stadt, das wäre das Beßte, erwiederte Susanne; aber woher so viel Geld nehmen? Man soll 50 Gulden bezahlen — Weißt du was, Schwester, fuhr Hans fort, wir wollen unsern Herrn,

den Bauern, bey dem wir dienen, bitten, daß er uns das Geld vorstrecke, dann wollen wir so lange bey selbem dienen, bis wir alles bis auf einen Pfenning abgedient haben; willst du wohl? O ja, erwiederte Susanne, und ihr Entschluß ward zum Werke — Der Bauer streckte ihnen das Geld vor, sie kamen mit dem Kinde in die Stadt, und wollten selbiges auf der hiesigen Kindsstube einkaufen.

Allein man erholte Nachricht von der Edelmüthigkeit der Handelnden, man ward gerührt, und ließ ihnen das gewöhnliche Einkaufgeld nach.

Mitmenschen! ihr habt eures Gleichen gerettet — gethan, was ihr habt thun können — — wer kann mehr von euch fordern? Edel ist eure Handlung, und groß wird der Lohn von Gott seyn, der zehnfach das wieder giebt, was man Unglücklichen thut.

Nicht der Stand, nicht die Masque der Erziehung und die Gleisnerey falscher Empfindeleyen adeln das Herz, sondern edle Handlungen.

Ueber die Leidenschaft des Zorns.

Verheerendes Feuer lodert in der Brust des Zornigen. Er wüthet und tobt, und wollte gerne alles vernichten, reichten seine Kräfte zu. Vortreflich ist das Bild, das uns Seneka vom Zorne giebt.

Stärker und schneller zieht sich das Herz bey dieser Leidenschaft zusammen, Feuer läuft in

jeder Ader, der ganze Körper lodert, jedes Fäserchen ist in Bewegung.

Eben aus diesem Grunde wird der Pulsschlag voller, stärker und schneller; ungleich das Athemholen, beschwerlich, ängstlich, geschwind. Daher die unglaubliche Schnelligkeit in Bewegung der Blutmasse; daher die Röthe des Körpers und das Aufschwellen. Vorzüglich leidet das Haupt in dieser Leidenschaft: verwirrt werden die Kräfte des Hirns, der Schlaf verscheucht, geschwächt die Urtheilskraft, die ganze Seele zerrüttet. Und eben darum verachtet der Zornige jede Gefahr, schadet sich und andern ohne Ausnahme, ja mit der größten Seelenwonne.

Das Eigene des Zorns ist, daß er in sein eigen Eingeweide wüthet. Cato der ältere setzt beynahe den Zornigen in die Klasse der Wahnsinnigen, der Verrückten; und Horaz nimmt keinen Anstand zu behaupten; Unsinn und Zorn seyen einerley. Wir selbst sind ebenfalls keiner andern Meynung.

So groß ist demnach der Einfluß dieses schaudervollen Gemüthzustandes in unserem Körper und dessen Bewohnerinn — die Seele. Wie tief werden wir dadurch nicht gebeugt! Nein, nicht bloß zum Thiere sinken wir herab, weit, weit unter dasselbe werden wir geschleudert. Der zornige Mensch, hört auf Mensch zu seyn, verliert seine Würde, entehrt seinen Schöpfer. Die Bestimmung seines Daseyns verschwindet, jeder Strahl von Ueberlegung verfinstert sich, sein eigenes

genes Selbst verkennt er, und eilet hin zu vernichten das Ganze.

Vorzüglich muß also der Moralphilosoph auf die Ausrottung, wenigstens auf Unterdrückung dieser, dem Menschengeschlechte so nachtheiligen Leidenschaft sehen. Grundsätze der Religion und der Vernunft sehr früh unserem Herzen eingeprägt, Hang zur Tugend früh eingepflanzt, Wissenschaften und Menschenkenntniß, Fertigkeit im Ueberlegen, Selbstmacht über die Aufwallungen unserer Temperamente sind in diesem Falle die beßten und wirksamsten Verwahrungsmittel. — Freylich werden auch die so gepriesenen Mittel nicht jedesmal mächtig genug seyn uns zurückzuhalten, wenn wir Gefahr laufen aus dem Gleise der Weisheit zu treten. Und treten wir auch daraus, entfernen wir uns vom Wege der Tugend, reißen uns Laster dahin, so wird uns doch allemal so viel moralisches Gefühl übrig bleiben, daß wir unseren Fehler erkennen, und voll Reue und Selbstbeschämung wieder zum Tempel der Rechtschaffenheit zueilen werden. Ja selbst im Taumel des wirksamen Lasters wird sich immer der wahre Philosoph von dem thierischen, bloß sinnlichen Menschen auszeichnen. Er wird wüthen und rasen, aber eben dieses Wüthen und Rasen wird immer das Gepräge des Weisen verrathen. Alle Fehler und Laster können wir bey aller möglichen Anstrengung, schlechterdings nicht vermeiden. Immer bleiben wir Menschen, schwache, eingeschränkte Kreaturen. Wer uns zu Engeln umschaffen

will, ist entweder ein Dummkopf, oder Heuchler, oder Betrüger. Menschen bleiben wir, doch so, daß wir uns von andern unterscheiden können; wozu moralische Ausbildung und Aufklärung vorzüglich verhilflich sind. Denn diese machen uns fähig das Laster kennen zu lernen, und es in jeder Hinsicht zu verabscheuen.

Ich denke nicht, daß man Anstand nehmen wird, die Leidenschaft des Zorns dafür anzusehen. Gut nennen wir jede freye mit Ueberlegung begangene Handlung, die dem Menschengeschlechte, wo nicht allzeit nützlich, doch niemals nachtheilig ist. Der Zorn aber setzt uns außer Stand frey und mit Ueberlegung zu handeln, und zieht Folgen nach sich, die jedesmal nicht nur für uns selbst, sondern auch der Gesellschaft, in der wir leben, schädlich ist. Diese schädliche Folgen, worinn bestehen sie?

Schon oben hab' ich den Einfluß dieser Leidenschaft auf unseren Körper physikalisch betrachtet. Scheußlich war er, und sie selbst, bloß aus diesem Grunde verwerflich. Itzt wollen wir einige Blicke auf den Moralischen werfen; denn auch in dieser Rücksicht ist sie verabscheuungswerth.

Uns selbst ist der Zorn, im moralischen Verstande genommen, schädlich, indem er uns allen freyen Willen, alle Ueberlegung benimmt, jede Seelenkraft unterdrückt, und der Pflichten, die wir uns selbst schuldig sind, vergessen macht. Der Gesellschaft ist er nachtheilig: denn der Zornige begeht Handlungen, die dieser ihr Wohl untergraben,

ben, Handlungen, die jedem Gesetze widersprechen. Er wüthet und rast, und kann die Gesellschaft glücklich seyn, wenn Rasende mit darunter sind?

Gedanken über die Rache.

Wie sehr diese Leidenschaft den Menschen entehre, ihn von seiner Würde herabsetze, und einer vernünftigen Sittenlehre zuwiderlaufe, haben schon die ältesten der Philosophen eingesehen. Und um so mehr müssen wir uns dagegen setzen, die wir von einem höhern Lichte, als die Vernunft ist, erleuchtet der Wahrheit nachspüren. Cajus beleidigt mich, wagt einen Eingriff in meine Rechte; soll ich ihn deßhalb auch beleidigen? auch seine Rechte kränken? Die Vernunft giebt mir bloß das Recht mich zu vertheidigen, als wie es meine geschwächten Gerechtsame erfordern. Immer müssen die Vertheidigungsmittel der Beleidigung entsprechen, wenn Menschlichkeit kein leerer Name ist. Ist die Beleidigung klein, unbedeutend, und ich sie ungestraft, ohne mir dabey, oder den Meinigen einen merklichen Nachtheil zuzuziehen, dahin gehen lassen kann, so ist Vergebung, Nachsicht dasjenige, was mir in diesem Falle die Vernunft anräth. Es ist ausgemacht, und durch unzählige Erfahrung bestätiget, daß Vergebung, Nachsicht, Gleichgültigkeit jedesmal die beßten Folgen bewirkt, und den Beleidiger mehr geschmerzt haben, als die ausgesuchteste Rache; denn diese erregt nur neue Feind-

schaft, gebiert Kabalen. Auch wird der Philosoph selten Rache suchen; denn er weis, daß es eine Eigenschaft kleiner Seelen ist, die nicht so viel Selbstmacht haben, ihren Ausschweifungen Schranken zu setzen; die sich dem Schilfrohre gleich, von jedem geringfügigen Gegenstande dahinreissen lassen, ohne Nachdenken, ohne Ueberlegung. Eine Eigenschaft von Seelen, die darinn Größe suchen, wenn sie andere unterdrücken können. Der Weise, das ist, ein Mann, der die Menschheit in allen ihren Verhältnissen kennt, der nur nach reeller Vollkommenheit dürstet, der in Menschenliebe und Edelmuth seine Größe sucht, sucht also nicht Rache, und hätte er auch die bündigsten Beweggründe dazu. Er handelt, wie es sein Wohl, und das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, erfordert. Und wenn er sie sucht, so sind immer Vernunft und Billigkeit die karakteristischen Merkmaale derselben. Aber in den meisten Fällen denkt er mit Seneka: Honestum & magnum genus vindictæ est, ignoscere!

An einen Feind.

Du verfolgst mich, und ich will dich lieben. Höre auf mein Feind zu seyn, und gönne mir die Lust, dich zu umarmen, und lerne mich kennen, und du wirst mich nicht mehr hassen. — Sieh dort diese hohe Linde, wie sie prächtig da steht; — ihre Zweige breiten sich aus, um uns freundschaftlich zu schützen. Höre, wie traurig

diese

diese Quelle rauschet, für den, der einsam an der Felse sitzet! Sieh, ich habe ein Lager vom frischen Rasen gebauet; habe Rosen um selbes hergepflanzet, und will es dir nach einem mühsamen Tage zum Ruhebette machen. — Ich habe Früchte gepflügt, um dich zu erfrischen, binnen der Zeit, als deine Hand den Stahl schmiedete, um mich zu tödten. — Mit blutender Hand habe ich diese Höhle bewohnbar gemacht, und Obstbäume in diese Gegend gepflanzet, weil ich dachte, sie könnte dir vielleicht einst zu deinem Aufenthalt dienen. Komm; ist meine Wunde gleich tödtlich, die du mir versetztest; — so höre noch von meiner sterbenden Zunge, daß ich dir vergebe.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu schaden sucht.
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.

Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht.
Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen;
Dieß ist des Herrn Geboth.

Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld,
Und litt, so viel er leiden mußte,
Mit Sanftmuth und Geduld.

Will ich, sein Jünger, wiederschelten,
Da er nicht wiederschalt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?

Wahr ist's, Verläumdung dulden müßen,
Ist eine schwere Pflicht.
Doch selig, wenn ein gut Gewissen
Zu unsrer Ehre spricht.

Dieß will ich desto mehr bewahren;
So bessert mich mein Feind,
Und lehrt mich, weiser nur verfahren,
Indem ers böse meynt.

Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir ersann;
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wissen kann.

So will ich mich durch Sanftmuth rächen,
An ihm das Gute sehn,
Und dieses Gute von ihm sprechen;
Wie könnt er länger schmähn!

In seinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn,
Und als ein Christ bereit zum Frieden,
Bereit zu Diensten seyn.

Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im Stillen für ihn bethen,
Und Gott vertraun; Gott schützt.

Von dem Stolze.

Alle Leidenschaften enstehen aus unrichtigen Begriffen, die wir uns von einer Sache machen. Unsere erhitzte Phantasie stellet uns die Dinge in einem ganz andern Lichte vor, als in dem sie wirklich sind. Es ist also nöthig, daß der Mensch, der seine unedlen Leidenschaften mäßigen will, oft in ruhigen Stunden über sich nachdenke, und stufenweise wird er deutliche Kenntnisse der Dinge erhalten.

Hoffart und Stolz entstehen aus einer unächten und übertriebenen Selbstschätzung. Wir legen uns den Werth von Dingen zu, die keinen Werth haben, oder die, wenn sie je einigen haben, nicht unser Eigenthum sind. Auf was hat der Mensch wohl Ursache stolz zu seyn?

Cidalise ist schön, und sie ist stolz auf ihre Schönheit; eine Krankheit verwüstet ihre Züge, und Cidalisens Bildung erweckt nun Abscheu.

Arme Cidalise! wie konntest du auf Frühlingsblumen stolz seyn, die der Hauch des Nordwinds abpflückt.

Cremon ist reich, er hält sich Diener und Pferde, deckt sich mit Seiden, und schmückt sich mit Purpur — Er haltet prächtige Tafeln, und trinket Krankheit aus goldenen Bechern. Wie, Cremon ist Krank? Kann er sich denn die Gesundheit nicht kaufen? — Nein. Und er ist stolz auf sein Geld?

Hermann ist gelehrt, und er ist stolz auf seine Talente. Ein unglücklicher Fall verwirrt seine Organen, und Hermann der Gelehrte ist im Tollhause. — Hermann! war also deine Weisheit nicht dein Werk, hieng sie von deiner Organisation, von der Art deiner Erziehung ab? — warum warst du denn stolz auf Dinge, die nicht dein sind?

Wie oft seufzt nicht mancher armer roher Junge am brennenden Mittage im Schatten der Palläste, und verzehrt ein Stückchen schwarzes Brod mit Thränen im Auge, der, wenn er die Erziehung bekommen hätte, die wir hatten, seine Talente tausendmal besser zum Wohl der Menschheit genützt hätte — o wie sehr erniedriget uns dieser Gedanke — wie sehr überzeugt er uns — daß Menschen nie stolz seyn sollen.

Von der Bescheidenheit.

Die Bescheidenheit ist nicht nur ein richtiges Urtheil, das wir über den eigentlichen Grad unsers Werthes fällen, und, durch unser Betragen, auf eine ungezwungene Art andern zu erkennen geben: Sie ist auch eine beynahe furchtsame Sorgfalt, daß wir dennoch in diesem Urtheile, wie streng und unpartheyisch wir auch gegen uns gewesen sind, geirrt und uns mehr gute Eigenschaften zugeschrieben haben möchten, als wir wirklich besitzen. Wenn dieses letzte nicht wäre, so würde man einen Bescheidenen zwar

hoch-

hochachten, aber ihm nicht die Liebenswürdigkeit zugestehen, die selbst den Stolzen für ihn einnimmt. Der Bescheidene hat außer den angeführten Kennzeichen, auch noch dieses, daß er es nicht allein gar nicht zu scheinen affektirt, sondern diesen Schein so sehr vermeidet, daß sich über alle seine Handlungen diejenige Natürlichkeit und edle Einfalt ausbreitet, die auch dann schon, wenn sie nicht von der Bescheidenheit entsteht, und nur die Folge eines offenen und freyen Charakters ist, einen Mann von Verdiensten entdeckt. Aber nur derjenige, der mit großen Verdiensten gleiche Tugenden verbindet, oder vielmehr; der durch die Ausübung seiner Pflicht, gegen welche alle andre Verdienste von geringem Werthe sind, groß ist, nur ein solcher kann die Vorzüge der Bescheidenheit in ihrem ganzen Umfange zeigen.

Der feine Stolz ist ein nur allzu künstlicher Nachahmer der Bescheidenheit; denn er kann die erfahrensten Kenner von Charaktern hintergehn. Es ist traurig, daß die schönste unter den Tugenden so entweiht werden kann. Ich sage nur, daß sie die schönste, und nicht die größte sey. Denn diese ist, die unmittelbaren Pflichten gegen Gott ausgenommen, die Menschlichkeit.

Wir lernen Philinten kennen. Er gefällt uns. Er scheint nichts von seinen bekannten Verdiensten zu wissen. Wir sehen bald aus seinem Betragen, daß er die Bescheidenheit für eine schätzbare Eigenschaft hält. Aber wir sind schon so oft durch die feine Nachahmung dieser Tugend be-

trogen worden. Wir sind also auf unsrer Hut, und fest entschlossen, unser Urtheil über seine Bescheidenheit, erst nach langer Untersuchung, zu fällen. Wir fahren fort mit ihm umzugehen. Denn er gefällt uns auch aus andern Ursachen, als wegen seiner anscheinenden Bescheidenheit. Wir finden ihn aufrichtig, wahrhaft und natürlich. Er ist sich beständig gleich, auch in der Bescheidenheit: und Heuchler sind es doch sehr selten. Wir fangen an, geneigt zu werden, ihn für wirklich bescheiden zu halten. Aber weil wir dieses merken, so werden wir desto behutsamer. Denn wir haben uns schlechterdings vorgenommen, uns nicht wieder durch den Schein der Bescheidenheit hintergehen zu lassen. Philint wird auf eine feine Art gelobt, und zwar von Leuten, die er hochachtet. Er lehnt das Lob ungezwungen, und zugleich mit einer gewissen angenehmen Dankbarkeit von sich ab, daß wir gar nicht dabey entdecken, daß er bescheiden zu scheinen suche. Ein Stolzer, der Verstand und Lebensart hat, würde es beynahe eben so machen. Wir kennen ihn nun schon ziemlich lange. Da wir ihn bisher ganz entfernt davon gefunden hatten, durch immer etwas schimmern zu wollen; so hatten wir zwar nicht schlechterdings entschieden, daß ihm gewisse Sachen, wovon wir vieles wissen, und auf die er sich fast gar nicht eingelassen hatte, völlig unbekannt wären; aber wir hatten doch geglaubt, daß seine Einsichten in dieselben sehr unvollständig seyn müßten. Wie angenehm werden wir überrascht, wenn

wir

wir bey einer Gelegenheit, die ihn beynahe zwingt, sich über diese Materien zu erklären, finden, daß er sie mit der vollständigsten Genauigkeit auseinander setzt. Unsre Neigung, ihn für wirklich bescheiden zu halten, wird stärker; und noch stärker wird sie, da wir sehen, daß, da er von Einigen, die er recht sehr hochachtet, auf einen gewissen Grad verkannt wird, daß er dennoch fortfährt, ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und ihnen durch keine Art von Gegenstolz zeigt, daß er ihre Begegnungen empfunden habe. Wenn wir nicht durch die falsche Bescheidenheit so oft betrogen, und beynahe argwöhnisch geworden wären; so würden wir itzt, ohne weitere Untersuchungen im geringsten für nöthig zu halten, geradezu entscheiden, daß Philint ein Mann von sehr wahrer Bescheidenheit sey. Wir hatten bisher mit sehr scharfem Auge bloß auf ihn Acht gegeben; nun wollen wir ihn, um völlig gewiß zu werden, auch auf die Probe stellen. Wir sind bekannt genug mit ihm; wir tadeln daher etwas an denjenigen von seinen Unternehmungen, welche ihm die liebsten zu seyn scheinen. Wir thun es zwar nicht ohne Mäßigung, aber zugleich mit dem kalten Blute, mit der gründlichen Strenge, welche die Sprache der Wahrheit ist. Wird Philint sogar diese Probe aushalten? Er hört uns mit gesetztem Wesen an, und ohne die geringste Gegenanklage in seinem Betragen zu zeigen. Unser Tadel war, weil wir ihn nicht genug kannten, in verschiedenen Stü-

cken nicht gegründet. Er sagt uns dieß mit eben der edlen Freymüthigkeit, mit welcher er dasjenige, was er wahr darinn fand, zugestanden hatte. Ein Versehen bloß durch Worte zu geben, ist nur ein halbes Geständniß. Dieß ist ihm nicht genug. Er verbessert daher dasjenige, worinn er gefehlt zu haben überzeugt worden war. Ist es uns nun noch zu zweifeln möglich, daß Philint die schönste der Tugenden in einem sehr hohen Grade besitze?

Es ist gewiß! Selten, sehr selten, findet man einen Philint. Aber derjenige, der ihn für eine moralische Chimäre hält, scheint mir wenig Ansprüche auf den Besitz der übrigen Tugenden machen zu dürfen. Er kann gewisse Verdienste haben; allein die wahrsten, deren Mangel allen übrigen sehr nachtheilig ist, hat er nicht.

Die nachgeahmte Bescheidenheit, dieser kluge Stolz, besticht den Stolz andrer, und erlangt dadurch diejenigen kalten Gegendienste, die Bestochene zu erzeigen pflegen. Und welch eine unnütze Verschwendung sind alle vorigen Bestechungen, wenn der andre entdeckt, daß er mit falscher Münze bestochen wird!

Derjenige, dem es noch gar nicht eingefallen ist, daß er die Bescheidenheit für eine von den liebenswürdigsten Tugenden zu halten habe, die er ausüben kann, oder der, bey dem sie dem Stolze noch zu sehr unterliegt, wird, durch die Beobachtung folgender drey Punkte, gut anfan-

gen, oder auf dem schon betretenen Wege glücklich fortgehen.

Er gewöhnt sich, alle Dinge vornehmlich in dem Gesichtspunkte anzusehen, der ihren eigentlichen Werth entscheidet.

Er fürchtet oft, daß er sich selbst noch nicht genug kenne, und fängt daher diese Untersuchung nochmal von neuem, und mit einer solchen Sorgfalt an, als wenn er sie noch niemals unternommen hätte.

Er sieht viel seltner auf die Höhen, die er schon überstiegen hat, herunter, als er nach denen hinaufsieht, die er noch vor sich hat, und die er vielleicht niemals völlig ersteigen kann.

Von der Menschenfurcht.

Die Quelle so vieler Ungerechtigkeiten, und die Quelle der Unterdrückung so vieler elenden Menschen, ist die Menschenfurcht — es giebt Leute, die sich unrichtige Begriffe von der falschen Größe der Menschen machen, die der eitle Prunk alter eingebildeter Vörurtheile blendet, und ihnen Ehrfurcht und Schrecken gegen Sachen einflößet, die dem Mann der Mann ist, unbedeutende Dinge sind, wer Menschen fürchten kann, hat eine niedrige, zaghafte Seele, er ist immer der Gefahr ausgesetzt, Ungerechtigkeiten zu begehen, und der Mitschuldige der Bösen zu werden.

Es giebt Menschen, die sich beugen, und die wie Würmer kriechen, wenn sie nur ein Mann anblickt, dem entweders seine Geburt oder seine Stelle höhere Vorzüge im Staate verliehen haben: und was soll diese Niederträchtigkeit heißen? Der Mann mit gutem Herzen, und edler Seele sieht jedem Geschöpfe mit offner Stirne ins Gesicht, und zittert vor Nichts, als vor dem Laster.

Alle Menschen sind Menschen, sie mögen auf Thronen seyn, oder in der Hütte: Sie sehen auf gleiche Art, wie wir, das Licht der Sonne: Sie fühlen Bedürfnisse, wie wir, sind Krankheiten unterworfen, wie wir, und treten wieder aus der Welt, wie wir. — Unter der seidenen Hülle schlägt ein Menschenherz, wie unter dem Sklavenkittel. Blosser Zufall macht die verschiedene Stände der Menschen aus, diesen umschließen göldene Tapeten, jenen hölzerne Wände, der trinkt aus Cristall, und der aus seiner hohlen Hand, beyde sterben, und werden von Würmern gefressen, und wer ist mir im Stande aus hundert abgenagten Skeleten zu sagen, dieses Knochengebäude saß einst in Pallästen, und dieses in der Hütte. So denke ich, wenn ich Menschen sehe, sie mögen mit göldenen Ketten, und Schmuck, oder mit eisernen Fesseln belastet seyn.

Die Pflicht eines jeden Menschen ist, seine Rolle, die ihm Gott auf dieser Schaubühne anwies, so gut zu spielen, als er kann, und als es der große Herr von ihm fordert, der ihn aus dem

dem Nichts hervorrief. — Es giebt manche Schauspieler auf der Welt, die den Charakter eines ehrlichen Bauers- eines tugendhaften Burgersmann trefflich spielen, und es giebt Schauspieler, die sich prächtigere Rollen anmaßten, und die verdienten ausgeklatscht zu werden, wenn der Vorhang fällt, wenn die Scene geschlossen ist, denn hat nur der, Ehre, Ruhm und Belohnung, der das war, was er seyn sollte.

Ich finde höchstabentheuerlich in der Welt, wenn Kleidungen, Charakter, und Ehrentitel einen Biedermann erschrecken können. Die Furcht besteht meistentheils in unrichtigen Begriffen, und Schwäche der Seele, so auch die Menschenfurcht. — — Er ist mächtig, heißt es, er kann mir schaden — er hat großen Einfluß im Staate, man muß ihm nachgeben — welche Sprache der Niederträchtigkeit!

Ist die Sache gerecht, billig, und meinen Pflichten, als Bürger und als Mensch nicht entgegen, die ein Höherer von mir fordert, so ist es ohnehin Schuldigkeit, das ich sie erfülle: ist sie unbillig, ungerecht, den Pflichten der Menschheit entgegen, und ich thue sie aus Menschenfurcht, so bin ich ein verzagter Bösewicht — ein Bube — den eine Memmenseele belebt, der ein elender Werkzeug boshafter Hände, und nicht würdig ist, daß sein Gesicht die Züge eines Menschen trägt.

Aber Gott im Himmel! wer kann es glauben? es giebt doch so viele — so unendlich viele —

le — die ein Blick erschüttert — die ein bloßer Wunsch eines Großen schon zu einem eilfertigen Diener der Bosheit macht.

Philint wäre ein rechtschaffener Mann, sein Ruf ist unbescholten, sein Herz ist nicht im Stande einem Menschen böses zu thun. — Nicht Geld, nicht Ehre kann ihn zum Laster verleiten — aber — er fürchtet die Menschen — Stand, Adel und Größe verwirren seinen Kopf — mit blutendem Herzen übet er Lasterthaten aus, weil er vor den Menschen zittert.

Zittert — ja zittert — wie ein Knabe — der durch Erzählungen der Amme getäuschet an seinem eigenen Diener den schwarzen Mann sieht, und die Larve nicht kennt, die ihn deckt. —

Polidor, ein reicher Böswicht unterdrückt seinen redlichen Unterthan, entreißt ihm sein Weib — schändet seine Tochter, verbrennt seine Hütte, und bemächtigt sich seines Vermögens. — Der Elende sucht Hilfe — aber vergebens — er findet keine Freunde — alles scheut den mächtigen Polidor. Der Richter selbst zieht den Hut tief für ihn ab — und schließt auf seinen Wink den Tempel der Gerechtigkeit für den Elenden zu. —

Denn alles scheut den mächtigen Polidor — seine Wuth ist wie Feuer, das in engen Klüften verschlossen ist, gählings auflodert, und Klippen zerreißt, und alles umstürzt, was Widerstand heißt. Wer soll sich ihm widersetzen? ich — ruft Klitor der Menschenfreund — — ich will hingehen, und will den Unglücklichen schützen — und wenn sein

Zorn

Zorn mich zermalmt, wie, wenn eine Klippe über ein Sandgebäude dahinstürzt, so will ich doch den Elenden schützen — und die Felsentrümmer nicht achten, die über meine unerschrockene Scheitel herabrollen — Klitor wagts, aber Polidors Macht zernichtet seine Anschläge, wie der Sturmwind den Staub von den Ufern bläst, und die Buchstaben verlöschet, die ein Empfindsamer mit seinem Stock im Sande geschrieben hat. Klitor unterliegt, und wird als ein Schwärmer verlacht, — ja verlachet, weil es wenige Klitors giebt — wurde es mehrere geben, so wurde Polidors Macht nicht die seyn, die sie ist. —

Polidor wurde sich nicht getrauen ungerecht zu seyn, wenn er nicht wußte, daß niedrige Sklaven seine Ungerechtigkeiten billigten. Nicht der boshafte Mächtige unterdrückt den Elenden, sondern wir, die wir die Werkzeuge der Bosheit abgeben: Wir, die wir als Richter, Adelstand, Würde, zu Beweggründen unsrer Entscheidungen und Urtheilssprüchen machen. —

Wir, die wir die Sache der Billigkeit und der Gerechtigkeit nicht zu vertheidigen getrauen: Wir, die wir uns mit Geld, Eigennutz, oder Cabalen unsre Meynungen abkaufen lassen.

Wir, sage ich, die wir vor den Blicken eines Höflings zittern, Ja sagen, wenn es Pflicht wäre Nein zu sagen — wir mit einem Worte, alle wir, die wir die Menschen mehr als Gott fürchten, wir sind die Ursachen manches Elendes der Menschen unsrer Brüder.

Von der Dankbarkeit.

Da es, Gott Lob! zur Ehre der Menschheit noch nicht Mode in der Welt geworden ist, jedermann dafür zu danken; daß er kein Räuber, kein Ehrenschänder, kein Zanksüchtiger, kein Mörder, u. s. w. ist! oder da man die Beobachtung der Pflichten der Gerechtigkeit für die erste, unerläßliche Schuldigkeit eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft hält; um derentwillen er noch auf keine Dankbarkeit der übrigen Bürger gegen sich, Anspruch machen dürfe: so werden allemal Erweisungen der Gütigkeit vorausgesetzt, wenn die Dankbarkeit sich sehen lassen soll. Noch mehr: Da die Dankbarkeit selbst, nur nach dem Grade, als derjenige, der Wohlthaten empfangen hat, diese Wohlthaten für sich schätzt! erfolgen kann; sie folglich von dem Urtheil desselben über die, ihm aus Menschenliebe erzeigte Güte, abhängt: so kann sie nicht zu den strengen Pflichten der Gerechtigkeit gezählet werden; sondern ihre Vorschriften müßen in der Sittenlehre ihren Platz nach den Abhandlungen der Tugenden der Gütigkeit einnehmen; um denjenigen, der die Früchte dieser Gütigkeit auf irgend eine Art von andern genossen hat, zu lehren, welche würdige Gesinnungen, und welches anständige Betragen er gegen den Menschenfreund anzunehmen und zu beobachten hat.

Die Tugend der Dankbarkeit fordert, daß ich die Wohlthaten, Dienste und Gefälligkeiten, welche mir andere erwiesen haben, erkennen; und so viel mir möglich ist, durch Gegenwohlthaten und Dienste zu vergelten, bemüht seyn solle. Das erste heißt auch Erkenntlichkeit: das andere die eigentliche Dankbarkeit. Um diesen Forderungen nachzukommen; so merke dir folgende Regeln:

Regeln.

1) Sey aufmerksam auf das viele Gute, das dir die Menschenliebe andrer zuwendet. Hüte dich, alles für Schuldigkeit von ihnen anzusehen. Du lebst in einer menschlichen Gesellschaft. Es kann gar nicht anders seyn; als daß dir sehr viel Gutes von andern wiederfährt, was die bloße Gerechtigkeit ihnen nicht auferlegte, es dir abstatten zu müssen! Es sind ganz gewiß unzählige Früchte und Beweise ihrer Menschenliebe darunter! Es ist hier nicht sowohl von dem allgemeinen Guten die Rede, das dir die Gesellschaft überhaupt zuwendet: der du daher auch mit einer allgemeinen Dankbarkeit verpflichtet bist: als vielmehr von den einzelnen Liebesdiensten; die dir diejenigen, die um und neben dir leben, erweisen. Wenn du nur einige Achtsamkeit darauf hast: so werden sich deine Klagen über böse Menschen vermindern; und du wirst mehrere Wohlthäter, denen du zur Dank-

barkeit verpflichtet bist, darunter finden; als du geglaubt hast.

2) Unterscheide das Gute, was dir von andern wiederfährt, sowohl seinem Werthe, als der Gesinnung nach, mit welcher es dir zugewandt wurde. Große Wohlthaten, durch die ich aus großer Verlegenheit gerissen wurde, verdienen größere Danbarkeit, als kleinere Gefälligkeiten. Aber auch die gute, uneigennützige, liebesvolle Absicht des Gebers; und die Verläugnung, welche er dabey für sich zu üben hatte; erhöhen den Werth seiner Gabe und seines Dienstes, und fordern deine stärkere Erkenntlichkeit.

3) Bedenke, daß du durch die erhaltenen Wohlthaten und Dienste zu thätigen Gegenbeweisungen deiner Liebe gegen den Wohlthäter verpflichtet bist. Das macht eigentlich das Wesen der Dankbarkeit aus. Wo du Gelegenheit hast, deinem Wohlthäter seine Liebe durch deine Dienste, Gefälligkeiten und Wohlthaten wieder zu vergelten; dergestalt, daß du dabey ein ehrlicher und aufrichtiger Mann gegen alle übrige Menschen bleiben kannst; da mußt du kein böser Schuldner bleiben. Es ist wahr: die Menschenliebe überhaupt forderte schon alle Dienstfertigkeit: und wenn der Fall erscheint; auch Mitleiden und Barmherzigkeit gegen deinen gewesenen Wohlthäter, insofern er bloß ein Mensch und dein Nächster ist! Allein die Dankbarkeit behält doch noch eine besondere Kraft, mit der sie dich nicht nur noch aufmerksamer auf die Fälle,

wo du dienen kannst, und noch bereitwilliger machen muß, deinen Dienst deinem Wohlthäter wirklich auf die beste Art zu leisten; und die dabey vorkommenden Beschwerlichkeiten nicht zu achten: sondern auch in gewissen Fällen, deinem Wohlthäter den Vorzug vor andern, in deiner Dienstfertigkeit zu geben. Gesetzt z. B. du findest zwey Menschen in gleich großer Noth, deren einen du nur retten kannst. War einer darunter dein ehemaliger Wohlthäter? so tritt die Dankbarkeit, mit der du ihm verpflichtet bist, zu den übrigen Beweggründen der Menschenliebe hinzu; und bestimmt die Hilfe, die du leisten kannst, zu seinem Vortheile.

Glaube auch nicht, daß die Pflicht der Dankbarkeit damit abgethan sey; wenn du Gelegenheit hast, deinem Wohlthäter in der Folge einen eben so großen Dienst wieder zu leisten, als er dir geleistet hatte! Keinesweges. Dadurch hast du nur die nackende Thathandlung an sich erwiedert: aber noch nicht ihren ganzen Werth bezahlt; keinesweges noch nicht der Gütigkeit geantwortet, die deinen Wohlthäter zu jenem Liebesdienste vermochte und bewog! Die empfangene Wohlthat an sich führte schon eine gewisse Verbindlichkeit über dich her, mit der du deinem Wohlthäter besonders verpflichtet wurdest. Ein eben so großer Gegendienst, den du ihm etwa hernach leisten kannst, und wirklich leistest; ist also nur ein bloßer Abtrag deiner Schuld an ihn; eine Zurückgabe jener Wohlthat selbst. Hingegen

seine

seine frühere Liebe, die er dir bewies, war keine Frucht seiner Dankbarkeit, mit der er dir etwa verpflichtet gewesen wäre: sondern die bloße Wirkung seiner freyen Menschenliebe. Willst du also nicht bloß als ein gerechter Mann; sondern auch als ein Menschenfreund dankbar seyn: mußt du nie glauben, ihn bezahlt zu haben; sondern stets ein dankbares Herz gegen ihn behalten; und die Erweisungen deiner Dankbarkeit überall da in deinem Leben gegen ihn fortsetzen, wo keine höhere Pflichten dieselbe zurückhalten. — Gesetzt aber, daß du außer Stande wärest, ihm seine Wohlthaten durch Gegendienste vergelten zu können: so ist es genug, wenn du ein erkenntliches und dankvolles Herz bey dir unterhältest; das bereit ist, wenn die Zukunft es möglich machen sollte; sich in thätigen Erweisungen der Dankbarkeit gegen ihn zu öffnen.

4) Nie und in keinem einzigen Falle kann dich die Dankbarkeit verpflichten; etwas für deinen Wohlthäter zu thun, wodurch die Pflichten der Gerechtigkeit gegen einen dritten, oder gegen andere übertreten werden! Alle Pflichten der Gerechtigkeit gehen den Pflichten der Gütigkeit vor: und jene werden von diesen vorausgesetzt! Gütigkeit gegen den einen, die auf Ungerechtigkeit gegen den andern gebauet ist; ist ein Verbrechen, das ein jeder ehrlicher Mann und Menschenfreund verabscheuen muß!

5) Bedenke, daß die Dankbarkeit die Pflicht desjenigen ist, der die Wohlthat empfangen hat: daß

daß sie sich auf die Schätzung gründe, mit welcher dieser den Werth der empfangenen Wohlthat bey sich anschlägt, und nur anschlagen kann: daß es also auf seine Empfindungen, und Vorstellungen, und auf sein Urtheil eigentlich und hauptsächlich ankomme; ob er etwas für Wohlthat für sich halten könne? und wie groß er dieselbe für sich ansehe? daß es also auf sein Urtheil eigentlich ankommen müße, ob? und zu wie vieler Dankbarkeit er sich verpflichtet halten könne? — Hierinn versehen es die Menschen insgemein; und die Vernachläßigung dieser Regel ist die Hauptquelle der ewigen Klagen, die über den Undank in der Welt geführet werden. Die Redensart, Undank ist der Weltlohn, ist zum Sprichworte geworden. Aber hat denn dieß Sprichwort so allegemeinen Grund? Es wäre doch schlimm, wenn die Menschen wahrhaftig so herrschend bösartig wären, als sie jenes Sprichwort angeben will! Wir wollen sehen, was daran ist. Wer sind diejenigen, die jene Klage im Munde führen? Offenbar sind es die Austheiler der Wohlthaten; nicht, die Empfänger derselben: oder, es sind diejenigen, welche glauben andern Wohlthaten erwiesen zu haben; wofür ihnen diese den Dank schuldig geblieben seyn sollen. Sind das aber nicht zweyerley Menschen; die mit verschiedenen Augen ein und eben dieselbe Sache ansehen und beurtheilen? Kann nicht der eine, etwas als Gabe, die er giebt, ansehen: was der andere, der es empfängt, nicht dafür hält? was dieser als Schuldigkeit von jenem,

nem, oder wohl gar als ein Uebel, und als eine Beleidigung ansieht, die ihm zugefügt wird? Oder, kann jener nicht den Werth seiner Gabe höher rechnen; als ihn dieser schätzen kann? Kann jener nicht eine Dankbarkeit von diesem verlangen: die dieser, seiner Meynung nach, ohne Ungerechtigkeit zu begehen, nicht abstatten kann? oder, die seine Kräfte übersteigt? u. s. w. Wie viele tausend Fälle lassen sich gedenken; die alle für sich, von der Allgemeinheit des Sprüchworts: Undank ist der Weltlohn, Abzüge zu machen verlangen? Wie viele mögen übrig bleiben, die die Wahrheit desselben stehen lassen, oder erweisen könnten? — mich dünkt, die Allgemeinheit des Sprüchworts ist daher entstanden: weil sich ein jeder zu viel, Wohlthäter gegen andere zu seyn, einbildet; daher findet ein jeder, Undankbare gegen sich! Daher die ewige und allgemeine Klage über Undank! Daher auch die Versicherung der Moralisten, daß der Undank unter die schwärzesten Laster gehöre! Du, der du so klagst und urtheilst! gieb die Wagschaale, mit der du deine Wohlthaten abwiegst, dem andern in die Hand, der deine Wohlthat genossen haben soll, und höre: welche Schaale, ob deiner Wohlthat? oder seiner Dankbarkeit? er schwerer, oder leichter, als die andere findet? Und wenn du dich denn auch nicht verpflichtet zu seyn glaubst; sein dir widersprechendes Urtheil allein für wahr gelten lassen zu müßen: so beweise wenigstens die Bescheidenheit, und mache zwischen eure beyden verschiedenen

nen Urtheile einen Durchschnitt; so wird wahrscheinlicher Weise, die gefundene Mittelzahl euch am sichersten dahin führen, wo in diesem Falle die Wahrheit zwischen euch ruhen möchte. Ueberhaupt aber bedenke: daß der Geber sich nur um das Wohlthun; keinesweges aber darum zu bekümmern habe, ob bey dem Empfänger Dank oder Undank erfolgen werde? Wo du Gelegenheit hast, Gutes thun zu können; da sollst du ohne alle Rücksicht auf etwanigen Dank oder Undank, der dir dafür werden möchte, Gutes thun. Dann thust du deine Pflicht! Ob der andere die seinige thut? geht dich hier nichts an.

Um aber dem Undank hiedurch nicht das Wort zu reden; so wollen wir noch diejenigen kennen lernen, welche mit Recht Undankbare genannt zu werden verdienen.

1) Diejenigen sind Undankbare. die das Gute, was die Menschenliebe andrer ihnen zuwendet; als einen Abtrag der Schuld ansehen, den sie vermöge der Gerechtigkeit von jenen erwarten konnten: wofür sie sich also gar nicht dankpflichtig gegen sie erkennen. Der Stolz macht viele Menschen von großen Vorzügen, die sie vor andern voraus besitzen, träumend! und läßt sie diese, als solche, ansehen; die mit der Schuldigkeit gebohren sind, ihnen Ehrerbietung, Dienste, Aufwartung, und Beystand leisten zu müßen! Daher nehmen sie die Wohlthaten, die ihnen von andern erwiesen werden, als einen Zoll hin, der ihnen ihrer Meynung nach, ohne himmelschreyende

Unge-

Ungerechtigkeit zu begehen, nicht versagt werden konnte; als ein Opfer, das ihren großen Verdiensten und Vollkommenheiten gebührte: und fürchten wohl gar, schon fast zu viel zu thun; wenn sie es die, die ihnen Gutes erweisen, durch ein freundliches Gesicht merken lassen, daß sie mit ihren Diensten zufrieden sind; Die hochmüthigsten Menschen sind gemeiniglich auch die undankbarsten: weil ihre erhabenen, ausschweifenden Einbildungen, die sie von sich unterhalten, es ihnen als unnöthig angeben, auf Mittel zu denken, wie sie sich lösen mögen? wenn ein andrer gegen sie liebreich und freygebig ist.

2) Diejenigen sind Undankbare, die sich weigern, bey bequemen Gelegenheiten die genossene Wohlthat zur Ehre ihrer Wohlthäter zu bekennen. Wer sich nicht schämte, eine Wohlthat von dem andern anzunehmen; warum will er sich denn schämen, es zur Ehre seines Wohlthäters bey guter Gelegenheit zu gestehen? Ein solches Bekenntniß ist gewiß die kleinste Erwiederung, die man den Liebesdiensten der Großmuth und des Mitleids machen kann. Einmal ist sich der Mensch doch nicht, allein, selbst genug! Er bedarf des Beystandes andrer in tausend Fällen. Warum will ich mich denn der gegenseitigen Abhängigkeit schämen, die ich doch nicht abläugnen kann? Warum eine stolze Miene gegen den annehmen, der mich in seiner Hilfsbedürftigkeit mit seiner Güte unterstützte?

3) Diejenigen sind Undankbare, welche die genossene Wohlthat, wenn sie selbe nicht ganz abläugnen können; doch hinterher verkleinern. Zu der Zeit, da der Undankbare die Wohlthat genoß, war sie ihm wohl sehr wichtig. Aber nachher thun viele, als wäre ihnen nichts daran gelegen gewesen; weil sie ihre abgeholfenen Bedürfnisse nun nicht mehr so fühlen. Entweder schreiben sie die empfangenen Wohlthaten schlechten Ursachen und Absichten zu. Der Wohlthäter, sagen sie, habe nur seinem Stolze und Eigennutz gedient. Er sey durch vorgeschossene größere Dienste zur Dankbarkeit verpflichtet gewesen. u. s. w. Oder, sie sagen: Die Wohlthat selbst sey eine sehr gemeine Gefälligkeit gewesen, die ein jeder andrer seinem Nebenmenschen auch erwiesen haben würde; die dem Geber nichts gekostet habe; und dergleichen. Solche Betrachtungen wurden vorher, da die Noth gegenwärtig war, nicht angestellt! Nun, da sie hinterher kommen; zeugen sie von einem sehr störrigen Stolze, den eine höhere Gütigkeit beleidiget hat, und der sich nicht überwinden kann, eine Verbindlichkeit von sich einzugestehen! von einem hämischen Neide, der den Menschen nicht ruhen läßt, bis er jene Großmuth benaget, und ihren Glanz verdunkelt hat; und von einem Herzen, das selbst gewohnt seyn muß, seine scheinbaren Werke der Großmuth aus kriechenden Bewegungsgründen zu üben, und daher andern auch solche Unlauterkeiten zutrauen kann.

4) Diejenigen sind Undankbare, die die ihnen erzeigten Wohlthaten auf eine sehr unschickliche Art erwiedern. Z. B. Wenn sie ihre Vergeltung genau nach dem Maaße der ihnen geleisteten Wohlthat und Hilfe abmessen. Dieß kann in vielen Fällen Undank werden. Denn, wie wir vorher gesehen haben, derjenige, der mir zuerst seine Güte erzeigte, handelte damals aus freyer Menschenliebe. Er war mir, der Gerechtigkeit nach, nichts besonders schuldig. Ich hingegen stehe, nach genossener Wohlthat, in der Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen ihn. Er hatte mir Gefälligkeit erzeigt. Erwiedere ich bloß die That; so bleibe ich ihm die Erwiederung seiner Gefälligkeit schuldig! Oder, der Dienst, den er mir erzeigt hat, kann nach Verhältniß seiner Umstände ungemein großmüthig von seiner Seite gewesen seyn. Will ich bey meinen nun vermögendern Umständen, in Abhelfung seiner Noth, und Beweisung meiner Dankbarkeit nicht weiter gehen, sondern nur gerade eben so viel thun, als er nur thun konnte; da ich doch zu mehrerem im Stande bin; und sein Bedürfniß auch größere Hilfe erfordert: so kann vielleicht eine Gutthätigkeit von meiner Seite gegen meinen alten Wohlthäter herauskommen; die schon gegen einen Fremden zu kärglich genannt zu werden verdiente. Womit habe ich ihm denn seine Großmuth erwiedert, die er in Betracht seines eingeschränkten Vermögens gegen mich bewies? Ich habe alsdenn noch gar keine Dankbarkeit ausgeübt.

Oder,

Oder, die Wohlthat, welche er mir erwies, war vielleicht damals für mich, und mein ganzes Glück entscheidend! Sie war vielleicht ihrem Inhalte nach, von keinem großen Belang! aber in Beziehung auf mich und auf meine damalige Lage, äußerst wichtig! Ich bedürfte ihrer schlechterdings! Mir mußte sie nicht ausbleiben; weil ich nur durch sie vom völligen Untergange gerettet werden konnte! — Und er sprang mir zur rechten Stunde damit bey! — Es giebt oft so sonderbare, kleine Gefälligkeiten, die so gütig und verbindlich erwiesen; so genau zur rechten Zeit, und den besondern Umständen angemessen, angebracht; und in ihren Folgen so wichtig und vortheilhaft für uns sind: daß sie nicht anders, als durch die Zuneigung und ergebenste Freundschaft unsers ganzen Lebens, völlig erstattet werden können. Gesetzt, mein menschenfreundlicher Nächster, war dieser gefällige Retter für mich! und ich hatte ihm meine ganze Erhaltung und mein ganzes Glück zu danken! — Nun ist er in der Noth. Dieselbige Hilfe dem Maaße nach, die er mir erwies; und die zu meiner Rettung auch hinlänglich und nur nöthig war; kann ihn itzt noch nicht retten! Sie muß größer seyn, wenn derselbige Erfolg für ihn entstehen soll. Ich kann auch mehr thun. Meine Wohlfahrt und Vermögen erlauben es, ihm mit einem größeren Aufwand der Retter zu werden; der er mir mit einem kleineren ward! — Aber nein; ich will ihm nur dasselbe bestimmte Maaß des Beystan-

standes zurückgeben; welches ich von ihm empfangen hatte! Und thue ich den? Der Dienst, den ich ihm leiste, hilft ihm nichts. Also leiste ich ihm gar keinen; da er mir doch den allergrößten geleistet hatte! — Ich bin mit aller meiner angeblichen Dankbarkeit ein undankbarer Mensch.

5) Diejenigen sind Undankbare, die die empfangene Wohlthat zu der guten Absicht nicht anwenden, zu welcher sie ihnen der Menschenfreund verliehen hatte. Ein jeder hat nach seinem Eigenthumsrechte die Freyheit; den Gebrauch seines Vermögens nach seiner Einsicht zu bestimmen: folglich, wenn er mein Wohlthäter wird; auch das Recht, wenn er will, mir die Anwendung vorzuschreiben, welche ich von seiner Wohlthat machen soll! Ließ ich mir dieß gefallen; und nähm ich unter der vorgeschriebenen Bedingung, seine Wohlthat an: so ist es eine wahre Kränkung seines Eigenthumsrechts, wenn ich seine Gaben zu einem fremden Behufe, wider seine Vorschrift und ohne seine Einwilligung anwende. Ich mache dadurch, daß dem Wohlthäter, sobald er es inne wird, seine Wohlthat gereuet: und er in künftigen Fällen mich ohne Hilfe läßt. — Je entfernter die von mir gewählte Absicht, von der seinigen ist: desto mehr reitze ich seinen Unwillen, und desto undankbarer bin ich gegen ihn. Und gesetzt, daß meine Absicht ersprießlicher für mein Wohl wäre, als die seinige: so bin doch nicht befugt, sie der seinigen ohne

seine

seine Einwilligung vorzuziehen. Fände ich die seinige ganz schädlich für mich; so würde ich seine ganze Wohlthat nicht annehmen. Sie ist alsdenn keine für mich. Folglich bin ich schuldig, da, wo ich sie anzunehmen für gut finde, mich nach seinem Willen zu richten. Aeußerst undankbar wäre es, die empfangene Wohlthat sogar zum absichtlichen Verdruß und Schaden des Wohlthäters zu Misbrauchen.

Ueber den Begriff der Tugend.

So sehr auch Moralphilosophie in unseren Zeiten bearbeitet wird, so hoch auch die Wissenschaften und Gelehrsamkeit gestiegen seyn mögen, und wir ununterbrochen von Rechtschaffenheit reden; so scheints doch, als sey der ächte Begriff von Tugend bisher nicht festgesetzt. Erfahrung und Beobachtung bestättigen das, was ich hier schreibe. Jeder macht sich sein eigenes Bild von Tugend, handelt darnach, und sieht mit schielendem Blicke denjenigen an, der sich dazu nicht bequemet, der das für Tugend nicht gelten lassen will, was jener dafür ansieht. Numesian, der sich Tugend zum Bedürfnisse machte, fühlt es ganz das heilige Feuer, das in seinem Busen lodert, blickt sehnsuchtsvoll nach Befriedigung eines Triebes, der sein ganzes Wesen durchglüht. Angespornt von diesen mächtigen Beweggründen bildet er sich ein Ideal, dem er mit verdoppelter Kraft unaufhörlich nachjaget,

das er für eines der besten, der ächtesten hält. „Unterdrücke, tilge alle deine Leidenschaften, streube dich gegen jede sich entwickelnde Begierde, vergalle dir, so sehr du kannst, jede Freude dieses Lebens, wandle bloß geistig in Gefilden der dich erwartenden himmlischen Zukunft, und lasse die Vergänglichkeiten eines irdischen Jammerthals nie Gegenstände deiner Sorgfalt seyn" sind die Hauptzüge von Numesians Ideale der Tugend. Von einem Ideale, das itzt die Richtschnur seines ganzen Verhaltens ist, das sein ganzes Betragen bestimmet. Ich brauche mich hier gar nicht weiter ins Einzelne einzulassen, jeder denkende und beobachtende Leser findet lebende Beyspiele genug, bey denen dieses Abstraktum realisirt ist. Ist aber so ein Begriff von Tugend und Rechtschaffenheit richtig? Ist er würdig genug von vernünftigen Erdbewohnern angenommen zu werden? Jeder, der hell und ohne Vorurtheile denkt, muß ihn verabscheuen. Menschen sind für Menschen geschaffen, keiner für sich allein. Unser aller Wohl muß gemeinschaftlich angebaut und erhalten werden; daher muß auch ein jedes Individuum dem andern nützen, eins das andere unterstützen, als ein Glied der großen menschlichen Kette ins andere greifen. Deßhalb sind wir da, nicht bloß anderer Spähre wegen. Schon oft hatt' ich Gelegenheit in diesen Blättern die große Wahrheit zu rügen; Glückselig sey der Zweck, deshalb wir geschaf-

geschaffen worden sind. (*) Alle unsere Handlungen zielen auf Erreichung desselben ab: und eben dieses Zweckes wegen versammelten sich Menschen in Gesellschaften, um sich durch gemeinsame Hilfe, und wechselseitigen Beystand zu unterstützen, ihre Glückseligkeit zu befördern, darum wurden auch Gesetze gegeben, und Strafen auf die Uebertretung derselben fixirt. Darinn bestand Gottes Absicht, als er den Menschen werden ließ. Sie zu erreichen, den rechten Weg zu wandeln, uns zu beglücken, ist Tugend das einzige Mittel, daß in der Anwendung nicht trügt, daß den Menschen veredelt, daß ihn Gott gleich macht. Tugend an und für sich ist ein allgemeiner Name, ein Ausdruck, der alles unter sich begreift, was der menschlichen Gesellschaft nützlich und vortheilhaft ist. Jede Handlung also, die auf die Beförderung des Wohls meines Nebenmenschen hinausläuft, und meinen eigenen wahren Vortheil befestigt, wahrer Vortheil ist nur die Seelenruhe, und der Beyfall des höchsten Wesens, der demselben wenigstens nicht widerspricht, gehört mit unter die Klasse tugendhafter Handlungen, trägt das Gepräge der Rechtschaffenheit an sich. Doch gehört noch dazu, eine freye, nicht erzwungene Entschließung, ein Bewußtseyn, daß ich zum Besten meiner Mitmenschen handle, und nach Gottes Absicht. Diese Bedingung ist

(*) Versteht sich wahre Glückseligkeit, die in nichts anderm bestehen kann, als in Erfüllung der Gebothen Gottes, die alle zu unserer Glückseligkeit abzielen.

nothwendig, und um so nothwendiger, je mehr man glaubt Gutes geübt zu haben, das doch sehr oft im Grunde eine Folge unserer physikalischen Beschaffenheit ist. Solche Handlungen will ich Temperamentstugenden nennen, und schreibe ihnen nichts weniger als irgend ein Verdienst bey. Der sanguinische Kallisthenes, der sonst bey ruhigem Blute die leidende Menschheit kaum eines Blickes würdiget, kömmt gerade aus einer ihm angemessenen Gesellschaft voll Vergnügen, und ganz glühend vom köstlichen Weine. Ein unglücklicher stößt ihm auf, wirkt heftig in seine, zu allen Eindrücken ohne Unterschied offenen Sinne; Kallisthenes vermag ihn nicht länger zu ertragen diesen Anblick, er disharmonirt zu sehr mit seinem itzigen Zustande, seine Seele ist betäubt, und Unbehaglichkeit herrscht in jedem Gliede seines Körpers. Mechanisch beynahe, ohne Entschluß Tugend zu wirken, ohne das Bewußtseyn das Elend eines Mitmenschen zu erleichtern, ohne sie nur einigermassen zu fühlen die Last, die den Armseligen drückt, greift er nach der Börse, und schont des Goldes nicht. Hat Kallisthenes tugendhaft gehandelt? Nein: Und warum nicht? Weil er hier den Entschluß Gutes zu vollführen, nicht das Bewußtseyn einer guten That hatte. Kurz: weil er selbst nicht wußte, was er that. Und gesetzt auch, Kallisthenes hätte alles dieses gedacht, er hätte sich vorgenommen einem Unglücklichen zu helfen, er hätte es mehrmalen in seinem Leben gethan; könnte man ihn wohl

tugend=

tugendhaft nennen? Auch nein! Denn eine herrschende Neigung mit Leichtigkeit verbunden gute Thaten zu üben, gehört dazu. Hier sind also die Merkmaale der Tugend, die auch zusammengenommen und in eine gehörige Ordnung gebracht, das Criterium derselben ausmachen.

1) Also gehört zur Tugend eine herrschende Neigung, und Fertigkeit in der Ausübung des Guten.

2) Nutzbarkeit für das Menschengeschlecht, von Seite der Handlung.

3) Freyer Entschluß, und ein Bewußtseyn, daß ich Tugend übe, und

4) Daß ich sie darum übe, weil sie Gottes heiliger Wille ist.

An ein Blümchen.

Still in kummerloser Ruh'
Weit entfernt vom Falle
Kleines Blümchen! blühest du
Ruhig in dem Thale.

Glück ist nicht auf steilen Höh'n,
Die der Hof vergöttert.
Rose! wo die Cedern steh'n
Wirst du leicht entblättert.

Liebes Blümchen! konnte ich
Auch im Schatten ruh'n,
Blümchen! wie beneid ich dich,
Sag! was muß ich thun?

Gern will ich die Einsamkeit
Unser Glücke wählen,
Und es soll an Seligkeit
Meinem Herz nichts fehlen.

Blümchen! Bild der Redlichkeit,
Blümchen ohne Tücke
Dein Genuß ist Seligkeit,
Und dein Daseyn Glücke.

Wenn doch Menschen so wie du
Weit entfernt von Städten,
Fröhlichkeit und innere Ruh
In der Seele hätten.

Der Morgen.

Die Sonne gieng auf, und Simon gieng ins offene Feld, sah den Himmel an, als die Wohnung der Gottheit, und so war sein Gebeth.

Nun fühle ich wieder, daß ich lebe, die Nacht ist vorüber, ich erwachte. Ich will also den ersten meiner Gedanken zu dir, Allgütigster! erheben, der du mir das Leben gabst, und der für mich wachte, als ich schlief — o wie gut mußt du seyn, der du Sorge trägst für das geringste deiner Geschöpfe: gut mußt du seyn, und dieser Gedanke soll nie aus meinem Herzen kommen, daß du gut, unendlich gut bist. — Wie tröstend ist er für mich, mit welcher Wonne sehe ich nun wieder diese Welt, alles erinnert mich deiner Güte, alles deines Wohlwollens.

Ich

Ich bin dein Geschöpf, bin ein Staub; aber belebt durch deine Allmacht, ich fühle ein Herz in mir, das empfindet, eine Seele, die den Eindrücken des Zutrauens und der Liebe sich öffnet. Wem soll ich also die Erstlinge meiner Empfindungen bringen, als dir unbegreifliches Wesen, das mich schuf?

Du bist ein Geist, und ich ein Sterblicher — begreifen kann ich dich nie, aber fühlen kann ich wohl durch deine Werke, wer du bist. Höre mich, Allgütiger! höre das Geschöpf, das zu dir ruft; du bist die Liebe.

Ja die Liebe bist du; denn Liebe verkündigen alle deine Werke, die aufgehende Sonne verkündigt deine Majestät, und die Wonne dieses Morgens deine Güte.

Ich sehe heut meinen Vater wieder, meine Gattinn, meine Kinder, sie sind gesund, und freudig eilen sie wieder in meine Arme. Wer sorgte für sie, als ich schlief? Wer schützte sie vor den Gefahren der Nacht? Du, Gott der Güte! und mein Herz soll dich nicht lieben?

Was heißt aber dich lieben? Das will ich überdenken. Dich lieben, heißt deine Gebothe halten; und deine Gebothe sind Liebe. Was fordert das unbegreifliche Wesen von mir, das mich schuf? Was sind die Befehle des Beherrschers der Welten? Liebe, erwiedert die ganze Natur, liebe Gott, liebe dich, liebe deinen Nächsten.

Ich hatte einen Vater, und ich liebte ihn; ich habe einen Freund, und mein Herz schlägt ihm entge-

entgegen! ich habe einen Wohlthäter, und meine Seele ist gerührt, wenn ich an ihn denke: Und du Gott bist mein Vater, mein Freund und mein Wohlthäter; und ich soll dich nicht lieben?

O Menschen! wie seyd ihr mir alle werth, ihr seyd meine Mitbrüder, und wenn ich euch umarme, so umarme ich den Ewigen.

An diesem feyerlichen Morgen, Schöpfer aller Wesen, will ich dir also die heiligsten Gelübde ablegen, daß ich deinem heiligsten Beyspiele auch nachleben werde. Ich will dem Elenden helfen, den Unterdrückten beschützen, den Verwaisten aufnehmen, den Nackenden bekleiden, den Verwundeten heilen, den Irrenden zurecht führen. Ich will sanftmüthig mit meinen Untergebenen seyn, liebreich mit denen, die die Natur in meine Arme führte, und ich will jeden, der nach deinem Ebenbilde erschaffen ist, als meinen Bruder ansehen, und als ein Kind, das dir lieb ist.

Herr! was ich dir hier sage, fühle ich in meinem Herzen. Aufrichtig wie ein Kind will ich mit dir seyn, der du das Innerste meiner Seele durchforschest. Daher will ich dir in diesen ersten Stunden des Tages auch die ersten Beweise meiner Liebe geben.

Deiner wegen verzeih ich jedem meiner Feinde, und verspreche es dir, Herr! daß ich jedem Gutes thun will, der mir Böses that; den will ich segnen, der mich fluchet, und den lieben, der mich hasset. Ich nehme mir also vor, von meinem Nächsten nie übel zu reden, keine ungleis-

gleichen Auslegungen von seinen Handlungen zu machen, ihn nicht auszuhöhnen, ihm nie übel zu begegnen, wenn er fehlet. Ich nehme mir vor, ihm kein übles Beyspiel zu geben, nie ungerecht gegen ihn zu seyn, ihn nie zu hintergehen, oder zu betrügen; sondern immer so gegen ihn zu handeln, wie du mir befohlen hast.

Ich will ihm nicht neidig seyn, wenn du ihn segnest; nicht geitzig, wenn er meiner Unterstützung bedarf. Kann ich ihm nicht durch Mittel helfen, so will ich ihm durch Rath oder Anleitung an die Hände gehen, und dieses alles darum, weil es deine Gebothe sind, und weil ich dich liebe.

Die Nacht.

Daß der Morgenländer die Nacht haßt — und willst du's nicht glauben, Freund, frage nur Herdern — daß er Bild, Simbol, und Gleichniß, wenn er sein grössestes Elend beschreiben will, von ihr hernimmt. Hab' ich immer an ihm auszusetzen gefunden. Eine schöne Nacht, denk' ich, ist wenigstens beynahe eben so schön, als ein schöner Tag. Nicht, als meynt' ich, daß man sie am Trink- oder Spieltisch, oder unter einigen Menuetten und Polonoisen mit oder ohne Masque hinbringe. Wer's will, der thu's; ich wills ihm nicht wehren. Ich bringe zuweilen so eine Nacht lieber mit Glossen hin, und freue mich, daß es Menschenglossen sind. —

Wenn

Wenn ich eine schwüle Luft den Tag hindurch eingeathmet, und ein unaufhörlichblendender Strahl meine Augen geschwächt hat: so ist es doch eine vortrefliche Erholung, wenn die Nacht mich in ihre Schatten aufnimmt, eine kühlere Luft mir zuweht, und Blut und Auge erfrischt. Es ist mir, als pflanzte sie mir allenthalben Bäume und Lauben, und schlüge mir Zelter auf, unter welchen ich meine Kräfte wieder sammeln, und zur künftigen Tagsarbeit geschickt machen sollte. Ich habe der Natur in meinem Leben manchmal schon für Licht und Wärme gedankt; aber denn dank ich ihr auch für Dämmerung und Kühle. Seh' ich nur den freundlichen Mond, und hie und da ein Sternchen; weht mich nur dann und wann ein wärmender Südwind an: so hab' ich genug. Breitet euch aus, denk' ich denn, ihr Dunkelheiten der Nacht, und seyd Segen und Erquickung für meine Brüder, und für mich! —

Welch ein feyerlicher Anblick, wenn man den grössesten Theil der lebendigen Geschöpfe in einer so ruhigen, bewegungslosen Stille sieht, und der Mond über so vielen Millionen hingestreckter zusammengekrochener Wesen schwebt! Stell dir nur vor, Freund! wie die Menschen den Tag über unter einander laufen, Geräusch machen und lermen; wie die Philosophen, Advokaten, Zahnärzte, Marktschreyer, Thorschreiber, Kesselflicker, Kannengiesser, Butterweiber, demonstriren, rabuliren, bramarbasiren, raisonniren,

ren, halt, kontrabant, und wer kauft? schreyen; wie die Rosse unter einander wiehern, die Vögel durch einander singen — zur Nachtzeit hörst du sie nicht. Hier und da quackt ein Frosch, schnurt eine Fledermaus, schreyt eine Eule, wird ein Pferd auf der Wiese laut, pfeift ein Reisender, rasselt eine Extrapost, ruft eine Schildwache: wer da? — das ist alles. Es ist Sabbath in der Schöpfung — der grösste Theil der Kette klappert nicht. So hinsehen, auf die grosse Gesellschaft von lebendigen Wesen, die um uns her ist, und sie auf Federbetten, Strohstreuen, Rosenbänken, Kanapes, Pritschen, Baumzweigen, und auf der platten Erde, oder in hohlen Eichen, Nestern, Felslöchern, Erdhöhlen, ohne Bewegung erblicken, und dabey denken: sie schlafen; du wachst, und — siehst sie schlafen, und denn den Mond über sich haben, und bey sich sprechen: der schläft auch nicht — das ist doch so etwas, das nicht vom gemeinen, alltäglichen Schlage ist. Oft, wenn ich in einer schönen Sommernacht aufsaß, und daran dachte, daß alles um mich herschliefe, daß kein Mensch sich um das allgemeine Wohl bekümmerte, sondern jeder das Ding so sieben oder acht Stunden laufen ließe, wie's laufen wollte, verfügte ich mich gleich in meinen Gedanken auf den ersten Posten, ergriff das Ruder der Staats, welches der König, oder Fürst, aus den Händen gelegt hatte, und stellte mir vor, daß alles zu Grund und zu Boden gienge, wenn ich nicht wäre.

Was doch die Nacht thun kann! Sie ergreift den eilfertigsten, unermüdesten Mann, und streckt ihn längelang hin; da liegt er, und ruht, und alle seine Entschliessungen, welche er auszuführen gedenkt, ruhen mit ihm zugleich. Sind sie edel und gut, so ist's bedaurenswürdiger Schade, daß sie eine sechs- oder siebenstündige Nacht aufhält; sind sie schändlich und unverderbenbringend, so möcht' eine ewige Nacht sie vernichten! — So nimmt sie den Elenden, Sorgenvollen, bey der Hand, und spricht: hülle dich in meinen Schooß ein, und vergiß alle deine Leiden! und zum Unsichern, Gefahrfürchtenden spricht sie: decke dich mit meinen Schatten; und zum Verfolger: steck' das Schwert ein, oder du fällst selbst in dasselbe! — Sieh da eine Pause von sieben, acht ganzen Takten allenthalben, auf jeden Takt eine Stunde gerechnet; und du, Freund! der du die heitere Nachtstille durchwachst — spielst unterdeß Solo. —

Wirst's aber nicht lange spielen; einer wird nach dem andern mit seinem Instrument wieder einfallen. Das ist auch eine angenehme Betrachtung, mitten in den Stunden der Nacht auf die Schläfer hinsehen, und sichs schon vorstellen, wie sie alle nach einander wieder erwachen; wie sie von ihren Betten und Strohlägern, aus ihren Nestern und Höhlen, wieder hervorgehen, und die abgebrochene Rolle fortspielen. Ist so recht eine Art von Auferstehung: nur, daß sie nicht auf einmal geschieht. Der eine kommt früher, der andere später; der eine schleicht gähnend, der

andere

andere springt erquickt hervor. Nach einigen Stunden sind sie all' auf dem Platz, suchen sich ihre Arbeiten, ihre Zeitvertreibe und Vergnügungen, ihren Tisch, auch wohl ihren Mann, mit dem sie sich balgen wollen. Sonderbarer Anblick! Sie schliefen — es war still; sie erwachen, und nun geht in der halben Welt das Getöse an. — —

Aber die Natur schläft nicht, wenn ihre Kinder schlafen. Sie ist immerdar beschäftigt, und arbeitet alsdenn recht unbelauscht und im Verborgnen fort. Unbekümmert darum, ob sie Zuschauer habe, läßt sie wachsen, blühen, und reifen, und erstaunt tritt der Mensch am Morgen hin, und schaut die Progressen an, welche sie in den fruchtbaren Dämmerungen gemacht hat. Sie erholt sich von der drückenden Hitze am Mittag, sammelt den erquickenden Thau ein, richtet die welkgewordenen Pflanzen in die Höhe, krümmt die innern Kohlblätter, und schließt sie zum Kopf, treibt den Spargelstengel durch die Oberfläche der Erde, bebrütet das Küchenk unter den Flügeln der Henne, und stärkt jedes ihrer Geschöpfe durch Ruhe und Schlaf! Wachender Freund in der Sommernacht, allen diesen grossen, und heilbringenden Verrichtungen der Natur wohnst du bey; kannst du's ohne Wonnegefühl? —

Und denn noch über dir die majestätische Pracht des gestirnten Himmels! Welch ein unaussprechlicher Anblick! den Vorzug hat die Nacht

vor dem Tag, daß der Himmel in derselben schö-
ner ist. Zwar vermiß' ich die Sonne — und ist
die weg, so ist viel weg — aber dafür sind so
viel allerliebste Sternchen da, und der freund-
schaftliche Nachbar der Erde, der stillglänzende
Mond. Noch hat wohl kein Mensch gelebt, der
sehen konnte, und in dessen Leben nicht hie oder
da ein Augenblick der Betrachtung des nächtli-
chen Himmels geweiht war. Mittelmäßige, all-
tägliche Sterbliche, fanden ihn schön, und grosse,
mit tiefem Gefühl begabte, vergassen über ihn
der Erde. Alle die Sterne, welche ich da sehe,
seh ich am Tage nicht; was das Licht doch
verbergen kann! Sollst du geglaubt haben, Bru-
der! daß das Licht verbergen könnte? — Wie
sie da über den Himmel in so regelmäßigen Ent-
fernungen hingesäet sind! wie sie schweben, und
schweben! Ha! wie sich Aug' und Herz an Mond
und Sternen weidet! Denk' ich denn, daß sie
alle Welten Gottes sind, wie wird mir? Wel-
ten, bald kleiner, bald grösser, als die, von
der ich ein Punkt bin. Ueber ihnen noch meh-
rere, die mein Auge nicht sieht, aber sehen wür-
de, wenn ich in Sirius lebte. Milchstrasse,
was bist du? Wohl gar ein neues Weltensystem
in gränzenloser Ferne! Und über die wohl noch
eine Milchstrasse, und denn noch eine, und so
fort an. Unermeßliches Weltenthal, ich wags,
dich zu denken, und — werde verschlungen. —

So eine Nacht im Leben ist ja wohl dann
und wann eines Schlafs werth, den ich ihr

opfe-

opfere! Empfangt mich heilige Schatten! In euch denk' ich so viel Guts, fühle so viel Schöpferdaseyn, fasse so viel fromme Entschliessungen. Der Tag, welcher euch verscheucht, müsse sie alle verwandeln in Wahrheit und Leben, in Leben und Wahrheit! Und thät' er dieß nicht, so wünscht' ich lieber, es bliebe Nacht, und ich dächte immer mein Gutes fort, fasste immer meine frommen Entschliessungen, fühlte immer Schöpferdaseyn — fühlts im Angesicht des gestirnten Himmels! — —

Der Gottesacker.

Hier ist also jener unfruchtbare Acker, wo der Saamen unzähliger Geschlechter erstickt, und Menschen ins vorige Nichts zurückfaulen; hier liegt sie zerbrochen, die wunderbare Maschine, die von der Allmacht gebaut, und mit Unsterblichkeit belebt war; hier modert im Staube der Staub, in dem ein Geist sich entwickelt, die Gottheit gedacht hat; hier liegen die Bürger der glänzenden Welt, nun Bürger des dunkeln Schattenreichs; hier ist der Sammelplatz, wohin das Verhängniß uns ausirrenden Pilgrimen die Loosung gegeben hat — hieher, ihr Sterblichen! wo wollt ihr anders hinwandern, als in den Tod?

Hier will ich der blassen Schwermuth zur Seite unter Gräbern wandeln; hier — kalt tritt das Geblüt in meinen Adern zurück, ein heimlicher Schauer schweret mich abwärts — entsetzt

euch nicht baufällige Knochen, über die Ueberbleibsel eures Gleichen zu klettern! feiger Körper, was bebst du zurück? Laßt mich, verzärtelte Sinnen! Laßt mich! hier will ich ganz Geist die Spuren des Verhängnisses treten; steif will ich dem Tode tus Gesicht schauen.

Zeige mir, despotischer Würger! zeige mir deine Eroberungen, die aufgetürmten Leichen, meine Mitmenschen, und empfang mich Sterblichen dann auch! du kömmst mir nicht unerwartet! lange schon habe ich an dich gedacht; vertraut will in deine Arme sinken. Ich kenne deine Gewißheit — zeige mir deine Schreckniße! denn sieh! ich bebe nicht! ich will sie bewundern, und mit Unerschrockenheit in deine kalte Finsterniß hinabstaunen.

Oedes Thal der Verwesung, wo zarte Sprößlinge frühzeitig geknickt, und verjährte Eichen aus den Wurzeln gerissen liegen, gleich einer winterlichen Einöde, durch welche ein reißender Sturmwind geheult, oder ein kriegerisches Heer gestreift hat. — — die Natur wurde hier durch die verheerende Macht des Todes verfolgt. Zeichen seines Lagers, nackte Kreuze hat er auf melancholischen Hügeln ausgesteckt. Ein gothischer Kreuzgang, wo Fama in Leichenschleyer verhüllt, gegen die Krüfte hinabtrauert, wirft ernste Schatten in die einsamen Ecke — — dürre Schedeln, zerspaltene Gerippe, wie verdorrte ausgeweidete Eichen, vom Donner zu Boden geschmettert — — liegen in wilder Vermischung dahingeworfen —

ist

ist das die redliche Stirn meines Freundes? Der edle Stolz seiner Mienen? Wo ist das gefühlvolle Lächeln meiner Geliebten? Die blühende Unschuld auf ihren Wangen? Und welche Spuren finde ich in jener frommen Vertraulichkeit in den sanften Gesichtszügen meiner Schwester? — Geliebte, Freunde, Geschwister, liegen in wüster Vereinigung meiner, ihrer selbst unbewußt! die zärtliche Gattinn, aus dem Schooße der stillen häuslichen Glückseligkeit gerissen, verweset mit ihrem nachgestorbenen Gatten in ungeselliger Fühllosigkeit; beyde vom Tode getrennt, vereiniget! alle entstellt.

Nun ruhen sie hier in tiefes Schweigen verhüllt — sie ruhen, denn ihre Kämpfe sind vorüber — die empörte Natur hat ihre ganze noch übrige Kraft aus dem Innersten zusammengeholt, den letzten Seufzer von sich gestossen! — — noch seh' ich die sich ohnmächtig regenden, dahinsterbenden Blicke — itzt fällt der Vorhang über die verloschenen Lichter des Geistes, der sich aus seinem Kerker losgefesselt hat — feyerliches Entsetzen, nächtlicher Tiefsinn demmert in schwarzen Gemächern — beträhnte — blasse Gesichter harren in stummer Entrüstung umher — der Leichenglocke ächzender Sterbeton durchbebt die kalten Gewölber. Dort bringen sie ein Behältniß voll Erde, in welche der Schöpfer Unsterblichkeit blies — dort bringen sie ihn, den Abkömmling Adams, den Menschen, den Unsterblichen — den Todten! seine Familie, seine Freunde schleichen wie gebeugte Phantomen, in finsterer Pracht einher; ihre

Thränen bezeichnen den Pfad, der einst ihnen selbsten, der uns allen zu wandern verhängt ist.

Fühlet euch, Menschen! der Tod wandelt in eurem Geblüte, jede Minute schlägt euer Puls Theile des Daseyns hinweg! ihr lebet, ihr sterbet.

Sehet hinab zu euren Füßen! in solch schaudervolle Höhlen werden eure aufgethürmten Anschläge, die tobenden Wünsche, eure irdischen Hoffnungen stürzen! sehet die verwaisten Knochen, die entfleischet, wie rindlose Wurzeln, sich zwischen Moder und Fäulniß dahinstrecken! durchforschet mit denkenden Blicken dieß Eingeweide der Erde, das mit Gebeine durchwühlet ist — grausenvolle Verwüstung! wie ein durch Ueberschwemmung zerrissenes Gestade! hier sind der brausenden Thätigkeit ewige Dämme gesetzt; Berge von Leichen schwellen sich über diese Schranken der Natur! Millionen Geschlechter stürzen aus dem Würbel der Welt in die Tiefe der Ewigkeit.

Ewigkeit! Zukunft! welche geheimnißvolle, glänzende Aussicht! welch ein Weg führet dahin! ein Weg voll Nacht, die Auflösung der Natur — von Nichts in Etwas, von der Zernichtung ins Unendliche — Mensch, welch ein Räthsel bist du dir? Du kömmst aus dem Nichts, um in kurzem wieder zerstöret zu werden; du hörst auf, um ewig seyn zu können.

Noch hauche ich Leben von mir, noch klopfet mein Puls, eine Hand kann die andere noch fühlen, noch blüht mein Gesicht, noch kann ich das blasse Antlitz des Todes betrachten — bald

wird

wird man an mir sein Ebenbild schauen! — schon fühl ich den kalten Schauer, der durch die Gräber fährt, in meinen Gebeinen! aus einer ahndungsvollen Dunkelheit thauet auf meinen Geist Betäubung herab; kalte Todestropfen träufeln von der Stirne, und meine Sinnen erstarren bey dem stummen Anblicke des Verhängnisses.

So sinket der Staub, der dich dekt, in sich selbst zurück, tiefeste Vorsicht! so verliert sich der Geist in seiner eigenen Dunkelheit, wann er sich in überirdische Sphären wagt! wie undurchdringlich sind deine Rathschlüsse! wie verworren deine Wege! — im scheuslichen Dunkel, unserer eigenen Schritte unbewußt, wandern wir dem Tode entgegen, taumeln im nächtlichen Sumpfe, und blinken Lichtschen in die Ferne der Zukunft — gaukelnde Schatten täuschen unser träumerisches Daseyn. Erst dort wissen wir, was wir hier gewesen sind: aber hier wissen wir nicht, was wir dort seyn werden: blöd wähnten die Sinnen im Gesichtskreise der Gegenwärtigen herum, und die Phantasie schweift außer demselben im Raume; jene wähnen, was wir sind, und diese träumt, was wir seyn werden.

Zwischen Seyn und Werden tritt der Tod in die Mitte — dieser sondert Gedanken vom Stoffe, reißt von der Seele die mummischen Lappen, und baut seinen Triumph auf Nichts — — unumschränkt herrscht er hier im entvölkerten Gebiete; täglich mehret sich sein Reich mit ausgestorbenen Familien — alle Opfer seiner Wuth, die seinem

Macht=

Machtspruche gehuldiget haben. Geschöpfe von Gott, Glückseligkeit dürstende Geschöpfe, sie, denen Unendlichkeit gewiß, die Welt zu eng war, schrumpfen hier in Nichts zusammen. Tiefsinnig schweigende Statuen, aus welchen das Verhängniß staunt, panegirischer Marmor soll ihr faulendes Andenken versteinern, doch Jahrhunderte von Jahrhunderten verdrängt, wälzen sich in die Nacht der Vergessenheit zurück. Nichts bleibt übrig von dem, was vergeht (und alles vergeht) als ein flüchtiges Gerücht, daß es nicht mehr ist; nichts überlebet den Tod, als ein todter Laut, ein röchelndes Echo der Natur, von den Klippen der Welt zurückgeseufzet.

Berge entwerfen in herbstliche Thäler nur einen eitlen Schatten von den verblühten Schätzen des Frühlings — so mähet die Zeit um sich, bis der Tod selbst über die angerichtete Verwüstung erstaunt, durch seine eigenen Kräfte aufgerieben, in die allgemeine Niederlage fällt; bis Berge und Klippen zusammen stürzen, und die Welt aus ihren Angeln gerissen, der Tod die ganze Natur vollendet.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl von,

Sittenlehren und Erzählungen, für alle Stände der Menschen, zur Bildung der Herzen

Augsburg 1790

P.o.germ. 298
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107607-7
VD18 11738340